

Unter Chinesen und Tibetanern

A. Genschow



Der Verfasser in Winterkleidung und tibetanischen Stiefeln.

…TER CHINESEN
TIBETANERN

A. GENSCHOW

Abbildungen, In[illegible] [illegible]len und Zierstücken im Text [illegible] Original-
[illegible] und Zeichnungen des Verfassers nebst 5 [illegible] graphischen
[illegible]en in Farbendruck, [illegible] Uebersichtskarte u. Porträt des Verfassers.

ROSTOCK i. M.
C. J. E. VOLCKMANN
1905.

[illegible] wurde in [illegible] Exemplaren
auf Extra Kunstdruckpapier [illegible]



Unter Chinesen und Tibetanern

Von

A. GENSCHOW

Leutnant und Dolmetscher-Offizier im Ostasiatischen Expeditionskorps,
jetzt Leutnant im Infanterie-Regiment von Alvensleben
(6. Brandenburgisches) No. 52.

Mit 189 Abbildungen, Initialen und Zierstücken im Text nach Originalaufnahmen und Zeichnungen des Verfassers nebst 5 lithographischen Spezialkarten in Farbendruck, 1 Uebersichtskarte u. Porträt des Verfassers.

ROSTOCK i. M.
C. J. E. VOLCKMANN
(Volckmann & Wette)
1905.

Eine Luxusausgabe wurde in 100 numerierten Exemplaren
auf Extra-Kunstdruckpapier abgezogen

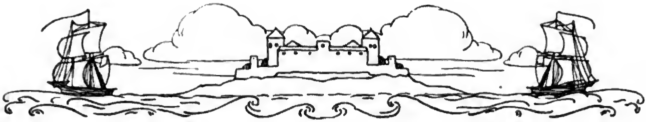
Seiner Hoheit

Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg-Schwerin

mit ehrerbietigstem Danke

in unwandelbarer Verehrung

gewidmet.



VORWORT.

Es ist in den letzten Jahren von dem Reiche der Mitte sehr viel gesprochen, geschrieben und auch gedruckt worden, aber China ist ein unerschöpflicher Born, ein Land, welches jedem Reisenden immer wieder neue Eindrücke bietet und mit seinen Bewohnern, seinen Sitten und Gebräuchen einen Wissbegierigen sehr wohl auf seine Kosten kommen lässt.

Als Dolmetscher-Offizier hatte ich wohl wie selten einer Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen. Musste ich doch manchmal bis zum Ueberdruss mit den Behörden und mit dem Volke verhandeln! Diese Tätigkeit beschränkte sich aber fast nur auf die Gegenden, in denen andere Europäer bereits seit Jahren ansässig waren, auf jene Provinzen des Himmlischen Reiches, welche von diesen Pionieren abendländischer Kultur und zahlreichen Reisenden schon des öfteren in Wort und Bild geschildert worden sind. Verhältnismässig wenige aber nur sind in das Innere des Landes eingedrungen, wo die Urwüchsigkeit der Chinesen sich in ihrem vollen Glanze zeigt, weil diese Leute nie oder nur selten mit den Trägern europäischer Zivilisation in Berührung gekommen sind, wo nicht gerade etwa an dem einen oder anderen Orte Missionare ihre gefahrvolle Tätigkeit entfalten.

Quer durch das Innere von China zu reisen war deshalb mein lebhafter Wunsch, auch in Tibet, diese terra incognita, bei der Gelegenheit einzudringen, war mein Bestreben. Das Herz dieses Landes sollte mir zwar verschlossen bleiben, an der Grenze wurde mir ein gebieterisches „Halt!" geboten, jedoch Chinesisch-Tibet war für mich schon hochinteressant, und selten genug bereist, so dass ich zufrieden bin, wenigstens diesen Landstrich kennen gelernt zu haben.

Nicht durch die Brille des wissenschaftlichen Forschers habe ich auf der Reise meine Beobachtungen gemacht; ich will deshalb auch keine gelehrten Abhandlungen über China und die Chinesen, über Tibet und seine Lamas schreiben, sondern in diesem Buche nur das erzählen, was ich erlebt habe, Land und Leute schildern, wie sie sich mir gezeigt haben, nur meine individuellen Eindrücke, die ich gewonnen habe, wiedergeben. Die Darstellungen sollen deshalb keinen Anspruch darauf erheben, erschöpfend zu sein, denn das wäre nicht der Zweck meines Buches.

Remplin i. Mecklenburg, im Frühjahr 1905.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

I.

Reisevorbereitungen.

Im dritten Jahre befand ich mich (1903) bereits als Dolmetscher-Offizier beim Ostasiatischen Expeditionskorps, mein Kommando neigte sich seinem Ende zu. Ich hatte während dieser Zeit so viele Gelegenheit gehabt, Land und Leute in dem Reiche der Mitte kennen zu lernen teils in meinem Dienste teils während kürzeren Urlaubs auf Reisen, daß ich noch mehr als die mir bekannt gewordenen Provinzen Tschili, Shantung und Honan sehen wollte. Man kann in China als Fremder alt und grau werden, ohne sich in die Sitten und Gebräuche hineinleben, ohne die Eigenheiten des bezopften Volkes bis ins einzelne begreifen und verstehen zu können, aber ich war in Geschmack gekommen und wollte wenigstens soviel sehen und lernen, als es mir möglich war.

Man munkelte allerlei von meiner bevorstehenden Ablösung und dem Heimtransport und gerade besonders der letztere auf einem Dampfer mochte mir wenig behagen. Interessanter mußte es ja zweifellos sein, nicht per Schub, sondern mit freiem Willen die Rückreise zu bewerkstelligen, quer durch China nach Indien im Sattel und dann mit einem Schiffe weiter, wie es sich gerade traf.

So hatte ich denn, als auf der Liste der zur Heimkehr Befohlenen wirklich mein Name stand, nichts Eiligeres zu tun, als

schleunigst einen dreimonatigen Urlaub zu einer Reise durch die Provinzen Tschili, Honan, Hupay, Szechuan und Yünnan zu beantragen.

Meine Ideen verdichteten sich zu einem vollkommenen Reiseplan. In Yünnan wollte ich die Grenze von Hinter-Indien überschreiten, um den Hafen Rangoon zu erreichen, und von dort meine Heimreise zu Wasser fortsetzen.

Es galt nun Reisewerke und Karten zu studieren, eingehender als ich es bisher getan, und die Dauer der Reise zu berechnen. Hierbei half mir treulich in stundenlanger Mühewaltung der vielgereiste englische Colonel Wingate, der alles eingehend mit mir besprach und mir genau die bedeutendsten Punkte angab. Zur Höhenmessung stattete er mich auch mit einem Aneroidbarometer aus. Ich kam zu einem Resultat von etwa 104 Tagen und hatte mir eine vielversprechende Reiseroute zusammengestellt. Natürlich konnte ich nicht ahnen, daß es nachher so ganz anders kam, als es vorgesehen war. Auf Hindernisse, Unterbrechungen und unfreiwilligen Aufenthalt hatte ich ja bereits von vornherein Rücksicht genommen, aber das Himmlische Reich mit seinen Bewohnern und Verhältnissen ist eben unberechenbar.

Eines Abends hatte sich das Offizierkorps im Kasino von Tientsin versammelt, um ein Abschiedsessen zu Ehren unseres ersten Generalstabsoffiziers Major von Falkenhayn zu feiern. Da rief mir dieser Herr noch die Worte zu: „Genschow, heut' ist auch Ihr Urlaubsgesuch vom Herrn General befürwortet an Se. Majestät weiter gegeben worden."

Das war Musik in meinen Ohren. Der Sekt schmeckte mir noch einmal so gut. Keiner war froher als ich, denn an der Bewilligung des Urlaubs seitens meines obersten Kriegsherrn zweifelte ich nicht.

Aber ich musste noch tüchtig Geduld haben, wirkliche Chinesengeduld, denn Berlin war weit, sehr weit von Tientsin.

Ich konnte nun aber mit gewisserer Hoffnung meinen Reiseplan bis ins einzelne ausarbeiten und auch an die Ausrüstung

und alles, was zu einer so grossen Reise in solchem Lande notwendig war, denken.

Da warf mich ein Darmleiden auf's Krankenlager, von welchem ich mich nur langsam wieder zu erholen vermochte. Viele Wochen waren vergangen, aber von einer Urlaubsbewilligung verlautete nichts. Ja, ich erhielt sogar die Weisung, mit dem in sechs Tagen eintreffenden Transportdampfer heimkehren zu



Alarich.

müssen, wenn nicht bis dahin mein Urlaub genehmigt sein würde. Wo waren meine schönen Träume geblieben? Sollte alle Mühe, die ich auf die Reisevorbereitungen verwendet hatte, sollten alle Geldopfer, die ich bereits gebracht hatte, um die Ausrüstung zu beschaffen, vergeblich gewesen sein?

Ich ließ die Ohren hängen und erblickte mich schon als gelangweilten, übelgelaunten Schiffspassagier. Da kurz vor Toresschluß traf die Urlaubsbestätigung Sr. Majestät ein. Verschwunden ist die üble Laune mit einem Schlage, mit fieberhafter Tätigkeit geht es nun an die Vollendung der Reisevorbereitungen, an die Beschaffung der nötigen Vorräte.

Der erste Urlaubstag war gerade der, an welchem die anderen Heimkehrenden sich einschiffen mußten. Ich hatte nicht Lust, Tage hindurch meinen Urlaub in Tientsin zu verschwenden. Deshalb wurde mit Hochdruck gearbeitet, sodaß auch ich möglichst an demselben Tage aufbrechen konnte. Es verzögerte sich aber doch noch bis zum folgenden Tage, dem 20. September, mittags. Die Beschaffung und die Auswahl der Vorräte und Ausrüstung war nicht leicht. Es mußte alles wohl bedacht sein, damit nichts Notwendiges fehlte, Ueberflüssiges aber vermieden würde. Es kam auf Kleinigkeiten an. Ein Karabiner 88 mit 400 Patronen, ein Jagdgewehr mit 300 Patronen und eine Pistole mit 50 Schüssen bildete meine Bewaffnung. Ein Zeiß-Fernglas sollte mir die Umschau verbessern helfen, Kartenmaterial und Kompaß mir den Weg weisen. Aber ach, wie wenig konnte man sich auf die Karten verlassen! Es ist in China ein gewaltiger Unterschied zwischen einem Li und einem Li. Obwohl Einheit der Längenmaße und etwa gleich 0,5 km, so kommt es den Chinesen absolut nicht darauf an, einmal ein Li so lang, ein anderes Mal ihn wieder von anderer Länge anzunehmen, wie es ihnen gerade paßt. Derselbe Weg kann oft eine größere Anzahl von Li beim Hinwege als beim Rückwege haben. Das erscheint seltsam. Doch der Chinese nimmt auf die Wegbeschaffenheit Rücksicht. Er berechnet die Entfernung nach dem Verdienst, den er durch einen Transport hat. Geht der Weg bergauf oder hat sonstige Schwierigkeiten, so ist er weiter, denn er erfordert eine größere Mühewaltung als ein Weg bergab oder auf ebener Fläche, für den Li muß der Reisende zwar nicht mehr bezahlen, aber die Li werden kürzer und so kommt der Chinese auf seine Kosten. Dementsprechend kann man sich nie auf Karten verlassen, denn in Wirklichkeit gestaltet sich der Weg nachher ganz anders. Die Li der kaiserlichen Hauptstraßen sind kleiner als die Li der Nebenstraßen.

Eine Schlafdecke und ein Schlafsack, beim Reiten als Satteldecke benutzt, durften an der Ausrüstung nicht fehlen. Eine

kurze Pfeife, Tabak, Zigarren, Zigaretten waren erforderlich, schon um den in chinesischen Ortschaften mit ihren dicht gedrängten Bewohnern herrschenden Geruch weniger wahrnehmbar zu machen. Schreibmaterial sollte es ermöglichen, ein Tagebuch zu führen und mich mit der Welt in Verbindung zu erhalten. Insektenpulver durfte vor allem nicht vergessen werden, denn sonst wäre von mir kaum etwas übrig geblieben. Bei meiner Neigung



Attila.

zur Vollbärtigkeit ließ ich jedoch ein Rasiermesser als unnötigen Ballast zurück. Kleidung, Wäsche, Näh- und Flickzeug und tausend andere Sachen vervollständigten die Ausrüstung.

Schwierigkeiten bereitete mir das mitzunehmende Geld. Ich begab mich auf die Hongkong-Shanghai-Bank und konferierte mit dem Direktor und dem Compradore (Agenten). Das einfachste wäre es wohl gewesen, wenn ich mir unter Mitnahme nur eines kleineren, gerade für die einzelne Wegstrecke notwendigen Betrages das ganze übrige Geld nach einem größeren Orte, den ich berühren wollte, hätte überweisen lassen, dort wieder für den nächsten Wegabschnitt das notwendige Geld entnommen und die Hauptsumme wieder nach einem anderen größeren Orte über-

wiesen hätte u. s. w., aber das hätte auch seine Schwierigkeiten gehabt, denn in Geldsachen ist der Chinese sehr mißtrauisch und peinlich. Es hätte vorkommen können, daß der Bankier, den ich vielleicht bei meiner Ankunft des Abends noch um Hergabe meines ihm überwiesenen Geldes ersucht haben würde, jegliche Verhandlung abgewiesen und mich erst auf den nächsten Morgen wieder bestellt hätte, an dem die Weiterreise erfolgen sollte, und zwar nur, weil er argwöhnte, ich, ein Fremder, würde ihn bei meiner Eile über's Ohr hauen wollen und er erhielte nicht seine genügende Provision. Dadurch hätte ich unnötige Verzögerungen erleiden können. Nach den Grenzstädten Chengtu oder Batang konnte mir die Bank Gelder nicht überweisen, sonst wäre ich wenigstens einen Teil los geworden. Außerdem konnte ich nicht vorher wissen, ob überhaupt und wann ich die in Aussicht genommenen Plätze erreichen würde. So entschloß ich mich denn, alles Geld in der in China überall gangbaren Art mitzunehmen. Das war nun sehr beschwerlich, denn das chinesische Geld ist schwer transportabel, eine kostbare Last. Ich mußte berücksichtigen, daß ich doch nur solches Geld mitnehmen durfte, das in den Provinzen am gangbarsten war. Man hat in China schon so wie so Scherereien und Streitigkeiten genug und nun gar beim Geldwechseln, wo jeder Chinese nach Belieben rechnet. 100 Stück Kupfergeld sind meist in Wirklichkeit nicht immer 100 Stücke, manchmal sogar sehr viel weniger. Die Verluste beim Einwechseln von Silberbarren, ihrer dem Schuh der Chinesinnen ähnlichen Form halber kurzweg „Schuh" genannt, sind immer sehr große. Die Wage spielt dabei eine große Rolle. Diese Wagen stimmen nicht immer überein, ja man sagt sogar, daß jeder Händler zwei verschiedene hält, eine, die er beim Einkaufe benutzt, eine andere zum Gebrauche bei Verkäufen. Der Chinese sorgt stets dafür, daß er nicht zu kurz kommt, und geht daher sehr peinlich und mit Ueberlegung in Geld- und Handelsgeschäften zu Werke, er läßt sich Zeit dazu. Die kleinsten Silberbarren wiegen gewöhnlich eine Unze oder einen Tael. Ein Tael ist nun

ein weiter Begriff. Bald wird nach Pekingtaels, bald nach Markttaels gerechnet. Außerdem gibt es noch Schatzhaus- und Seezolltaels. So hat der Chinese unter diesen verschiedenen Berechnungsarten die Auswahl. Bald rechnet er so, bald anders. Ein Tael wechselt man je nach der Auffassung und dem Belieben des Empfängers in ca. 700 bis 1400 Kupfermünzen, Käsch genannt. Ein Tael ist nach deutschem Gelde etwa 3 Mark, ein Käsch dementsprechend $^1/_5$ bis $^1/_2$ Pfennig. Käsch ist die gebräuchlichste Münze. Sie allein wird von der chinesischen Regierung ausgegeben, ist nicht geprägt, sondern gegossen und setzt sich aus 80 Teilen Kupfer und 20 Teilen Zink, Blei oder Zinn zusammen. Man pflegt 100 Käsch zu je zehnmal hundert Stück auf einen Strick zu ziehen, dessen Enden verknotet werden, so daß eine Doppelreihe zu je 500 Münzen entsteht, die bekanntlich in der Mitte mit einem viereckigen Loche versehen sind. Es gibt zwar auch geprägtes Kupfergeld, doch ist dies verhältnismäßig selten und wird auch nicht gern genommen. Ebenso verhält es sich mit Papiergeld. Banknoten pflegt der Provinziale selten oder garnicht zu nehmen. Er kennt sie kaum, deshalb kommen sie ihm verdächtig vor. Ich war daher gezwungen, mein Geld in der landesüblichen Weise mitzuführen. Das war eine große Last. Etwa 90 Pfund Silber in Stücken von durchweg ca. 10 Tael, sorgfältig abgewogen und genau bezeichnet, wurden in vier Kisten sorgsam verpackt. Verschweigen kann ich bei dieser Gelegenheit nicht, daß in China das Geld, besonders das Kupfergeld, eine recht unappetitliche Ware ist. Ekelhaft schmutzig sind die einzelnen Stücke. Auch gibt es viel falsches Geld. Soll es doch vorgekommen sein, daß Leute aus dem Volke während der letzten Unruhen die Patronenhülsen gesammelt haben, um daraus Geldstücke herzustellen.

Für die Reise hatte mir mein Freund, Leutnant Petter, zwei prächtige Mongolen-Ponys zur Verfügung gestellt. Alarich, ein sechsjähriger Schimmelwallach, hatte sich bereits als Tourenpferd beim grossen Distanzritte Tientsin—Peking (128 km in 8^{35} Stunden)

glänzend bewährt. Attila war ein fünfjähriger Fuchswallach. Beide mußten zuvor an Kauliang- und Maisfutter gewöhnt werden, denn andere Nahrung konnte ich ihnen unterwegs voraussichtlich nicht bieten. Auch bedurften sie zu einer so großen, weiten



Mein Boy.

Reise noch des Trainings. Beide Pferde haben sich gut bewährt.

Mein Boy, der schon zwei und ein halbes Jahr in meinen Diensten stand, war sofort bereit gewesen, mir auch ferner zu folgen, wenn seine Mutter nichts dagegen einzuwenden haben würde. Seinen Namen Djo Hoan Djang hatte ich der Einfach-

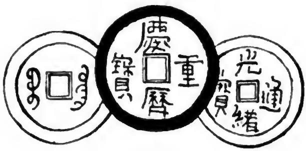
heit halber in den deutschen Namen Fritz umgewandelt, worauf er ebenso stolz war wie ein deutscher Parvenu, den seine Angehörigen statt Julius mit dem in ihren Ohren vornehmer klingenden Namen Jules rufen. Fritz war 18 Jahre alt, nach chinesischer Altersberechnung freilich schon 20, da die chinesischen Kalenderjahre kürzer sind und etwa nur je 9 Monate unserer Zeitrechnung ausmachen und weil die chinesischen Kinder am Tage ihrer Geburt bereits ein Jahr alt sind. Nach chinesischem Brauche war Fritz schon seit vier Jahren Ehegatte. Trotzdem wollte er mich begleiten. Oder geschah es vielleicht gerade deshalb? Wer mag dieses ergründen? Seine Frau wurde nicht um ihre Einwilligung ersucht, so etwas gibt es in China nicht, denn die Schwiegertochter ist die dienende Magd der Schwiegermutter und bleibt einfach in deren Hause. Ueber die chinesischen Ehen werden wir später noch Gelegenheit haben, Näheres zu erfahren.

Ich selbst suchte die Mutter meines Boy auf, um mit ihr Rücksprache zu nehmen. Als ich ihr erklärte, es gäbe auch in Deutschland Reis und Tee, und ihr versprach, Fritz sollte es bei mir gut haben, willigte sie ein und gestattete beruhigt und gern, daß ihr Sohn mir folgen könnte, wohin er immer wollte, selbst über das große Wasser. Fritz ist treu und grundehrlich, willig und gewandt. Er ist noch heute bei mir und will auch noch ein paar Jahre in Deutschland verbleiben. Er verfügt über ein für einen Chinesen aus dem Volke nicht gewöhnliches Maß von Wissen und Bildung, er kann die Mandarinensprache lesen und schreiben, was nur wenige vermögen, und konnte mir auf meiner Reise deshalb von größtem Nutzen sein. Außerdem spricht, liest und schreibt er auch ein wenig Deutsch, weil er ein fleißiger Schüler auf der deutschen Schule in Tientsin gewesen war. Fritz war unterwegs Dolmetscher, immer ein ehrlicher Rechnungsführer, besorgte die Einkäufe, produzierte sich als sauberer und kunstgerechter Koch, war Friseur und stets eine bewährte Stütze.

Doch auch die Tiere bedurften eines Pflegers. In dem Briefträger Li fu zei des deutschen Lagers in Tientsin ließ sich ein

brauchbarer Mafu gewinnen. Auf meiner vorjährigen Reise durch Shantung und Honan hatte er mich bereits begleitet. Er geriet bei meiner Anfrage, ob er die große Reise mitmachen wollte, sofort in Feuer und Flamme. Er war zwar entsetzlich dumm und oft als persönlicher Diener deshalb ungeschickt, aber als Mafu brauchbar.

Um mich über meine Person ausweisen zu können, ließ ich mir durch das deutsche Konsulat einen chinesischen Paß besorgen und vom Salz-Taotai Tong in Tientsin erhielt ich für die zu durchreisenden Provinzen Empfehlungsbriefe. In diesen letzteren war ich als Tatarengeneral bezeichnet. Hätte der gute Mann einfach „Leutnant" geschrieben, dann würden mir diese Briefe garnichts genutzt haben, denn ein chinesischer Leutnant ist kein Mann, mit dem die Mandarinen oder das Volk viele Umstände machen. Er nimmt eben keine Stellung ein. Das wußte der Taotai auch ganz genau und beförderte mich in einen Dienstgrad, den ich sicherlich in meinem Leben niemals erreichen werde.



II.

Aufbruch. — Reise durch die Provinz Tschili.



So war ich denn ausgerüstet mit allem, was ich brauchte, die Reise konnte losgehen. Es ging jetzt an's Abschiednehmen von allen Freunden und Bekannten, und mit den zurückbleibenden Kameraden wurde noch so manches Gläschen getrunken.

Am 19. September 1903 nachmittags verließ die Silvia mit dem Ablösungstransport die Taku-Reede und am folgenden Tage mittags gegen 1 Uhr brach auch ich auf. Meine Pferdchen standen mit einem Packtier reisefertig vor der Tür, um mich und Fritz zunächst nach dem Bahnhofe zu bringen.

Hier hatte sich noch eine Anzahl Kameraden zum letzten Lebewohl eingefunden, die einen schußbereiten Kodak auf uns richteten. Der Schuß wirkte etwas komisch. Kaum hatte der Apparat geknackt, als Attila meinen Boy im hohen Bogen in den Straßenstaub beförderte. Das Mongolentier wollte offenbar ohne Reiter für die Nachwelt abkonterfeit sein. Fritz rappelte sich grinsend wieder auf, ohne Schaden genommen zu haben. Das erste Reiseabenteuer war so glücklich überstanden.

Schnell mußten nun die Pferde verladen werden. Das hatte aber seine Schwierigkeiten, denn vor der Abfahrt eines Zuges pflegt es auf den Bahnhöfen von chinesischem Publikum zu wimmeln, welches einem Abreisenden, Durchpassierenden oder Ankommenden zu Liebe erschienen ist. Da die Verwandtschaft zumeist sehr groß

ist und keiner bei solcher Gelegenheit um der nötigen Höflichkeit willen fehlen darf, so muß jeder Reisende sehen, wie er es ermöglicht, durch solche Volksmassen hindurchzudringen, um sich einen Platz zu erringen. Wie schön würde unser Gebrauch von Bahnsteigkarten dort am Platze sein!

Da überall eine zahllose Schar mir im Wege war, mußte ich die Hilfe eines chinesischen Polizisten in Anspruch nehmen. In



Abreise von Tientsin.

der landesüblichen Weise schaffte der mir dann auch sogleich freie Bahn, indem er mit einem derben Knüppel einfach nach allen Seiten wuchtige Hiebe austeilte. Das chinesische Publikum pflegt solche polizeilichen Aufforderungen riesig schnell zu verstehen. Im Umsehen war der nötige Platz geschaffen und die Verladung der Pferde und des Gepäcks konnte bewerkstelligt werden.

Ein letzter Händedruck, ein greller Pfiff der Lokomotive — der Reise erster Teil hat begonnen. Langsam fährt der Zug aus dem Bahnhofe hinaus, vorbei an der Universität, jetzt deutsche Kaserne, vorbei am deutschen Lager, an der deutschen Rennbahn, am Lager der deutschen Eskadron des Grafen Magnis, an allen den Stätten, welche ich im Laufe meines mehrjährigen Aufenthalts

lieb gewonnen hatte. Bald war dies alles dann meinen Blicken entschwunden.

Die Fahrt war langweilig und ging langsam von statten. Auf den Bahnhöfen immer dasselbe Menschengewühl! In Langfang, einer Station auf der Hälfte ziemlich zwischen Tientsin und Peking, meinem nächsten Ziele stieß der Dr. Assmy zu mir, der sich an meiner Reise beteiligte. Außer einem Reitpony brachte er noch



Abreise von Tientsin. Mein Boy auf Attila.

einen solchen für den Mafu mit, der von nun an als sein persönlicher Diener galt. Da der Mafu, wie schon erwähnt, recht wenig begabt war, hatte der arme Doktor mit seinem Lakaien oft großen Ärger und Verdruß. Das Gepäck des Doktors war auf einem Tragsattel verstaut, welcher einem Maultiere aufgeschnallt wurde. Auch noch ein zweites Maultier nahmen wir von hier aus mit, welches weiteres Gepäck, die Konserven, Arzeneien, Instrumente etc. befördern sollte.

So ging die Reise dann weiter.

Kurz vor dem Dunkelwerden erreichten wir Peking, die Kaiserstadt. Dort nahm uns eine noch zahlreichere, brüllende, tobende, sich prügelnde Kulischar in Empfang. Plötzlich ertönte

ein nervenerschütterndes Geknatter von explodierenden Feuerwerkskörpern. Chinesische Soldaten waren es, welche auf diese Weise, mit solchen Ehrenerweisungen einen hohen chinesischen Offizier empfingen, der sich gleichfalls im Zuge befand.

Verhältnismäßig schnell konnten unsere Tiere und das Gepäck ausgeladen werden. Wir säumten nicht, uns sogleich ins deutsche Lager zu begeben. Mein deutscher Jagdhund Carlo sprang laut bellend voraus und sorgte für freien Weg durch die eine Wand bildende Chinesenmenge.

Der Abend wurde in der Offiziermesse bei den Kameraden verlebt. Unser guter „Reitergeneral" Leutnant Plewig hatte für eine fürstlich eingerichtete Wohnung gesorgt, in welcher man es sich wirklich wohl sein lassen konnte. Wir sollten einen guten Eindruck von Peking mitnehmen. Ach und das war nötig! Von nun an hörten ja auf lange Zeit alle Bequemlichkeiten auf.

Am anderen Tage mußte noch Verschiedenes gekauft, besonders aber das ganze Riemen- und Sattelzeug noch einer letzten, gründlichen Revision unterzogen werden. Manche Mängel wurden noch beseitigt, vieles verändert und passender gemacht.

Meinem Schimmel schien das fortwährende Anpassen nicht zu behagen. Er verlor schließlich die Geduld, riß sich los und jagte in gewaltigen Sätzen davon und zwischen den einzelnen Gebäuden umher. Nach einer Hetzjagd von fast einer Stunde endlich gelang es, ihn wieder zu ergreifen. Damit er nicht wieder solche unsere kostbare Zeit raubenden Ausflüge machen konnte, mußte er sich für die Folge eine derartige Fesselung gefallen lassen, daß ihm das Gelüste zum Schlagen und Ausreißen verging.

Gegen Abend war dann wirklich alles glücklich fertig und im besten Zustande. Sattler und Schuster forderten das dreifache von dem, was wir ihnen nach längerem Feilschen schließlich bezahlten. So pflegen sich in China stets Handelsgeschäfte abzuwickeln und dies nicht nur zwischen Chinesen und Fremden, nein, dieser Verlauf ist auch bei den Zopfträgern unter einander der gewöhnliche.

Der Abend gestaltete sich wieder zu einer Abschiedsfeier, welche um so intensiver war, als es die letzte sein sollte. Auch Fritz und der Mafu schienen gründlichen Abschied gefeiert zu haben, wenigstens ließ sich keiner von ihnen am folgenden Morgen blicken und erst ein Donnerwetter war ihre Reveille. Bald nach 6 Uhr setzte sich dann unsere Karawane nach dem Bahnhofe in Bewegung. In zwei Rickschas war derselbe bald erreicht. Die



Bahnhof in Tientsin.

Verladung des toten und lebenden Inventars ging ziemlich schnell vor sich und bald dampften wir ab nach Paotingfu. Der erste Teil der Reise bis Hankau würde, was landschaftliche Schönheit anbetrifft, nicht allzu interessant werden, das wußte ich vorher. Aber ich hatte Gelegenheit, die Sitten und Gebräuche, den Charakter des chinesischen Volkes im Innern des Landes kennen zu lernen. Darum war es mir bei diesem großen Stück Weges zu tun. Auf einer Unmenge kleiner Stationen mußten wir den Eingeborenen auf ihre sehr freundlichen Nachfragen über den Verbleib vieler deutscher Offiziere und Soldaten Auskunft geben, die hier an der Bahn seiner Zeit als Etappenposten gelegen hatten

und bei der Bevölkerung im guten Andenken geblieben waren. Bettelnde Kinder umlagerten stets den Eisenbahnzug und begleiteten ihn gewöhnlich noch eine gute Strecke zur Station hinaus. Ihr fortwährendes „shangau capitain“ rührte uns das Herz und wir opferten ein paar Silberstückchen und warfen sie der armen Bande zu. Es war ergötzlich zu sehen, wie sie sich auf die



Osttor in Paotingfu vor der Zerstörung.

Gaben warfen und halbnackt, wie sie waren, einen fast unentwirrbaren Knäuel bildeten.

Gegen Mittag erreichten wir Paotingfu. Das war mir bekanntes Gebiet. Ich hatte dort im Verbande der zweiten Brigade lange gelegen. Die Bevölkerung hatte damals die Missionare ermordet, sie in bestialischer Weise hingeschlachtet und aus diesem Grunde machten wir ihnen einen wohl nicht gern gesehenen Besuch. Wir hatten zur Strafe für ihre Schandtaten eine Bresche in die Stadtmauer gelegt und die Stadttore niedergebrannt. Diese Strafe ist für einen chinesischen Ort eine sehr empfindliche. Jede Stadt

muß Mauern von einer bestimmten Größe haben. Herrscht besonders große Armut in einem Orte, so kommt es auch wohl vor, daß die Stadtmauern verfallen, ja, daß jeder, der gerade Steine braucht, solche sich sogar einfach aus der Mauer holt. Darum kümmert sich auch niemand von den Beamten, sie machen es auch so, aber größere Städte halten etwas auf ihre Stadtbefestigung. So war jetzt von dem Strafgericht in Paotingfu nichts mehr zu bemerken. Alles war wieder aufgebaut.

Es ist eine eigenartige Erscheinung für den Europäer, wenn er sieht, wie fast jeder Ort mit Mauern umgürtet ist. Bei uns gibt es Festungen nur gerade da, wo es strategisch nötig ist. Mögen auch die heutigen Unruhen in China von altersher eine Befestigung der Ortschaften bedingt haben, so ist diese Erscheinung aber auch ein Ausfluß des chinesischen Nationalcharakters und eine Folge landesüblicher Rechtspflege. Jeder Chinese ist außerordentlich mißtrauisch, er hat gegen jeden seiner Nebenmenschen einen gewissen Verdacht. Das kommt daher, daß in dem Reiche der Mitte nicht die einzelne Person die Einheit des sozialen Lebens ausmacht, sondern die Familie, das Geschlecht, ja der ganze Ort. Es gibt bei der großen Bevölkerungszahl Dörfer, welche nur Einwohner desselben Namens haben. Es sind dies alles Vettern, verwandt infolge des Jahrhunderte hindurch beliebten Sitzenbleibens auf derselben Stelle, wo die Väter, Großväter und Urahnen bis auf den Geschlechtsältesten gewohnt haben. Daher kommen auch die verzwicktesten Verwandtschaften vor. Nun hat der Chinese nach dem landesüblichen, uralten Gesetze nicht nur als jedesmaliger Stammessenior eine Verantwortung für alle seine jüngeren Stammesangehörigen, selbst wenn sie großjährig sind, sondern er ist auch für seinen Nachbar verantwortlich. Es herrscht der Grundsatz, daß ein Nachbar von dem anderen genau sehen und wissen muß, was er tut und treibt. Er soll auch seinen guten Einfluß geltend machen. Begeht nun ein Familienglied oder ein Nachbar ein Verbrechen, so verfällt die ganze Familie, die ganze Nachbarschaft mit ihm der Strafe. Die

Folge solcher Prinzipien ist nun einmal das herrschende Vertuschungssystem, weil jeder für sich selbst Strafe befürchten muß, zum anderen der gegenseitig bestehende Verdacht des Individuums gegen das Individuum. Wenn nun schon einer kein Vertrauen zu seinem unmittelbaren Nächsten hat, so ist es nicht verwunderlich, wenn Ortschaften gegen Ortschaften Mißtrauen hegen und sich



Osttor in Paotingfu nach der Zerstörung.

von einander abschließen. Es hat jeder Mensch, jeder Ort Furcht vor einer Verantwortung für etwas, das ihn eigentlich nach unseren Begriffen garnichts angeht. Daß die Chinesen sich in ihren Wohnungsverhältnissen so sehr einpferchen, liegt nicht nur an der hohen Bevölkerungszahl, sondern auch daran, daß sie sich sicherer fühlen. Einer beaufsichtigt mehr und besser den anderen.

Ehrlichkeit ist dem Chinesen — ich spreche immer nur im Allgemeinen von dem Volke als der großen Masse, es gibt ja auch Ausnahmen, welche aber die Regel eben bestätigen, — eine unbekannte Tugend. Er erwartet keine Ehrlichkeit, weil er sie

selbst nicht übt. Jeder ist bestrebt, den andern zu übervorteilen, ein Geschäft zu machen. Eine an sie gerichtete Frage beantworten sie mit einem Wortschwall, der aber garnicht auf den Kern der gewünschten Sache führt. Sie wittern irgend etwas, das ihnen schaden könnte. Deshalb lügen sie und drücken sich mit nichtssagenden Worten aus, sodaß der Fragende um nichts schlauer geworden ist. Rafft sich die Regierung wirklich einmal dazu auf, etwas Gemeinnütziges schaffen zu wollen, so ist dies einfach unmöglich. Das Volk hat sofort den Argwohn, daß irgend etwas dahintersteckt, das schädigt, neue Steuern, eine neue Verantwortung oder dergleichen. Wenn bei den Chinesen nun schon ein so ausgeprägter gegenseitiger Verdacht besteht, ist es da zu verwundern, wenn sie von Fremden, die in ihr Land kommen, nichts wissen wollen? Was hat ein Fremder bei ihnen zu suchen? Er hat doch sicherlich nur die Absicht, sie zu schädigen, glauben sie, zumal das Benehmen der Fremden wohl auch tatsächlich nicht immer einwandfrei gewesen ist.

Aus diesen Darstellungen dürfte sich ersehen lassen, daß es für eine Stadt eine empfindliche Strafe ist, wenn, wie in Paotingfu, die Mauern und die Tore zerstört werden, denn sie müssen befürchten, schutzlos zu sein, wenn sie zur Verantwortung gezogen werden sollen für die Taten einzelner ihrer Mitbürger. Deshalb hatten sie, da es ihnen in Paotingfu an den nötigen Mitteln nicht fehlte, sich so sehr beeilt, alles wieder aufzubauen. Auch von den schachtartigen Löchern, die wir damals in den Erdboden gegraben hatten. um zu belauschen, ob und wo etwa die Boxerbanden Minen zu unserer Vernichtung anlegten, war nichts mehr zu bemerken. Alles war wieder in schönster Ordnung.

Doch der Eisenbahnzug fuhr weiter. Bald hinter Paotingfu tauchten in der Ferne die Berge bei Man tschöng auf. Dort oben auf der einen Kuppe lag ich einst mit den Württembergern auf einem äußerst vorgeschobenen Posten und zwar mehrere Monate lang. Dort war es auch, wo ich am Weihnachtsheiligenabend 1900 die Feuertaufe erhielt.

Doch auch diese Erinnerungsstätte entschwand bald meinen Blicken. Abends, als es schon dunkel geworden war, hielt der Zug endlich in Tschöng ting fu und dort war das Ende der Eisenbahn Peking—Hankau erreicht.

Pferde und Gepäck wurden ausgeladen und untergebracht. Wir selbst erfuhren eine sehr liebenswürdige Aufnahme seitens



Nordtor von Paotingfu.

der französischen Ingenieure der Compagnie impériale des chemins de fer chinois. Diese Herren bewirteten uns am Abend in ihrer Messe aufs beste. Erst nach Mitternacht suchten wir unser Nachtlager auf, welches freilich von den fürstlich eingerichteten Gemächern in Peking gewaltig abstach. Wir schliefen auf dem Erdboden des Telegraphistenzimmers der Eisenbahnstation.

Am andern Morgen mußte es nun zu Pferde weitergehen.

Ich und mein Boy hatten deutsche Sättel. Vor und hinter denselben lag je eine große Packtasche, in welchen die notwendigsten Gegenstände zum sofortigen Gebrauche untergebracht waren. Das übrige Gepäck wurde auf die anderen Tiere geladen; doch gelang

das zunächst noch nicht recht. Erst durch Uebung mußte man klug werden. Das Gepäck mußte natürlich festsitzen; durfte aber die Tiere nicht zu sehr drücken. Den Karabiner hängte ich mir selbst um. Revolver und Fernglas steckte ich in einen um den Leib geschnallten Lederriemen, während Fritz das Jagdgewehr und eine Feldflasche mit Tee umhängte.



Man tschöng.

Am 23. September um 8 Uhr früh brach unsere kleine Karawane auf. In der Nähe einer Gruppe zahlreicher Pagoden in den verschiedensten Größen wurde in den Sattel gestiegen. Das Wetter war herrlich. Voraus ritt der Mafu und leitete noch ein Gepäcktier. Das zweite Maultier lief frei hinter demselben her. Dann folgte mein Boy, ebenfalls ein Gepäcktier führend. Den Schluß des Zuges bildete ich selbst mit dem Dr. Assmy.

Wir kamen nur langsam vorwärts, denn der Weg war miserabel. Kauliangfelder schlossen ihn auf beiden Seiten ein. Wären die Stauden auch nicht so hoch gewesen, wie sie waren, wir hätten doch nichts sehen können, was das Auge erfreut hätte. Das Land

ist dort sehr flach und eintönig. Soweit das Auge schweift, überall dieselbe Monotonie. Der Boden ist fruchtbar, auch Tabak und Hirse baut man in jener Gegend.

Gegen Mittag erreichten wir das kleine, ärmliche, aber trotzdem mauerumgürtete Städtchen Sha ho.

Wir beschlossen dort eine zweistündige Rast zu halten, denn unsere Lasttiere taten die ihnen wohl noch ungewohnte



Tschöng ting fu

Arbeit anscheinend nur ungern und strengten sich augenscheinlich sehr an. So sollte ihnen Ruhe und Erholung gegönnt werden, verbunden mit einem ordentlichen Mahle. Wir suchten eine Herberge auf.

Eine solche besteht meist aus mehreren Häusern. Nach der Straße zu befindet sich ein größeres Gebäude mit der Gaststube und der Küche. Neben demselben ist die Einfahrt nach dem Hofe. Die eine Seite dieses staubigen, sandigen Platzes wird von den Ställen für das Vieh eingefaßt, Schuppen mit Krippen; die andere Seite von einem Hause mit den Fremdenzimmern geringeren Grades. Die vierte Seite des Hofes begrenzt das beste und größte Gebäude; es ist für wohlhabendere Gäste bestimmt; aber dennoch

sehr primitiv ausgestattet. Auf dem Hofe tummeln sich zwischen den Wagen die Haustiere, Hühner und Schweine.

Kaum hatten wir dieses Hotel erreicht, als sich auch schon die ganze Einwohnerschaft des Ortes auf dem Hofe versammelte, um uns eingehend zu betrachten. Wir kamen uns vor, als wenn wir auf dem Mokierstuhle säßen. Naiv, wie die Chinesen sind, drängten sich diese Leutchen an uns heran und übten Kritik an unserer Kleidung, unserer Habe, ja einige waren so dreist, uns zu befühlen. Besonderes Aufsehen erregten unsere Stiefel. Diese Fußbekleidung erschien ihnen unerhört neu. Es ist ihnen ja völlig unbekannt, Leder dazu zu verwenden. Läuft der Chinese nicht barfuß, so trägt er aus Stroh geflochtene Sandalen. Die Wohlhabenderen bekleiden ihre Pedale mit Stiefeln aus Zeugstoff mit stark gepreßten Papiersohlen. Das ist bei trockenem Wetter ja nun ganz gut, aber bei Niederschlägen hapert die Sache. Der Chinese hat eine Katzennatur. Nicht nur, daß er eine jenen Tieren sehr ähnliche Lebenskraft besitzt, er liebt auch Nässe nicht. Wie bei Regenwetter die Katze sich ein Dach sucht, weil es ihr unangenehm ist, wenn das Wasser ihr in die Ohren dringt, so flüchten die Zopfträger im Reiche der Mitte ihrer Schuhe wegen in die Häuser, sobald der Himmel Regen spendet. Da hört jede Arbeit im Freien einfach auf. Oft wünschte ich mir bei der ausgesprochenen Wasserscheu dieser Leute, wenn sie uns in hellen Scharen neugierig umringten und unsere Bewegungsfreiheit behinderten, eine Spritze zur Hand. Sie wäre das beste Mittel gewesen, Raum zu schaffen.

Nach gehaltener Rast und nötiger Stärkung erfolgte der Aufbruch. Gleich hinter Sha ho mußten wir das Bett des gleichnamigen Flusses durchschreiten, doch brauchten wir uns dabei nicht naß zu machen, denn Wasser gab es in diesem nicht, dafür aber desto mehr Sand, auf welchem hin und wieder ein Baum ein kümmerliches Dasein fristete. Unsere armen Lasttiere hatten ihre liebe Not und es war gut, daß wir ihnen zuvor eine Erholung gegönnt hatten.

Unser Weitermarsch ging durch eine derartig reizlose Gegend, daß wir die Reise gern aufgegeben hätten, wenn nicht sichere Aussicht auf kommende Naturschönheiten vorhanden gewesen wäre.

Abends erreichten wir Lin ming kwan, wo wir zur Nacht blieben. Das Resultat unseres Vorwärtskommens an diesem Tage war nicht unseren Hoffnungen entsprechend, nur 35 km hatten wir zurückgelegt. Aber jeder mußte ja erst lernen, nicht zum mindesten



Pagoden bei Tschöng ting fu.

unsere Tiere. Diese wurden immer zuerst versorgt. Sobald ihnen die Traglasten abgenommen waren, nahmen sie das von allen ihren Gattungsgenossen in China beliebte Staubbad. Sie wälzten sich in dem gelben Sande und wirbelten dabei mächtige Staubwolken auf. Das nennen diese Tiere baden. Im Reiche der Mitte gibt es bei Menschen und Tieren eine merkwürdige Auffassung von Reinlichkeit. Wenn sie dann fertig waren mit ihrem Vergnügen, wurden sie an die gefüllte Krippe gebunden und nun nach europäischen Begriffen gereinigt, getränkt und gefüttert. Kauliang, eine Hirseart, Mais oder Bohnen wurden ihnen für gewöhnlich serviert.

Darauf dachten wir an uns selber. Fritz mußte versuchen, von einem Straßenhändler ein Stück Fleisch zu kaufen. Meist

glückte dies nicht mehr, weil ausverkauft war, auch nicht täglich geschlachtet wird. Fleischkost ist in China selten. Die ärmeren Klassen sind zufrieden, wenn sie an Festtagen einmal ein Stück von einem toten Hunde oder einer Katze als Braten bekommen können. Auf solchen Genuß verzichteten wir aber gern, selbst wenn er sich uns geboten hätte; wir zogen es vor, irgendwo ein



Rast in einer Dorfherberge.

Huhn zu erstehen, das meist zu haben ist. Eier kann man überall ,zu kaufen bekommen. Deshalb fehlten sie auf der Reise nie bei unseren Mahlzeiten. Reis bildete stets die Zu- oder Nachspeise.

Bald nach unserem Abendessen legten wir uns zum Schlafen nieder, denn wir waren müde und wollten wieder früh aufbrechen. Es gab im Orte nichts zu sehen und die Herberge war nicht so komfortabel, daß sie uns zum längeren Aufbleiben veranlaßt hätte. Wir wickelten uns in die inzwischen trocken gewordenen und vom Staube befreiten Schlafdecken und krochen auf das landesübliche Bettgestell, den Kang, den von Lehm oder Backsteinen aufgemauerten Ofen. Man würde darauf, einen Backstein oder

Holzklotz als Kopfkissen, ganz gut schlafen, wenn man ein Chinese wäre. Uns störte aber die Ruhe das in Massen vorhandene Ungeziefer. Die Flöhe zogen gegen uns zu Felde und führten Kriegstänze auf, während die Wanzen im langsamen Schritt Felddienst übten.

Am folgenden Tage war unsere Marschleistung eine etwas bessere. In beinahe 12 Stunden legten wir 55 km zurück und



Staubbad eines Pferdes.

konnten in Tsze tschou übernachten. So schön das Reisewetter gewesen war, so sandig und staubig war der Weg. Die Mark Brandenburg, des heiligen römischen Reiches Streusandbüchse, ist ein Waisenknabe gegen die Provinzen Tschili, Honan und deren Nachbarschaft im Himmlischen Reiche.

Es war gerade Erntezeit und die Bevölkerung war auf den flachen Feldern beschäftigt, die Baumwolle einzuheimsen. Diese ist ein Haupterzeugnis des Landes und ein bedeutender Handelsartikel.

Ist doch dem Chinesen Wollkleidung völlig fremd. Kann er sich nicht in Seide kleiden, dann trägt er nur Baumwolle. Natürlich schützt die Kleidung, zumal in der landesüblichen, unpraktischen

Form nicht gegen die Winterkälte. Da helfen sich die Leutchen denn mit wattierter Kleidung und ziehen sich so viele einzelne Stücke auf den Leib, daß sie ganz unförmlich erscheinen und wandelnden Stückfässern ähnlich sehen. Unterzeug in unserem Sinne wird von keinem getragen.

Wir berührten auf unserem Ritte eine ganze Menge kleiner Dörfer. Ueberall waren Webereien und Spinnereien. Auch Indigofärbereien bemerkten wir öfter. Man konnte diese schon aus weiter Ferne mit den Geruchsnerven wahrnehmen. Sind die Dörfer an sich mit ihrem bodenlosen, ekelhaften Schmutz schon die reinen Pesthöhlen, so trägt der von dem Indigofarbstoff ausgehende penetrante Geruch nicht gerade zur Verbesserung der Luft bei. Der Chinese merkt das nicht, er besitzt überhaupt keine Nerven. Die Straßen, welche kaum diese Bezeichnung verdienen, waren für uns auf unseren Pferden nur schwer passierbar. Der Chinese ist Egoist, er handelt nur für sich, für seinen Nutzen und nimmt auf seinen Nebenmenschen keine Rücksicht. Er beengt die Straßen durch Buden, ja die Färber hatten quer über die Straße hinweg ihre Indigolappen zum Trocknen aufgehängt. Alles Mögliche und Unmögliche, selbst das Intimste wird auf der Straße verrichtet. Kein Luftzug vermag die Atmosphäre zu reinigen, denn er kann in die engen Straßen garnicht ein-



Chinesen in Winterkleidung.

dringen. Eine Straßenreinigung erfolgt niemals, wenn nicht ein mitleidiger, ordentlicher Regenguß sich erbarmt und den Schmutz fortspült. Dabei herrscht überall ein fürchterliches Gedränge. Dort lenkt ein Gaukler die Aufmerksamkeit auf sich, hier verkündet ein verschmitzter Wahrsager einigen Leuten ihr zukünftiges Geschick, dort wieder übt ein Schreiber seines vielbegehrten Amtes, denn die meisten Ortsbewohner sind des Schreibens unkundig. Ein umherreisender Barbier stellt an einer Straßenecke soeben seinen etwa drei Fuß hohen Bambusuntersatz auf, auf welchem ein Napf aus rotlackiertem Holz steht, das Wasserbecken. Kleine Handtücher und die Rasiermesser befinden sich in einem Schubfache an dem Bambusuntersatz. Auf einen kleinen Schemel nötigt er seine Kunden nieder und inmitten einer ungeheuren Volksmenge geht er an sein verschönerndes Werk. Er rasiert nicht allein, er frisiert auch, d. h. er wäscht und kämmt das Haar, er schabt die Augenlider, er reinigt die Ohren, alles umgeben von einer lärmenden, plaudernden Menschenmenge. Es dauert eine Stunde, bis endlich der Zopf neu geflochten ist. Ein neuer Kunde kommt dann an die Reihe. Er läßt sich Zeit bei seiner Arbeit. Weiter bieten Händler auf den Straßen ihre Ware an, Schausteller lassen einen Bären tanzen, Handwerker fertigen ihre Gegenstände oder bessern sie aus; eine Schar von Bettlern, schmutzig und zerlumpt bis zur Widerwärtigkeit, umringt den Fremden, der dieses Chaos zu durchdringen sich bemüht. Wehe ihm, wenn er mitleidig ist und einem von ihnen ein Kupferstück in den hingehaltenen Korb wirft! Sofort dringt die ganze Bande auf ihn ein und ruht nicht eher, bis jeder seinen Käsch bekommen hat, wenn es dem bestürmten Opfer nicht gelingen sollte zu entfliehen oder sich im Menschengewühle zu verbergen.

Nun, uns gelang es Gottlob, durch diese lieblichen Zustände uns hindurchzuarbeiten und glücklich gelangten wir in unserm Nachtquartiere an.

Wir hatten der großen Hitze wegen den Entschluß gefaßt, immer möglichst früh aufzubrechen. So waren wir schon um

$3^1/_2$ Uhr wieder auf den Beinen und verließen Tsze tschou, nachdem wir uns tüchtig mit Tee, kaltem Fleische und gekochten Eiern gestärkt hatten. Wir mußten an diesem Tage die Grenze der Provinz Honan überschreiten. Wieder waren die Reiseerlebnisse dieselben wie tags zuvor, Dorf an Dorf lag an unserer Straße. Die Sonne meinte es gut und Schatten gab es nicht.



Chinesischer Barbier.

Bäume an den Wegen sind in China nicht zu finden. Wälder gab es auf unserem Wege auch nicht. Glühend brannte das Tagesgestirn auf uns hernieder und unsere Tiere mußten öfter getränkt werden.

Die Dorfbrunnen haben einen so engen Schacht, daß gerade nur der Eimer hineinpaßt. Mittels eines langen Strickes wird er hinabgelassen und von dem breitbeinig über der Oeffnung stehenden Manne gefüllt wieder heraufgezogen. Natürlich waren wir bei dem Tränken wieder von einer staunenden, gaffenden Menge umlagert. Ein Helfer wurde stets gegen ein paar Käsch gefunden, welche

er, sobald wir sie ihm gegeben hatten, blitzschnell in seinen Schuh verschwinden ließ. Meist war ein gewaltiges Schelten und Keifen der anderen Leute die Folge. Sie fielen wie die Raben über ihn her, um Teil an dem Trinkgelde zu nehmen. Wenn wir der neidischen Gesellschaft noch einige Münzen zuwarfen, so half das nichts. Das Gekeife konnten wir oft noch lange hören, wenn wir schon ein Stück Weges weiter gezogen waren.


Barbier bei der Arbeit.

Daß die gespendeten Münzen im Schuh des Empfängers verschwanden, wird manchem eigentümlich erscheinen. Bei uns pflegen vielleicht Gauner und Diebe ihren Raub in dieser Weise zu verbergen. Das liegt den Chinesen aber fern, diese Absicht haben sie dabei nicht. Sie haben eben keinen anderen Aufbewahrungsort für solche Sachen, denn Taschen in der Kleidung sind ihnen unbekannte Dinge. Die Landbevölkerung und die unteren Volksklassen tragen weite, unten zugebundene Beinkleider und eine Jacke in blauer Farbe. Die Aermel sind der Aufbewahrungsort für die wenigen Gegenstände, welche der Chinese braucht, oder der Gürtel, welcher die weite Gewandung zusammenhält. Vieler uns unumgänglich not-

wendigen Gebrauchsgegenstände bedarf der Chinese nicht. Die Benutzung eines Taschentuches hält er nicht für erforderlich, ein Taschenmesser, Kamm und Bürste braucht er nicht. Zu den unförmigen Geldstücken kann er kein Portemonnaie gebrauchen, es müßte zu umfangreich sein. Fächer, Pfeife, Tabaksbeutel hängen am Gürtel oder stecken im Aermel. Trägt der



Strassenbild.

Chinese die auch üblichen langen Gewänder, so birgt er vielleicht auch seine notwendigen transportablen Gegenstände in der Brustfalte. Auch unter der Kappe ist ein guter Aufbewahrungsort, z. B. für einen zu besorgenden Brief, wie man es auch bei Kutschern in unserer Heimat öfter sieht. Im Sommer, selbst bei tropischer Hitze trägt der Chinese selten eine Kopfbedeckung. Nur mit dem Fächer wedelt er sich Kühlung zu oder hält die Sonnenstrahlen fern. Selbst bei Kulis und Bettlern findet man diesen Gebrauch. Da der Kopf zum großen Teile rasiert ist und dadurch des natürlichen Schutzes beraubt, so ist der Fächer

ein sehr notwendiger Gegenstand. Doch sieht man auch über den Zöpfen Strohhüte mit herabhängender, großer Krempe, im Winter die Kappe.

Bei Wang kia tien überschritten wir die Grenze der Provinz Honan und zugleich den Tschang ho, den Grenzfluß, auf einer Dschunke für ein Fährgeld im Betrage von 70 Käsch.



III.

Reise durch die Provinz Honan.

Der Hoang ho.

Bis zur Eisenbahnstation Hsi ping chien.

In der größten Mittagshitze zogen wir in Tschang tö fu ein, wo wir Quartier nahmen und die Nacht zu bleiben beschlossen. Abends um $7^1/_2$ Uhr waren noch 30 Grad Celsius.

Die Stadt unterscheidet sich in nichts von allen anderen chinesischen Städten. Ein Labyrinth von engen Gassen ist mit einer lauten, wogenden Menge angefüllt. Die Straßen sind so eng, daß kaum ein Wagen passieren kann. Zahllose Holz- und Leinwandschilder verhindern es fast, überhaupt den Himmel zu sehen. Die Straßenszenen sind die gleichen, wie ich sie bereits geschildert habe. Der Schmutz und entsetzliche Geruch ist auch derselbe. Kein Haus unterscheidet sich recht von dem andern. Nur die Tempel mit ihren weißen Kalkwänden, meist an den Eingängen zu dem Orte belegen, stechen von den übrigen Häusern ab. Eine Pagode, bis zu 10 Stockwerken hoch, überragt das kleine Häusermeer. Die Häuser sind meist einstöckig, nur wenige tragen ein sehr niedriges zweites Stockwerk. Diese Einrichtung basiert auf dem Aberglauben des chinesischen Volkes. Es glaubt, hohe Gebäude verstoßen gegen das Feng Schui (Wind und Wasser), sie hindern die guten Einflüsse des Windes und lassen schädliche Kräfte zur Geltung kommen. Aus demselben Grunde bilden selbst in verhältnismäßig geraden Straßen die Häuser niemals eine gerade Linie. Dadurch entstehen eine Unmenge von

Ecken und Winkeln. Die Vorderseite jedes Gebäudes muß nach Süden weisen, damit die guten Himmelseinflüsse Eingang in die Tür haben. Bei Geschäftshäusern ist dieses nicht nötig, sie liegen deshalb in Straßen, welche von Norden nach Süden fluchten. Der Chinese sucht sich der ruhigeren Lage wegen für seine Wohnungen Seiten- und Hintergassen auf. Nur durch Höfe und Vorbauten aller Art kann man zumeist die Häuser betreten. Er läßt sich nicht gern in die Fenster sehen, wenn dieses ohne weiteres ginge. Die Scheiben werden nämlich durch Papier ersetzt. Jedes Fenster besteht aus zwei Teilen, der obere ist befestigt, der untere kann nach Art unserer Markisen nach außen mittels eines Stockes zum Hereinlassen frischer Luft schräg hinausgestellt werden. Zwei Seiten der chinesichen Häuser bestehen ganz aus Türen und Fenstern, sodaß es an Licht nicht mangelt. Keller kennt der Chinese nicht. Der Fußboden der Hausräume besteht aus Ziegelsteinen oder aus Erde. Das Dach ist das Schwerste am ganzen Hause und hält durch seine Wucht den leichteren Unterbau fest. Röhrichtdecken, mit Papier beklebt, schließen die Räume nach oben ab, wenn nicht einfach das Dach die Decke bildet. Die Wohlhabenderen verzieren ihr Haus mit meist sehr schönen, kunstvollen Schnitzereien, bringen überall Wandsprüche an und bauen sich Veranden, auf denen sie im Schatten sitzen können. Wärmespender ist im Winter der Kang, ein nicht zu hoher, pritschenartiger Aufbau aus Lehm und Ziegelsteinen, der gewöhnl'ch mehr oder weniger Personen zugleich als Schlafstelle dient. Getrocknete Wurzeln, Gras, Blätter, Reisig und Pferdedünger bilden das Heizmaterial für den Kang, der durchaus nicht genügt, das Haus zu erwärmen. Es gibt deshalb außerdem noch transportable Kohlenbecken von Messing, für die Kohle oder Holzkohle als Brennmaterial dient. Betten sind in China unbekannt. Federn gäbe es genug, aber gerade diese sind eigentlich das einzige, was im ganzen Lande keine praktische Verwendung findet. Decken, die vielleicht noch wattiert sind, bilden das Nachtgewand und ersetzen zugleich unsere Betten. Talglichter besorgen die Beleuchtung während der Dunkelheit. Die ärmere Bevölkerung begnügt sich mit Oel, das aus

Hanf, Baumwollsamen, der Rizinuspflanze oder Tee gewonnen wird. Auch europäische Petroleumlampen findet man dann und wann, aber einen Zylinder sparen sie sich öfter. Natürlich trägt diese Art der Petroleumbenutzung nicht gerade zur Verbesserung der Luft bei, und mit Recht nennen die Chinesen das Petroleum daher Stinköl.

Irgend welche Bequemlichkeit findet sich in den gewöhnlichen chinesischen Häusern nicht. Die Möbel sind plump und unbequem, die Bänke schmal, die Stühle sehen fest aus, sind es aber nicht. Feuchte, kalte Luft, die stinkende Beleuchtungsart, die mangelhafte Heizungsvorrichtung, der Rauch, der durch keinen Schornstein Abzug findet, alles dies macht den Aufenthalt in einem chinesischen Hause zu keinem angenehmen. Natürlich gibt es Ausnahmen. Es kommt ganz auf den Grad der Wohlhabenheit an. Da aber die Mehrzahl der Chinesen nicht nur nicht wohlhabend, sondern sogar sehr arm ist, so gilt im allgemeinen das, was zuvor gesagt ist.



Von Neugierigen umringt.

Da es in Tschang tö fu nichts zu bewundern gab, wir auch keine Lust verspürten, ein Theater zu besuchen, denn die theatralischen Darstellungen verletzen das europäische Ohr durch den mit ihnen verbundenen entsetzlichen Lärm und dauern zudem oft tagelang, so machten wir es uns in der Herberge bequem und legten uns früh zur Ruhe. Ich fand solche aber nicht, denn Flöhe und Wanzen vereitelten dies. Ich verließ deshalb den Kang und versuchte es, auf einem Stuhle sitzend, etwas zu schlafen, aber die Blutsauger kamen

mir auch dorthin nach, sodaß ich mich schließlich ins Freie flüchten mußte. Ganz zerstochen und zerschunden freute ich mich, als es Tag wurde und wir aufbrechen konnten.

Honan unterscheidet sich nicht bedeutend von Tschili. Die Wege sind ebenso schlecht und sandig. Wälder gibt es auch hier nicht. Ein Baum ist jedesmal eine Seltenheit. Nur die Berge treten jetzt etwas näher an die Straße heran. Aber irgendwelchen Reiz vermochten auch sie der Landschaft nicht zu verleihen, sie sind nur klein, öde, mit dürrem Gras bewachsen und lassen nur hin und wieder einmal einen Felsen hervortreten. Wie anders reist es sich da durch deutsche Gaue! Wie erquicken sie Auge und Herz durch ihre landschaftlichen Schönheiten!

Unser Frühstück verzehrten wir auf dem Hofe einer elenden Dorfsherberge, umgafft von der ganzen Einwohnerschaft. Ein alter, recht ehrwürdig aussehender Polizist sollte zwar Ordnung und Ruhe halten, er staunte uns selbst aber zu sehr an, als daß er seines Amtes hätte walten können.

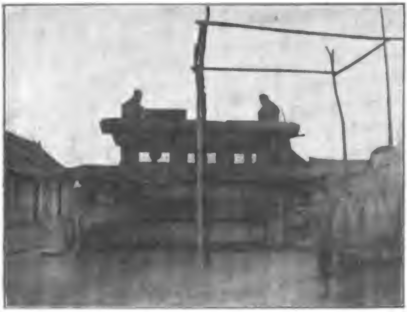
Des weiteren kamen wir durch Dörfer mit größeren Obstplantagen. Das war ein seltener und darum sehr erfreulicher Anblick. Die Früchte, eine Art Feige, waren gerade reif

Hungrig und müde erreichten wir abends Ki chien, wo wir unter den üblichen Verhältnissen in gleicher Weise wie zuvor die Nacht verbrachten.

Friedlich lag der Ort noch in der Morgenstille, als wir schon aufbrachen. Weiter, nur weiter! Das war unser Bestreben, um aus der Oede in schönere Gegenden zu gelangen.

Unsere Maultiere waren etwas von der Last gedrückt, sie mußten geschont werden. Wir mieteten deshalb für die folgenden Tage zwei Maultierkarren, in welche die Bagage verpackt wurde. Wir mußten pro Tier 600 Käsch bezahlen, der Chinese bezahlt höchstens 400. Trotzdem 3 Tiere angespannt worden waren, ging die Reise nicht schneller von statten. Der Chinese läßt sich immer Zeit. Das ist sein Vorteil. Sand hier, Sand dort, überall traurige Oede.

Gleich hinter Wei Hwei fu kreuzten wir ein Eisenbahngeleise, von dessen Existenz wir noch nichts wußten. Alarich trug mich in gestrecktem Galopp nach der nächsten Bahnstation, wo mir von dem chinesischen Stationsvorsteher die Kunde ward, daß diese Bahn nicht die von Peking nach Hankau im Bau begriffene, sondern eine Transportbahn wäre, welche zwar auch Personen befördere, uns aber nichts nützen könne, weil sie nicht zu unserem Ziele führe,



Versandeter Peilu.

sondern die Kohlen aus dem Gebirge bis Tau kou schaffe, von wo sie mittels Dschunken den Wei ho hinab gebracht werden.

Um diese Erfahrung reicher, kehrte ich zu unserer Karawane zurück.

Bald bemerkte ich seitwärts vom Wege zwischen Baumwollenstauden eine wilde Katze. Das war doch eine Abwechselung! Sonst war jagdbares Wild nirgends zu finden. Aber meine Beute sollte sie nicht werden; ehe ich zum Schusse kam, war sie auf Nimmerwiedersehen verschwunden. In Yen tsin bezogen wir Quartier.

Bald nach unserem Eintreffen erschien ein sehr wichtig tuender Yamenbeamter auf der Bildfläche und verlangte, angeblich im Auftrage seines Herrn, unsere Empfehlungsbriefe. Ich zeigte ihm den meinen. Er schien damit zufrieden zu sein und verschwand, nachdem

er von den ihm angebotenen Zigarren gleich zwei Stück sich angeeignet hatte. Auf einem Bein kann ja auch der Chinese nicht stehen, wenn er auch oft in der unbequemsten Weise stundenlang hocken kann. Abends kam der Herr noch einmal, weil er sich über das Ziel unserer Reise vorgeblich erkundigen sollte. Ich gab ihm Bescheid, er trollte sich aber erst, nachdem er angefragt hatte, ob wir nicht ein Messer übrig hätten. Wir konnten mit einem solchen



Am Hoangho.

aber nicht dienen; auch waren uns die Zigarren schon knapp geworden, aber zwei kleine und ebensoviele große, recht blanke Löffel entschädigten den Schnorrer, der dann fröhlich von dannen zog und sich nicht wieder sehen ließ.

Endlich sollte nun der Tag anbrechen, an welchem wir die Hauptstadt Honans erreichen sollten. Schon um 3 Uhr nachts brachen wir auf. Zur Schonung unserer Reitpferde setzten auch wir uns heut abwechselnd einmal auf einen Maultierkarren. Das war nun freilich ein zweifelhaftes Vergnügen. Der federlose Kasten stieß auf den herrlichen Wegen fortgesetzt von der einen Seite zur anderen, zuweilen schien er sogar Lust zu haben, umzukippen. Man hätte eigentlich zuvor seine Knochen nummerieren müssen, um sie nachher wieder an die richtige Stelle zu bringen.

Es klingt unglaublich, aber es ist wahr, ich brachte es in diesem Folterwerkzeuge fertig, ganz fest zu schlafen. Mußte ich doch so viele versäumte Nachtruhe nachholen und hier bissen die Wanzen und Flöhe mich nicht! Ein paar Stunden festen Schlafes hatten mich wieder frisch gestärkt. In der Gegend herrschte starker Verkehr, auch war sie etwas leidlicher wie die zuvor. Bei den Ortschaften standen Bäume, die das Bild freundlicher gestalteten, Dattelbäume und eine gut aussehende, aber etwas holzige Birnenart. Die Sonne brannte vom wolkenlosen Himmel hernieder, die Luft flimmerte und griff die Augen an, sodaß wir Schutzbrillen aufsetzten und China einmal im blauen Lichte betrachten konnten.

Räuber sollten angeblich diese Gegenden unsicher machen. Die meisten der uns begegnenden Reisenden zu Fuß oder zu Pferde trugen deshalb Waffen bei sich und zwar möglichst sichtbar. Da konnte man die drolligsten Figuren sehen. Einer trug einen langen Spieß über die Schulter gelegt. Oben hing ein Bündel mit Wäsche daran. Ein anderer hatte seine Lenden gegürtet mit einem uralten, breiten Schwerte. Ein dritter saß zu Pferde und hatte durch eine seiner Packtaschen auf dem Pferderücken einen gewaltig großen Säbel gesteckt, der weit hervorschaute. Alles Komödie! Ehe der erste das Bündel vom Spieße genommen, ehe die anderen ihre alten, verrosteten Waffen kampfbereit gemacht hätten, wäre der Räuber ihrer Herr gewesen. Sobald sich ein kühner Wegelagerer gezeigt hätte, wäre es ohne Zweifel keinem der bewaffneten Helden eingefallen, sich zur Wehr zu setzen. Dazu ist dies Volk viel zu feige. Der Räuber ließe sich auch nicht abschrecken, er kennt seine Leute, kennt ihren kriegerischen Aufputz als Spiegelfechterei und erhält doch gutwillig Alles, was er haben will.

Uns zeigte sich kein Räuber, kein Wegelagerer!

Wir gelangten nun zu dem Damm, welcher das Land nördlich vom Hoangho vor den Ueberschwemmungen dieses tückischen Flusses schützen soll. Er ist von dem eigentlichen, derzeitigen Flußufer noch 6 km entfernt. Von dem schneebedeckten Gipfel des Kün lün Gebirges, wo sich nach

der Phantasie der Chinesen die elysäischen Felder befinden, strömt als einer der größten Flüsse der Hoangho herab. Er ist ein Ungetüm voll Unruhe. Unaufhaltsam nimmt er seinen Weg, wohin es ihm beliebt. In scharfen Windungen bricht er sich durch das Gebirge Bahn und bringt schon von seinem oberen Laufe her eine gewaltige Menge lehmhaltigen Sandes mit in die Ebene. Einen Teil dieser Erd- und Sandmassen behält er für sich, indem er sein



Uebergang über den Hoangho.

Bett damit ausfüllt, daß es stellenweise ganz seicht ist, den Rest führt er dem Meere zu. Sein Wasser hat die Farbe des lehmigen Sandes angenommen, er ist der „Gelbe Fluß“, dem „Gelben Meere“ auch hat er Färbung und Namen gegeben. Jetzt ist sein Lauf ein anderer. Nicht mehr in das Gelbe Meer, sondern in den Golf von Petschili wälzt er seine Fluten. Da das Niveau des Flußbettes stets im Steigen begriffen ist, müßten die den Riesen fesselnden Dämme in entsprechender Weise erhöht und verstärkt werden. Dies letztere ist nicht immer der Fall gewesen, denn die Mandarinen haben das dazu bereit gestellte Geld lieber in ihre eigene Tasche gesteckt. Wehe dem Flachlande, das dann von ihm überflutet wird! Nicht segenspendend wie der Nil in Aegypten befruchtet er die Aecker und

Felder, er ertötet alle Vegetation und begräbt alles mit einer oft meterhohen Sandschicht. Seine verheerende Wirkung ist so gewaltig gewesen, daß ganze Ortschaften verschwunden sind. Was der Kraft seiner Flut Widerstand leisten konnte und nicht in Trümmer sank, wurde mit Sandmassen umgeben. Oft findet man im Ueberschwemmungsgebiete dieses Stromes aus dem Erdboden herausragend die Spitze einer Pagode, die Schlußsteine einer Ehrenpforte, Zeugen verschwundener Herrlichkeit.

Eine neue Generation hat sich auf diesem großen Grabe angesiedelt. Stellenweise aber befruchtet er auch durch die Lösmassen den Boden und schafft dort gutes Ackerland, wo zuvor steriler Boden war. Doch dies ist eine seltene



Am Stadttor von Kai föng fu.

gute Laune, die das Ungetüm zeigt. Ist es auch schwer, dieses zu bändigen, so trägt in erster Linie die Nachlässigkeit der chinesischen Regierung und die Gleichgültigkeit des Volkes die Schuld daran, daß oft eine einzige Sommerflut meilenweit den größten Schaden anrichtet. Die Dämme werden absichtlich und unabsichtlich beschädigt, sodaß es Stellen gibt, die dem Strom keine Gewalt entgegensetzen können.

Der Hoangho ist nicht einmal besonders für die Schiffahrt geeignet, eben weil er zu seicht und flach ist. Nur im Frühjahr hat er genügend Wasser, dann sogar zuviel des Guten. Jetzt, als wir ihm naheten, war der Riese sehr zahm und beunruhigte nicht Leben und Eigentum seiner Anwohner.

Wir riefen eine Schar Kulis mit einer Dschunke herbei und

schafften unsere beiden Wagen und unsere 14 Tiere auf diese hinauf. Die Fahrt begann, aber schön war sie nicht. Bald ist der Strom imstande, uns eine Strecke zu treiben, bald müssen unsere Bootsleute mit langen Stangen das Schiff vorwärts schieben; meist aber watet die ganze Kulischar, ihrer fünfzehn Mann, bis zur Brust im Wasser einher und zieht an einem langen Tau die Dschunke hinüber. Da



Panorama von Kai föng fu.

viele Sandbänke zu umschiffen waren, dauerte das Vergnügen beinahe vier volle Stunden, ehe wir wohlbehalten das andere Ufer erreichten. Der Hoangho war an dieser Stelle 4 km breit. Könnte man dieses Flußbett ausbaggern, was würde das für ein Strom werden! Aber dieses Unternehmen würde vergeblich sein, denn in kurzer Zeit wäre dieselbe Misere wieder da.

Es war Mittagszeit geworden und die Sonnenglut außerordentlich groß. Wir begrüßten deshalb eine gleich am Strome belegene Herberge trotz ihrer zweifelhaften Güte mit Freuden und hielten eine zweistündige Rast, um abzufüttern und selbst zu ruhen.

Dann ging die Reise weiter, zuerst auf dem Damm entlang, welcher die vom Flusse südlich belegenen Flachländereien beschützen soll, dann bog die Straße nach Süden ab.

Wo sich im Ueberschwemmungsgebiete des Hoangho fruchtbare Landstriche befinden, da sind sie auch sehr ertragreich. Der prächtigste Weizen gedeiht, ohne daß das Land sonderliche Mühe beim Anbau des Getreides erfordert. Der schlammige Boden wird im Frühjahr etwas geritzt, der goldene Samen hineingetan und alles andere macht sich dann von selbst. Gepflügt und geeggt wird dort nicht. Aus diesem Grunde mögen auch die Bewohner immer wieder dorthin zurückkehren, wenn die Hochflut sie verjagt hat.

Endlich hat der Gelbe Fluß auf jeder Seite zwei Dämme. Der zweite liegt aber oft meilenweit zurück und bildet die Reserve in der Defensive.

Wir erreichten nach kurzem Ritte die Hauptstadt der Provinz Honan. Kai föng fu ist schon eine größere Stadt, unterscheidet sich aber in nichts von allen anderen Städten Chinas. Mit der Größe wächst der Skandal, der Gestank und der Schmutz.

Der Torwächter forderte uns unsere chinesischen Visitenkarten ab und dann durften wir das Dorado betreten. Meine Visitenkarte hatte einen guten Klang in chinesischen Ohren. Die Uebersetzung meines Namens heißt mit chinesischen Schriftzeichen soviel wie „langes, blühendes Leben". Das ist es gerade, was der Chinese sich stets wünscht und deshalb hatte mein Name einen ihm angenehmen Klang. Mit Hilfe eines jungen Chinesen fanden wir glücklich nach einer Stunde auch ein Quartier in diesem Chaos von Häusern und Gassen. Bald darauf fand sich ein Polizeioffizier mit zwei Polizisten ein, die er zu unserer Verfügung stellte. Den Offizier kannte ich bereits von meiner früheren Reise her, redete ihn daraufhin an und bemerkte, daß er sich augenscheinlich sehr darüber freute.

Unser Pfadfinder, jener junge Chinese, war außergewöhnlich hilfebereit, half beim Abladen der Sachen und sprach schließlich den Wunsch aus, uns begleiten zu dürfen. Ich wollte mir dies überlegen und bestellte ihn auf den folgenden Tag, den wir in der


甘壽

Chinesische Visitenkarte des Verfassers
(im Original auf rotem Papier).

Stadt bleiben wollten. Der junge Mann ließ sich aber nicht wieder blicken. Hatte er uns bestohlen? Wir konnten keinen Verlust entdecken. Um so rätselhafter war die Sache. Ich glaube, meine Vermutung ist die richtige. Er sollte uns sicherlich nur im Auftrage irgend eines Mandarinen aushorchen über unser Woher und Wohin. Da er unsere Reiseroute erfahren hatte, war die Sache erledigt. Sonst pflegen ohne einen Grund die bezopften Leutchen auch nicht so hilfbereit zu sein.

Der folgende Tag war der Ruhe gewidmet. Am Riemen- und Sattelzeuge mußten Ausbesserungen vorgenommen werden. Unser Karrenführer wurde mit einem anständigen Trinkgelde entlassen und zog mit seinem Gespann vergnügt von dannen. Wir erstanden nun noch ein Maultier und mußten den horrenden Preis von 60 Taels bezahlen. Das Tier sollte fortan die Geldkiste tragen, die noch 86 Pfund Silber enthielt.

Das Geldeinwechseln war immer eine ärgerliche und sehr zeitraubende Geschichte. Ich hätte oft aus der Haut fahren mögen. Der Bankier machte stets Schwierigkeiten und versuchte mich nach allen Regeln der Kunst zu bemogeln. Ich war aber gewitzigt. Mit meiner eigenen Wage wog ich erst jedes Silberstück ab und zog Erkundigungen ein, wie viele Käsch ich nach ortsüblichem Gebrauche für einen Tael bekommen würde. So durch Nachfragen auf verschiedenen Stellen orientiert, nahm ich meinen Fritz und begab mich nach einem Wechselhause. Ein solches erkennt man von der Straße aus an großen Käschrollen von Holz, welche irgendwo herunterhängen. In ein solches Heiligtum darf man aber nicht eintreten, die Geschäfte werden vielmehr von der Straße aus durch ein schalterähnliches Fenster abgewickelt, natürlich nicht ohne eine Korona gaffender Leute. Da in kleinen Orten Geldwechsler selten oder garnicht zu finden sind, muß man diese Geschäfte immer für einen größeren Abschnitt der Reise berechnen. Dadurch vermehrt sich die Last des Gepäcks oft um einen Zentner. Der Bankier, in dem Glauben, ich wüßte mit dem herrschenden Kurse nicht Bescheid, bot natürlich regelmäßig weniger und hatte an dem Silberstück alles

Mögliche auszusetzen. Bald war es ihm zu groß, bald war ihm das Silber nicht gut genug. Nach vielem Hin- und Herreden bequemte er sich dann, mit seiner Wage das Stück zu wiegen. Natürlich war es bei ihm immer leichter als auf meiner Wage. War der Unterschied gross, so ging es ans nächste Wechselgeschäft, wo der Vers von neuem anfing. Meist aber ließ es der Geldmensch nicht soweit kommen, sondern ging in seinem Angebote schließlich etwas herauf, sodaß man, der Sache überdrüssig, mit geringem Verluste das Geschäft erledigte. Mit den sauer erstandenen Käschrollen zog ich glücklich von dannen.



Kaiserpalast in Kai föng fu.

Fritz war mir unentbehrlich bei diesem mir widerwärtigen Feilschen. Er war stets ein außergewöhnlich ehrlicher Vermittler bei allen Ankäufen. Er litt es nicht, daß ich übers Ohr gehauen wurde, und verstand es meisterhaft, alle Forderungen seiner Landsleute auf ein bescheidenes Maß herabzudrücken. In ganz China ist es üblich, daß der Vermittler bei Handelsgeschäften und dergl. einen Lohn bekommt, den „Squeeze". Gewöhnlich beträgt derselbe 10 v. H. des Kaufpreises. Fritz weigerte sich stets, dieses Geld zu behalten. Sobald der Händler es ihm gegeben hatte, lieferte er es mir ab. Natürlich gab ich ihm diesen nach der Landessitte ihm zustehenden Lohn immer zurück, aber ich sah doch, daß er es treu und ehrlich mit mir meinte.

Während ich mich mit dem Krämervolke herumärgerte, machte sich mein Reisebegleiter Dr. Assmy durch seine Wissenschaft bei den

ehrenwerten Bürgern beliebt. Er untersuchte Kranke, verband Wunden, gab Medikamente und Verhaltungsmaßregeln, die wahrscheinlich niemals befolgt worden sind. Die Leute bewiesen ihre Dankbarkeit aber dadurch, daß sie sehr gefällig und freundlich waren, Tugenden, die sonst den Chinesen, besonders in der Provinz Honan, sehr fern zu liegen pflegen.

Wir erfüllten auch eine Anstandspflicht, indem wir dem Gouverneur und den Yamenbeamten — nicht weniger als elf Herren — unsere Karten zusandten, eine Höflichkeit, die sie mit gleicher Münze quittierten. Im übrigen fanden wir noch Muße, uns in Kai föng fu etwas umzusehen.

Auffallend waren die Schiebkarren, wie sie hier üblich waren. Sie haben nur ein Rad, nicht am Ende wie bei unseren Karren sondern in der Mitte. Wenn nicht ein Esel oder Maultier in die Gabel am hinteren Ende eingespannt war — und dieses sah man sehr selten —, so vertrat die Stelle solchen Vierfüßlers ein Kuli. Diese Karren dienen sowohl zur Personen- als auch zur Lastenbeförderung, sind aber sehr unpraktisch, denn die Last muß genau auf beide Seiten verteilt werden. Auch Schweine sah ich auf diesen Karren transportieren. Kleinere Borstentiere werden meist zu zweien in einen Sack gesteckt und zwei solcher Säcke dann je am Ende einer Tragstange getragen. Angenehm denke ich es mir nicht, mit einem dicken Chinesen zusammen auf solch einrädrigem Karren umherzugondeln, denn das Uebergewicht würde nicht auf meiner Seite sein und ich würde wahrscheinlich mit meinem Fahrgenossen in recht unliebsame Berührung kommen. Das einzige Rad wird nicht geschmiert und verursacht ein entsetzliches Quietschen. Nun denke man sich die Musik, wenn ein Dutzend oder mehr solcher Dinger umherfahren! Da zeigt sich recht deutlich die Sparsamkeit der bezopften Rasse. Wie sie sich mit einfacher Kost, bestehend aus Reis, Bohnen, Gemüse und Fischen, begnügt, wie sie jeden Strohhalm zur Feuerung aufsammelt, wie der kleinste Zeugfetzen noch an der Kleidung, das kleinste Stück Papier noch zum Verkleben der Fenster verwendet wird, so wird auch das Oel gespart, um das nervenzerstörende Pfeifen

der Karrenräder zu beseitigen. Der Chinese hat aber keine Nerven in unserem Sinne. Beim größten Skandal rings umher schläft er fest, gleichgültig, in welcher Stellung oder Lage er sich gerade befindet. Er arbeitet am liebsten, wenn eine große Schar von Zuschauern ihn umringt. Stundenlang sitzt er dabei auf demselben Flecke, Tag für Tag. Bewegung braucht er nicht; sportliche Uebungen erscheinen ihm überflüssig, unbegreiflich und sogar lächerlich.



Pagode bei Kai föng fu.

In Kai föng fu war früher eine Niederlassung von chinesischen Juden, welche mitten unter den Heiden Jahrhunderte hindurch ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche treu bewahrten. Sie hatten auch eine prächtige Synagoge, von der aber heute nichts weiter als ein mit hebräischen und chinesischen Schriftzeichen versehener Gedenkstein übrig ist. Es sollen in alten Schriften Beschreibungen dieses alten Bauwerkes existieren, ja sogar in Shanghai, wohin sie gebracht, noch die alten Gesetzesrollen der jüdischen Gemeinde vorhanden sein. Jetzt ist der Platz, auf dem die Synagoge einst gestanden hat, wüst. Auch die Fundamente des Gedenksteins sind vom Regen unterwaschen. Kein Mensch hat das Bestreben, solche Zeugen aus der Vorzeit zu erhalten. Die Stätte alter Pracht und Herrlichkeit machte einen trostlosen Eindruck.

Auch von dem alten Kaiserpalaste aus der Zeit der Lungdynastie, welche in einer Epoche des hervorragendsten Geisteslebens Chinas auf philosophischem und literarischem Gebiete hier ihren Stammsitz hatte, sind nur noch geringfügige Reste vorhanden. Die neue Residenz und das Gouvernementsgebäude bieten nichts besonders Charakteristisches. Ein verfallener, hoher Tempelbau auf öder Fläche interessiert nur eines steinernen, gut erhaltenen Drachenornamentes wegen, welches überaus kunstvoll ausgeführt ist. Aber so ist es in China. Kunstschätze von immensem Werte und größter Bedeutung verkommen, ohne dass eine kundige Hand sie konserviert. Der Haupttempel der Stadt ist imponierender, sehr ausgedehnt und besser erhalten. Der achteckige Mittelbau enthält die $2^1/_2$ m hohe Holzfigur der Göttin Kwan zu, der der Tempel geweiht ist. Rings umgibt, ebenfalls in achteckiger Form, diesen eine Säulenhalle, in welcher die unzähligen Figuren der Buddhajünger eher abschrecken als gefallen. Das Wahrzeichen der Stadt ist eine 40—45 m hohe Pagode, wegen ihrer rostfarbenen Ziegel die „Eisenpagode" genannt. Von ihr genießt man einen weiten Blick über die ernste, düstere und regellose Häusermasse der Stadt. Eine andere schwerfällige und sehr alte Pagode befindet sich außerhalb der Mauer südlich der Stadt und kontrastiert stark gegen einen, neben ihr belegenen, zierlichen Tempelbau.

Das Menschengewühl auf den Straßen war gräßlich. Stets folgte uns eine zahlreiche Menge herumlungernder Chinesen auf Schritt und Tritt. Es ist ein faules Volk inmitten einer geschäftigen Menge von Handelsleuten. Die Bevölkerung im Innern des Landes unterscheidet sich wesentlich von der in den Hafenstädten. Hier sind die Leute fleißig, weil sie Geld verdienen wollen und müssen, sie haben auch an den Fremden ein besseres Beispiel. Im Innern von China ist zwar der Grundzug der Bevölkerung auch der, Geld zu erwerben, und die Ackerbauer und Handwerker sind sehr fleißig; aber die Arbeitsamkeit ist vielfach nur Schein. Sobald der Bauhandwerker beispielsweise einige Tage hindurch Geld verdient hat, läßt er wieder ruhig die Arbeit ein paar Tage liegen und ruht sich

erst aus, bis das Geld ausgegeben, ja verpraßt ist, soweit davon die Rede sein kann. Sie sitzen in den Teehäusern herum, rauchen und spielen, obgleich letzteres verboten ist. Nur Schachspiel ist erlaubt. Aber die Liebe zum Gelde und die Nachsicht der Beamten, die es ja nicht besser machen und nur hin und wieder in dieser Beziehung rigorose Anwandlungen bekommen, machen den Chinesen zum leiden-



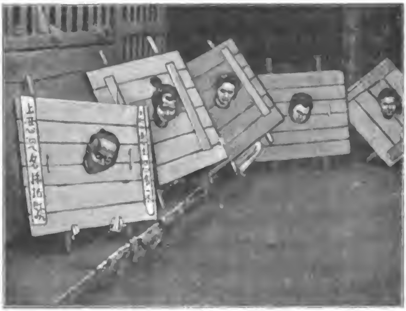
Glasierte Drachenornamente.

schaftlichen Spieler. Es soll sogar vorgekommen sein, daß das eigene Weib auf die letzte Karte gesetzt wird. Auch auf den Straßen kann man solche Jeuratten sehen, selbst in den Tempelhallen. Die Teehäuser sind fast immer gefüllt. Schon des Morgens sucht sie der Chinese auf und nimmt dann oft in einem Bauer die chinesische Nachtigall mit, die ihm etwas vorsingen muß. Das gewöhnliche Volk zeigt ein riesiges Phlegma, es lebt in den Tag hinein. Stundenlang können die Leutchen einem Geschichtenerzähler zuhören, der sich in einem Teehause oder in irgend einem Winkel der Straße niedergelassen hat. Der Mann ist ein Schauspieler und muß es verstehen.

seine Erzählungen durch Mienenspiel, entsprechende Gesten und Bewegungen mit dem Fächer lebendiger zu gestalten. Er berichtet von irgendwelchen, lange zurückliegenden, historischen Begebenheiten, Heldentaten, schaurigen Kriminalfällen, bösen und guten Menschen und spickt seine Rede reichlich mit Sprichwörtern, die dem Volke geläufig sind. Er muß alles möglichst dramatisch gestalten und versteht es wohl, die Pointe bis zum Schlusse seiner langen Rede hinauszuschieben. Vorher aber schickt er einen zinnernen Teller herum und seine Zuhörer zahlen auch gern, sie wissen, daß der Erzähler seine Geschichte sonst nicht beendigt, daß er die Pointe eben dann für sich behält. Auch lustige Geschichten gibt er ebenso zum Besten, wie er vielleicht im Solde eines Klosters in seinen Reden dieses verherrlicht und tiefsinnige Aussprüche des Konfucius dem diese gern vernehmenden Volke auftischt. Findet sein Vortrag im geschlossenen Raume statt, so läßt er ihn ankündigen. Er nimmt dann auf einem Stuhle, der auf einen Tisch gestellt ist, Platz und eröffnet durch Aufklopfen mit einem Holzblock seine Erzählung. Er trägt stets frei vor. Der Ertrag wird mit dem Lokalinhaber nach festgesetzten Prozenten geteilt. Abgesehen von dem gewöhnlichen Straßenerzähler, gehören diese Leute einer regelrechten Schule an, jeder hat seinen Meister, dessen Namen er dem seinen zufügt. Der Chinese setzt seinen Vornamen hinter den Familiennamen. Der Geschichtenerzähler fügt den Namen seines Meisters dann vor oder hinter seinen eigenen Vornamen gewöhnlich hinzu.

Groß ist auch die Schar der Bettler in allen Orten. In den Städten vereinigen sie sich zu richtigen Gilden. Systematisch organisiert, belagern sie die Straßen und brandschatzen auch die Häuser. An der Spitze jeder Zunft steht ein Bettlerkönig, der Anordnungen trifft, wie und wo gebettelt werden soll, der aber auch das Publikum vor Auswüchsen dieser Landplage schützt. Die Wohlhabenden wissen ganz genau, daß sie Almosen geben müssen, aus Wohlwollen oder Mitleid würden sie es nicht tun; denn davon nennt der Chinese wenig sein eigen. Er weiß aber ganz genau, daß die

Bettlerzunft, falls er sich weigern sollte, ein gefordertes Almosen zu geben, dieses sich ertrotzen würde. Jede Gelegenheit wird von den Bettlern benutzt, um ein Sümmchen zu erhalten. Findet eine Hochzeit statt, ist ein Haus fertig gebaut, ist ein neuer Laden eröffnet, so erhält der Bettlerkönig schon aus Aberglauben ein Geschenk für sich und seine Untertanen, denn sonst würde das Glück im Hause fehlen. Die Chinesen haben eine große Scheu vor kranken, schwachen



Verbrecher im Kang.

Leuten. Kommt nun ein solcher und bettelt, so geben sie schon deshalb schnell und willig, um ihn los zu sein, denn er könnte an ihrer Schwelle sterben. Das wäre ihnen sehr fatal, einmal müßten sie nach dem Gesetze die Beerdigungskosten tragen, dann aber könnte der Geist des Verstorbenen auch wohl spuken. Sie pflegen aus letzterem Grunde sogar ihre sterbenden Angehörigen unter den freien Himmel zu tragen, und dieser bringt es mit seiner frischen Luft nicht selten zu stande, daß der Sterbende wieder Lebenskraft gewinnt.

Wie ich es schon häufig gesehen hatte, fand ich auch auf meinen Wegen in Kai föng fu Chinesen mit dem Kang auf der Straße sitzend, damit eine Strafe für irgend eine schlechte Tat verbüßend. Der Kang ist ein viereckiger Kragen, aus mehreren schweren Brettern

zusammengezimmert. Durch ein Loch in der Mitte blickt der Kopf heraus. Der Kang besteht aus zwei Teilen, die dem betreffenden Sünder um den Hals gelegt und dann fest vereinigt werden, sodaß er mit dem Kopfe nicht vor- noch rückwärts kann. Dieser Kragen ist so groß, daß der Träger desselben nicht imstande ist, mit den Fingern das Gesicht zu erreichen. Auf dem Kang wird die Straftat



Gräberfeld.

des Delinquenten vermerkt. So muß er am Stadttore, an Straßenecken oder vor dem Amtsgebäude am Pranger stehen und kann nur gefüttert werden. — Diese Strafe dauert manchmal wochenlang.

Auch in anderer Form besteht noch das Prangerstehen. Der Delinquent sitzt angekettet auf dem Schandblock, oder er ist an einen Pflock gekettet und die Kette durch ein Rohr gesteckt, daß sie unbiegsam wird, oder er sitzt in einem engen Käfige, aus dem vielleicht oben der Kopf heraussieht. Die gewöhnlichste Strafe ist die Bastonade. Als Prügel dient ein etwa drei Fuß langer, flacher Bambusstock. Das Gesetz gestattet bis zu 500 Hieben auf die Schenkel. Auch werden mit einer Lederklatsche Schläge in das Gesicht erteilt,

so daß die Zähne wackeln, wenn sie sich nicht ganz empfehlen. Es gibt eine Menge der qualvollsten Strafen, die sich garnicht alle beschreiben lassen. Auf Scherben knieen müssen, ist auch eine beliebte Strafe. Mit Geld ist nun freilich manche Strafe zu lindern. Jeder Beamte ist gewöhnlich durch Bestechung zu gewinnen. Da verschwindet denn wohl der Kang einmal eine Zeit lang, da werden die Streiche leichter geführt oder sie treffen garnicht.

Bei Untersuchungen wird die Folter angewendet. Die raffiniertesten Marterwerkzeuge gibt es da, ein Instrument zum Einquetschen der Fußknöchel, eins zum Quetschen der Finger, eine Schaukel, an welcher der Beschuldigte an den Fußknöcheln und an den Schultern aufgehängt wird, und andere solche schönen Sachen. Die Todesstrafe wird durch Erdrosselung oder durch Enthauptung vollstreckt. Minder gemeine Verbrecher, einfache Mörder, Räuber, Verführer, Friedhofsschänder werden durch den Strang zum Tode befördert und zwar an einem Gestell aus Bambus in Form eines Kreuzes. Wird ein Großer des Reiches dazu verurteilt, so schickt ihm der Kaiser, der jede Todesstrafe bestätigen muß, eine seidene Schnur und der Verurteilte muß sein eigener Henker werden. Leute, die sich eines Raub- oder Meuchelmordes, einer Majestätsbeschimpfung, eines Angriffs auf die Kaiserliche Familie, einer Mißhandlung der eigenen Eltern oder der Meuterei schuldig gemacht haben, sterben durch das Schwert. Dies ist der schimpflichste Tod. Solcher Körper wird einfach in eine Grube geworfen, anstatt bestattet zu werden, der Kopf wird öffentlich ausgestellt. Handelt es sich um Standespersonen, dann wird wohl auch der Kopf wieder an den Körper festgenäht und es findet doch noch eine Bestattung statt. Die Särge mit den Leichen werden allgemein in China nicht in die Erde gesenkt. Werden sie nicht in ein Felsengrab gestellt, so werden sie nur leicht eingescharrt und wenig mit Erde bedeckt. Jeder kann das Begräbnis erfolgen lassen, wo es ihm beliebt. Es muß aber an einer „glücklichen" Stelle geschehen. Der Sarg bleibt oft lange über der Erde stehen, bis die Priester solche „glückliche" Stelle gefunden haben. Je wohlhabender die Angehörigen sind, je länger und mehr sie den Priestern

zahlen können, desto mehr Zeit pflegt es auch zu dauern, bis diese Stelle gefunden ist. Die mangelhafte Erdbestattung hat zur Folge, daß Regengüsse oft den Sarg freilegen, ja man kann zuweilen die Leichen, mehr oder weniger verwest, frei liegen sehen, wenn der Holzsarg den Witterungseinflüssen nicht Stand gehalten hat. Es ist das eine widerwärtige Sache.

Dann gibt es auch noch die Strafe der Landesverweisung auf Zeit oder lebenslänglich. An Händen und Füßen mit Ketten gefesselt, eine Matte als Bett unter dem Arme, einen Palmblattfächer zum Schutze gegen die Witterung dazu, so wird der Verurteilte von einem Polizeisoldaten in die Verbannung, an die Grenze expediert. Bei jedem Verurteilten ist irgendwo ein Zettel angebracht, der seinen Namen, sein Vergehen und seine Strafe aufweist.

Der Chinese hat heillosen Respekt vor dem Gesetze, obwohl er sich andererseits auch wieder wenig um dasselbe kümmert. Jeder Beschuldigte wird solange als bereits Schuldiger angesehen und dementsprechend behandelt, bis seine Unschuld erwiesen ist. Der Angeklagte kniet gefesselt vor dem Richtertische. Strafen werden gewöhnlich sogleich vollstreckt.

Wie sich der Chinese aber bei allen Sachen Zeit läßt, so dauern auch Prozesse sehr lange. Dazu sind dieselben recht kostspielig. Darum hilft sich der Chinese oft selbst. Wie es auch bei uns auf dem Lande wohl noch vorkommt, haben sie ihre eigene, kurze Gerichtspflege. Wie jener hinterpommersche Bauer, den ein Jude beim Pferdekaufe übervorteilt hatte, nicht vor das Gericht ging, sondern bei einer passenden Gelegenheit den Juden einfach in den Schmutz der Dorfstraße warf und ihm eine gehörige Tracht Prügel verabfolgte, ohne daß beide Teile ein Wort darüber verloren, so rächen die Chinesen zum Beispiele den Ehebruch auch privatim. Eine große Menge überfällt den Sünder, man schlägt ihm die Knochen entzwei, man blendet ihn, indem man ihm ungelöschten Kalk in die Augen reibt, eine Strafe, die übrigens auch an Gerichtsstelle festgesetzt wird. Auch ertränken sie solche Opfer der Volksjustiz oder begraben sie lebendig. Der Chinese ist grausam und kann den Qualen

anderer ruhig zusehen. Mitgefühl fehlt ihm gänzlich. Die rechtmäßige Gerichtspflege ist immer eine öffentliche. Tausende sehen mit kaltem Blute zu.

Die chinesischen Gefängnisse sind schaurige Stätten. Der Tod ist hier ständiger Gast. Die Gefangenen sind mehr oder minder mit schweren Ketten belastet und teilweise noch durch angehängte Holzklötze in ihrer Bewegungsfreiheit beschränkt. Die ihnen zu teil



Verbrecher im Gefängnis.

werdende Kost ist mangelhaft und muß von den Angehörigen oft aufgebessert werden. Natürlich fliesst dabei mancher Käsch in die Taschen der Beamten, die solche Kostverbesserungen ganz gern sehen und sie durch Versäumen ihrer Pflicht veranlassen. Die Gefängniszellen sind Käfige, für wilde Tiere besser geeignet als für Menschen. — —

Am 30. September ging die Reise weiter. Der Vormittag wurde noch durch das Abwiegen der Lasten und durch das Verteilen und Aufpacken derselben in Anspruch genommen. Die uns von dem Ortsmandarin zur Verfügung gestellten beiden Polizeisoldaten halfen uns fleißig. Dafür gaben wir jedem 1000 Käsch (3 Mk.) Trinkgeld als Anerkennung und außerdem eine Menge ausrangierter Aus-

rüstungsstücke, Stiefel und einen überzähligen Sattel. Sie freuten sich augenscheinlich sehr.

Um 12 Uhr mittags endlich konnte es losgehen. Am äußeren Stadttore wurden uns wieder unsere Visitenkarten abgefordert. Nach wenigen Minuten wußten nun die Mandarinen, daß wir glücklich die Stadt verlassen hatten; sie waren einer Sorge ledig, denn was uns außerhalb ihres Gebietes zustoßen mochte, berührte sie weiter nicht mehr.

Unser Marsch wurde durch einen Sandsturm verschönt, der uns glücklicherweise im Rücken faßte. Ein gelber Schleier verhüllte die Landschaft, der Sand blieb an unserer Kleidung haften, drang in die Ohren, in die Nase und in den Mund. Da hilft nichts, man mußte noch zufrieden sein, daß er uns nicht ins Gesicht geblasen wurde, wo er wirkt, als ob Nadelspitzen es treffen. Dieser Sandsturm, der uns hier begleitete, war verhältnismäßig aber noch gelinde.

In Wan lin gang bezogen wir Quartier. Die Einwohner schienen Europäer nur selten unter sich gesehen zu haben. Ihre Neugierde hinderte uns beim Abladen des Gepäcks, sie standen uns überall im Wege und waren sehr dreist. Einer rief uns auch das berüchtigte Yang quetze — fremder Teufel — nach. Dieser Ausdruck wird meiner Ansicht nach von vielen Europäern mißverstanden, meist wird er als ein Schimpfwort aufgefaßt, das es wahrscheinlich garnicht sein soll. Sehen uns von ihrem Standpunkte aus die Chinesen, die auf ihre gute, alte Zeit mit Stolz und Befriedigung zurückblicken und der festen Ueberzeugung sind, besser als bei ihnen könnte es auf der ganzen Welt nirgends sein oder werden, auch wohl als Barbaren an, haben sie wenig Respekt vor unserer Zivilisation, die wir ihnen bringen wollen, und behandeln uns mehr mit Herablassung als mit innerlicher Achtung, so wollen sie uns mit der meist so übel aufgenommenen Bezeichnung „fremder Teufel" doch wohl nicht beleidigen. Es ist eben ihre Ausdrucksweise, die sie gebrauchen, ohne den Sinn hineinzulegen, den wir daraus verstehen. Bei der übertriebenen Höflichkeit der Chinesen, bei den Zeremonien, die ihnen in Fleisch und Blut übergegangen sind, würde wohl ein Mandarin nie-

mals an einen englischen Konsul, wie es vorgekommen ist, einen Brief adressiert haben „An den fremden Teufel, Herrn . . .“ Wir beachteten den Zuruf garnicht, er wiederholte sich auch nicht.

Als Bewachung wurde uns der Nachtwächter des Ortes gestellt. Dieser gute Mann meinte es sicherlich recht gut, wenn er jeden Augenblick auf seiner Trommel Lärm machte. Er wollte seinen Pflichteifer zeigen und uns beweisen, daß er uns beschützte, auch wohl ein gutes Trinkgeld sich erobern, aber daran dachte er nicht, daß wir kein Auge schließen könnten, wenn er unter unsern Fenstern fortwährend Skandal verursachte.

Die aufgehende Sonne des anderen Tages fand uns schon marschbereit. Wir hatten den Versuch gemacht, das neu erstandene Maultier, welches die Geldkisten trug, wie seine mit andern Gütern beladenen Kollegen frei mitlaufen zu lassen. Aber das böse Vieh war habgierig wie die Landesbewohner. Es ging einfach mit dem ihm anvertrauten Schatze ab und riß querfeldein ganz munter aus. Erst nach längerer Zeit konnte der Räuber wieder ergriffen werden und ich hatte nun das zweifelhafte Vergnügen, das Tier an der Leine selbst neben mir führen zu können. Der Doktor machte den Beschluß der Karawane und hatte sich mit einer drei Meter langen Peitsche bewaffnet, mit der er unsere Tiere antrieb. Infolgedessen ging die Reise etwas flotter vor sich als früher.

Mein deutscher Jagdhund Carlo war der allezeit fröhliche Begleiter des Zuges und jagte oft auf eigene Faust auf den Feldern umher. Ueberall erregte er bei den Eingeborenen wegen seiner kurzen Haare und seiner großen Ohren gewaltiges Aufsehen. Man staunte ihn wie ein Wundertier an, denn er unterschied sich in jeder Hinsicht von den Chinesenkötern. Diese armen Tiere schleichen mit scheuem Blicke, den Schwanz eingeklemmt, einher und suchen sich in dem undefinierbaren Straßenschmutz ihre Nahrung. Gefüttert werden sie von niemandem, höchstens noch selbst verzehrt. Die Abfälle von den Mahlzeiten der Chinesen sind nur äußerst gering, es gibt nichts, was sie eigentlich nicht selbst verzehren. So sind diese scharenweise umhervegetierenden Hunde abgemagert zum Skelett,

ihr langhaariges Fell starrt von Schmutz, wenn die Räude das Haar überhaupt aufkommen läßt. Keiner achtet auf sie, sie sind unempfindlich gegen Schmeicheleien, die ihnen ein Fremder, wenn er sich nicht in Ekel abwendet, zuruft. Namen haben sie nicht. Solchem Tier fällt es garnicht ein, wenn es inmitten der Straße liegt, Platz zu machen. Lieber läßt es sich überfahren, denn das Leben achtet es nicht, es ist zu elend. Und doch birgt nach dem Aberglauben der Chinesen gerade der räudigste und elendeste Köter in seinem Kopfe eine unschätzbare Kostbarkeit, ein teures Heilmittel „Go pao". Gesehen hat diese Kostbarkeit freilich noch niemand und doch wird eine Medizin in den Apotheken daraus hergestellt und von den chinesischen Scharlatanen warm empfohlen. Zur Gewinnung muß die rechte Zeit abgewartet werden. Der alte, ekelhafte Köter muß heulen, mit einem Knüttel wird ihm dann in den Nacken geschlagen, aus der in die Luft gestreckten Schnauze rollt dann eine rote Kugel heraus. Diese ist die verlangte Kostbarkeit. Der Hund aber muß verenden, selbst wenn der Schlag ihn nicht getötet haben sollte. Da sieht man doch, daß selbst die elendeste Kreatur köstliche Schätze birgt. Man müßte vor jedem Köter den Hut abnehmen, aber der Tiere sind dort zu viele und, wie die Chinesen barhaupt durchs Land zu ziehen, ist nicht jedem bekömmlich und angenehm.

Noch immer befanden wir uns im Ueberschwemmungsgebiete des Hoangho, in sandigen Oedländereien. Später wurde das Land wieder fruchtbarer und die Dörfer wurden zahlreicher. Da sie aber der Herbergen entbehrten, konnten wir erst in Tung schü Rast machen. Keiner denkt daran, uns behilflich zu sein. Auch unser Ersuchen um Hilfe blieb unbeachtet; keiner rührte sich von der gaffenden, faulen Menge. Wir schenkten einem alten Graukopf eine Zigarre, die wir ihm, gleich abgeschnitten, in den Mund steckten dann präsentierten wir ihm auch Feuer. Mit Wohlgefallen rauchte er darauf los, aber schon nach wenigen Zügen riß ihm sein Nebenmann die Zigarre aus dem Munde und rauchte weiter, bis es ihm ebenso erging wie dem Alten. So machte der Glimmstengel die Runde, jeder wollte den fremden Tabak kosten und wir waren

höchlichst zufriedengestellt, als es von vielen Lippen chau chau (gut, gut) ertönte. Mit komisch verständnisvollen Gesichtern bliesen sie den Rauch durch die Nase. Schießlich schenkten wir drei anderen Gaffern noch je eine Schachtel Streichhölzer. Da wurden die Herren geschmeidig. Wir konnten Wünsche äußern, so viele wir hatten, sogleich waren Arme in Menge da, uns zu helfen. So sind die Chinesen. Gegen Fremde sind sie besonders unliebenswürdig. Fragt man solchen Kerl nach dem Weg oder sonst um Rat, so dauert es bei der landesüblichen Schwerfälligkeit lange, ehe er in seinem Hirn begriffen hat, was man will, oder er hört überhaupt nicht hin, was man spricht. Zufrieden kann man sein, wenn er den Fragenden nicht gründlich belügt. Geld verdienen ist die erste Bedingung. Warum sollte er nicht falschen Becheid geben, warum nicht statt des richtigen Weges den Fremden in einen Sumpf hineintreiben? Vielleicht hat er dann noch Gelegenheit, ein paar Käsch zu verdienen, wenn er hilft, die Sache wieder in Ordnung zu bringen. Er ist immer darauf aus, Kapital herauszuschlagen. Deshalb sind die Angaben der Chinesen stets mit Vorsicht aufzunehmen. Nur gegen Bezahlung im voraus ist solch Umherlungerer dazu zu bewegen, seine Gleichgültigkeit aufzugeben, die Hände aus den Aermeln zu ziehen und einmal zu helfen. Das geht dann sehr langsam, er hat ja Zeit. Dabei ist er aber immer beschäftigt, so daß es aussieht, als ob er großen Fleiß entwickele. Schein, alles Schein! „Aeußerlich ist, innerlich ist nicht" lautet ein chinesisches Sprichwort. Dieses ist nur zu wahr, in seinem Sinne spielt sich bei den Chinesen ihr ganzes Handeln und Benehmen ab. Was könnte dem Fremden oft ein guter Rat, ein guter Wink nützen? Nichts davon. Blödsinnig blicken die Leute dahin, sind reserviert, verstehen garnicht oder absichtlich falsch und geben Antworten, wenn sie sich dazu bequemen, die so mystisch-dunkel sind, daß man mit einer gehörigen Portion Phantasie und Kombinationsgabe vielleicht, aber nur vielleicht ahnen kann, was sie sagen wollen. Fragt man solchen Gaffer und Tagedieb, was er arbeitet, so erhält man die stereotype Antwort me jo (nichts). Aber das Volk lebt doch, wenn es auch nur vegetiert.

Während ich mich mit dem Gepäck und den Tieren beschäftigte, hielt der Doktor Sprechstunde. Malariakranke fanden sich viele, sie erhielten Chinintabletten. Das sprach sich im Orte herum und bald kamen sie in hellen Haufen dahergezogen, Kranke und Nichtkranke, alle wollten sie Tabletten haben. Schließlich wurde uns die Sache zu bunt und wir brachen auf. Freiwillig schloß sich uns ein junger Chinese an, der nun die Führung des Geldmulus übernahm. Er wußte gut Bescheid und führte uns auf Richtwegen abseits der Hauptstraße schneller vorwärts. Er meinte es ehrlich und bildete eine Ausnahme.

Die Sonne brannte glühendheiß hernieder. Die Gegend war besonders stark bevölkert und zahlreiche Dorfschaften, friedlich in Baumgruppen daliegend, wurden passiert. Ueberall waren unseren Bergamotten ähnliche Birnen zu finden, doch waren sie holzig und wenig schmackhaft. Auch dem Apfel ähnliche Früchte des Butterbaumes gab es, zitronengelb, bei der Reife ziegelrot, tanninhaltig und sehr weich. Auf den Feldern waren die Leute mit der Wintersaat beschäftigt, teilweise auch noch mit der Bohnenernte. Ein Hauptartikel in Honan ist der Indigo, der aber nur zum Blaufärben benutzt wird.

Als es schon dämmerte, gelangten wir zu dem etwa 60 Meter breiten, sehr flachen Flüßchen Ku lu ho. Auf Dschunken setzten wir über, unsere Tiere mußten den Fluß durchwaten und willig folgten alle Maultiere dem Leittier, ohne Leine, ohne Zwischenfall, nur mit der Stimme geführt, denn diese Tiere sind daran gewöhnt.

Um 8 Uhr erreichten wir Wei schi, wo wir eine leidliche Herberge fanden. Auf unserem ganzen Ritte durch Tschili und Honan amüsierte uns eine merkwürdige Erscheinung auf der Marschstraße, die Mistsammler. In jedem Lebensalter stehend, alt und jung, verfolgen sie die Tiere, welche die Straße passieren, mit staunenerregender Beharrlichkeit von früh bis spät zwischen den einzelnen Dörfern in ihrer Nachbarschaft. Sobald ein Pferd, ein Esel, ein Maultier, Ochse oder Schwein auftaucht, sind sie auch schon hinterher. Sie sind ihres Erfolges ziemlich gewiß, denn einmal muß ja

ihr Weizen blühen. Sie sammeln das Gold der Landwirtschaft von der Straße auf in ein Bambuskörbchen und ziehen mit ihrer Schippe dann zu einem anderen Tiere, damit sie den Anschluß nicht verpassen. Geduld gehört zu diesem Lebensberufe und solche haben diese ungewaschenen Kerle in reichem Maße. Das Geschäft muß aber etwas einbringen, denn sie waren alle wohlgenährt.

Recht früh schon verließen wir Wei schi am anderen Morgen. Es war endlich einmal schönes Reisewetter. Leicht bewölkter Himmel minderte die Sonnenstrahlen und verursachte eine angenehme Kühle. Karrenschieber mit großen Lasten von Bohnenkuchen begegneten uns, sie haben eine schwere Arbeit und verdienen ihren kärglichen Lohn nur mit großer Mühe. Teilweise führten sie an den Karren große, aufgespannte Segel, damit der Wind schieben helfen soll. Wenn nur das infame Quietschen der Räder nicht gewesen wäre! Es war zum Rasendwerden. Dem Kuli scheint es aber Musik zu sein und diese verschönt ja das Leben und erleichtert die Arbeit. Der Kuli singt auch stets bei der Verrichtung seines Tagewerkes, ob allein, ob in Gesellschaft. Harmonie in diesem Gesang habe ich aber ebensowenig bemerkt wie eine eigentliche Melodie.



Pflug in Honan.

Während in Tschili fast alle Felder mit Kauliang bestellt waren, fand man hier in Honan neben diesem Staudengewächs auch vielfach schwarze Bohnen, Buchweizen, Erdnüsse und etwas Baumwolle. In Tschili erntete man diese schon, hier blühte sie erst. So verschieden ist das Klima.

Saatkrähen mit weißem Gefiederkragen, blaue und schwarzweiße Elstern, der große Grünspecht, Schwarzdrosseln und Eisvögel waren die Vertreter der Vogelwelt, welche mich erfreuten. Sie

brachten doch etwas Abwechselung gegen die Monotonie in Tschili. An die Stelle des dort viel benutzten Pony treten hier Esel und Maultiere. Ochsen verrichten die schwerste Feldarbeit, wirkliche vierbeinige Ochsen, aber es ist nur ein kleinerer Schlag.

Die Ortschaften haben alle meist zerfallene Feld- oder Ziegelsteinmauern. Zuweilen läßt sich auch ein Wartturm unterscheiden. Zur Zeit des Taipingaufstandes sind sie wohl zum Schutze gegen die Räuberbanden aufgeführt und fallen nun in ruhigeren Zeiten der Verwahrlosung anheim.

In einer kleinen Herberge in Hsü tschou machten wir Nachtquartier. Weder ein Hauskuli noch ausreichende Krippen waren zu finden, es gab nicht einmal Stühle. Trotzdem berechnete der Herr Hotelbesitzer uns aber Preise, daß uns die Haare zu Berge standen. Sie waren natürlich nur ganz besonders für uns gemacht. Als der Kerl mir aber für ein Ei anstatt der üblichen sechs Käsch deren sechszehn abverlangte, riß mir die Geduld und ich wurde ihm sehr deutlich. Der Erfolg blieb nicht aus, die Preise wurden bescheidener.

Nach dem Abendessen gingen wir sofort schlafen und waren an die Zustände in den Herbergen schon so gewöhnt, daß wir fest wie die Ratten schliefen. Nur wurden wir früher, als wir es wollten, aufgestört. Wir hatten doch noch nicht den echten Chinesenschlaf, der sich durch nichts verscheuchen läßt, nicht einmal durch das Geschrei von vielleicht hundert in der Herberge untergebrachten Eseln. In kurzen Zwischenräumen kehrte ein Glockenton immer wieder. Dieser entriß uns den Armen des Schlummergottes. Was hatte er zu bedeuten? Im nahen Gefängnisse war einem Verbrecher als Strafverschärfung für mehrere Tage und Nächte der Schlaf entzogen worden. Um seinen Wächtern kund zu tun, daß er wachte, mußte er in kurzen Intervallen an eine Glocke schlagen. Echt chinesisch!

Wir wollten gern möglichst schnell die Pei han-Bahn erreichen, welche nach ihrer Fertigstellung Peking mit Hankau verbinden soll. Alle unsere Erkundigungen blieben aber ohne Erfolg. Keiner wußte davon etwas oder wollte es wissen. Schließlich erhielten wir nur sehr ungenaue Angaben, denn Genauigkeit kennt der Chinese wenig.

Er pflegt nach Zehnern zu rechnen. Wer aufhört, 70 Jahre alt zu sein, der ist 80. Das soll originell sein. So verhält es sich auch mit den Längenangaben eines Weges. Infolgedessen gibt es in China wegen des Mangels an Genauigkeit auch keine Statistik. Dieselbe basiert nur auf Annahme. Niemals läßt sich so die Einwohnerzahl genau feststellen. Es kommt auf eine Handvoll mehr oder weniger nicht an.

Mochte nun die Eisenbahn noch so weit entfernt sein, wir beschlossen, sie auf jeden Fall zu benutzen, um schneller vorwärts zu kommen und Menschen und Tiere zu schonen, denn große Strapazen standen uns noch bevor.

Wir brachen deshalb, wie gewöhnlich, früh auf.

Während bisher Gelegenheit zur Jagd so gut wie garnicht vorhanden war, gab es in dieser Gegend Hasen und Wildtauben. Wir waren aber auf unserem Marsche zu eilig, als daß ich Muße gehabt hätte, das edle Waidwerk zu betreiben. Ich schoß wohl hin und wieder einmal auf einen Hasen, indem ich längs der Straße durch ein Ackerstück ging, hatte aber keinen Erfolg, denn der Buchweizen gewährte zu vielen Schutz und Carlo, der ein großer Herumtreiber geworden war, stieß sie meist zu früh hinaus. Tauben dagegen hatte ich schon in den letzten Tagen geschossen, die eine angenehme Abwechselung in unsere Ernährung brachten. Man muß sich vorsehen, daß man nicht zahme Tauben erlegt, die ebenfalls zahlreich auf den Feldern sich tummeln. In der Nähe von Hankau ist es einem Europäer einmal deswegen schlecht ergangen. Die Bevölkerung griff ihn auf, fesselte ihn und trug ihn, mit den Beinen und Armen in eine Tragstange gehängt, wie sie dort die Schweine zu transportieren pflegen, zum Mandarin, der ihn aber sofort freiließ. Ich war deshalb, dieses Vorkommnisses eingedenk, vorsichtig.

Der Reisemarsch am 3. Oktober endete nachmittags um 3 Uhr in Lin ying, wo wir wieder eine ganz leidliche Herberge fanden. Wir hatten in einem Dorfe unterwegs sechs Hühner für 360 Käsch zu kaufen Gelegenheit gehabt und konnten ein herrliches Mahl halten. Der Müdigkeit wegen hatten wir sonst nicht allzu große Mühe auf

die Kochkunst verwendet. Wir waren oft froh, wenn wir nur unseren Hunger gestillt hatten und dann schlafen konnten. Heut aber wollten wir uns einmal gütlich tun.

Fritz entwickelte ein hervorragendes Talent als Leib- und Mundkoch. Er bereitete die Hühner auf tadellose Art zu und überraschte uns mit einer famosen Nachspeise, Eierkuchen mit Birnenscheiben gefüllt. Nach Tische brauten wir uns eine Tasse feinen Kaffees und fühlten uns nach langer Zeit einmal wieder wirklich recht wohl und behaglich. Brot hatten wir nicht mehr, Schimmelpilze zwangen uns, es fortzuwerfen.

In der Herberge trafen wir mit einem italienischen Missionar zusammen, welcher nach Kai föng fu reisen wollte. Er war sehr verwundert, daß wir ohne den Schutz von Soldaten waren, wo doch Räuberbanden die Wege unsicher machen sollten und die Bewohner von Honan überhaupt nicht gerade fremdenfreundlich wären. Er selbst hatte einen Soldaten als Begleiter bei sich und in seinem Karren ein Mordgewehr, welches weit hervorlugte. Ob es wohl schoß? Wenn es dem Soldaten gehörte, waren meine Zweifel wohl berechtigt. Wenn wir einen Soldaten nicht gerade als Wegeführer gebrauchen konnten, lehnten wir dessen Begleitung stets ab, wir verließen uns lieber auf unsere eigenen Waffen als auf die chinesischen, die ebenso mangelhaft und unzuverlässig sind wie der Mut und die Tapferkeit dessen, der sie führen soll.

Der Missionar konnte uns auch keine Auskunft über die Eisenbahn geben, war überhaupt wenig orientiert und hatte einen außerordentlich beschränkten Gesichtskreis, er schien sich mehr mit der Pflege seines Leibes zu beschäftigen, denn er war recht dick, fett und rund. Mit sichtlichem Behagen verspeiste er gerade eine Büchse Sardinen und trank Bier dazu.

Wir benutzten den Rest des Tages dazu, alles Lederzeug einmal wieder ordentlich zu reinigen, zu schmieren, es nachzunähen und in Ordnung zu bringen. Es konnte unmöglich täglich so gepflegt werden, wie es hätte geschehen müssen. Wir griffen selbst tüchtig mit zu und scheuten keine Arbeit. Das gehört einmal zu solchen Reisen.

Der Mandarin, dem wir unsere Karte gesandt hatten, schickte uns abends ein fertiges Souper, eine Hand voll Tee und ein rotes Licht. Wir hätten den Mann erzürnt, wenn wir dieses nicht angenommen hätten. Der Ueberbringer erhielt ein größeres Geldgeschenk. Zwei uns zum Schutze zur Verfügung gestellte Polizeisoldaten fanden sich natürlich so zeitig ein, daß sie von diesem



Füsse einer Chinesin.

Souper auch noch etwas abbekommen konnten. Mir war es recht, ich hatte ja zu Mittag ordentlich mich gepflegt.

Die Gegend, welche wir am folgenden Tage durchreisten, war wieder auffallend öde und wohl recht arm. Die menschlichen Wohnungen waren zerfallen und sahen erbärmlicher aus, als ich sie bisher gesehen hatte. Die Aecker waren dürftig mit Roggen und Bohnen bestellt, sie wechselten mit langen Strecken ab, auf denen nur Riedgras wuchs. Unsere beiden berittenen Polizeisoldaten konnten uns wieder nichts nutzen, sie hatten vom Wege keine Ahnung und wurden deshalb sehr bald abgelohnt und entlassen. Unsere Marschstraße war breit, zeigte aber tief ausgefahrene Wagengleise.

Niemand denkt in China daran, die Landstraßen zu unterhalten. Es fehlt an dem gehörigen Material und an der Lust der Leute. Die Bauern wären eigentlich dazu verpflichtet, aber kein Mandarin hält sie dazu an. So sind die Straßen meist schmal, holprig, nach Regenwetter kaum passierbar. Kein Graben grenzt sie ab, kein Baum beschattet sie. Wenn der Chinese meist es sogar verschmäht, an seinem Hause schattenspendende Bäume zu pflanzen, und sich lieber unter eine aufgespannte Matte setzt, so kann man es begreifen, daß er auch die Straßenränder nicht bepflanzt, wovon andere ja viel mehr Vorteil hätten, als er selbst. Die Wege sind geradezu miserabel. Ein Reiter muß sich vorsehen, daß sein Gaul nicht ein Bein bricht oder plötzlich in ein Loch tritt, sodaß Roß und Reiter dann sich im Schmutze und Staube wälzen. Selbst die alten, ehemals herrlich angelegten Hauptstraßen, die Kaiserstraßen, befinden sich in unglaublicher Verfassung. Seit Jahrhunderten sind sie dem Verfalle preisgegeben. Ehemals wurden auch die Wege durch Soldaten gesichert, wie hin und wieder ein Wachthaus andeutet, aber auch diese Häuser sind Ruinen.

Nach einem Marsche von etwa 15 km stießen wir auf einen Bahndamm, doch war von Schienen weit und breit nichts zu sehen. Ueberschwemmungen hatten ihn unterwaschen und mehrere hundert Meter weit zerstört. Auch wir hatten noch unter dieser Ueberschwemmung zu leiden, denn wir mußten durch einen bösen Morast, in welchem die Tiere oft stecken blieben. Für Geld und viele gute Worte halfen uns aber die Eingeborenen.

So erreichten wir mit Ach und Krach Yen tschöng, wo wir Quartier nehmen wollten. Der Schmutz war aber so groß, der Eindruck der Herberge und des ganzen Ortes so jämmerlich, daß wir es vorzogen, noch weiter unseren Weg fortzusetzen. Bald fanden wir auch in Lu wang hoa ein annehmbares Unterkommen. Entenbraten, Reis und Kaffee stärkten uns nach dem mühseligen Marsche.

Im Gegensatz zu den Ortschaften und Gegenden, die wir bisher berührt hatten, waren hier die Weiber sehr neugierig und kamen in hellen Haufen auf ihren verkrüppelten Füßen herangetrippelt,

so schnell sie es nur vermochten. Es sah aus, als ob junge Rebhühner aufgescheucht worden wären. Es ist ja bekannt, daß die Chinesinnen mit Ausnahme der Mandschufrauen nur Füße lieben, die höchstens 4 Zoll lang sind. Je hochstehender und wohlhabender die Familie ist, desto kleiner sind die Füße, sodaß die chinesischen Damen kaum gehen können. Sie bedienen sich auch meist einer Sänfte. Im Volke findet man größere Frauenfüße, weil dieselben mehr gebraucht werden als die der nichtstuenden Damen. Im frühen Kindesalter werden durch einen baumwollenen Verband die vier kleineren Zehen unter die Fußsohlen gepreßt. Hierdurch bringt man die Ferse nahe an den Ballen heran und dem Spanne wird eine nach oben gewölbte Lage gegeben. Das ganze Bein leidet unter dieser Manipulation, es bleibt mager, die Waden bleiben in der Entwickelung zurück, die Gelenke werden steif. Die Kinder schienen auch hier mit besonderer Liebe gepflegt zu werden, denn wir sahen öfter, wie der Herr Papa sie spazieren fuhr, besonders die Knaben. Viele Kinder trugen um den Hals einen eisernen Ring. Das soll langes Leben verleihen. Das war meist ihre einzige Bekleidung. Doch auf die Familienverhältnisse der Chinesen werde ich in einem späteren Abschnitt noch zurückkommen.

Der einrädrige Karren war hier durch solche mit vier Rädern verdrängt. Die Räder sind von Holz und massiv, hierdurch erschienen die Karren entsetzlich plump.

Mit dem Mandarin tauschten wir die Karten und baten auf diesbezügliche Anfrage um einen berittenen Soldaten, damit wir schneller vorwärts kämen. Bei unserem Aufbruche am anderen Morgen war der Kavallerist aber nicht zu finden und wir rückten ohne ihn aus. Nachdem wir uns über den Scha ho auf zwei Dschunken in 20 Minuten für 100 Käsch übergesetzt hatten, trafen wir den Polizeisoldaten aber am anderen Ufer, wo er uns erwartete. Bei ihm befand sich ein Diener des Mandarin, der uns glückliche Reise wünschen ließ. Es wurde gerade das Mondfest gefeiert und in Anbetracht dieses Umstandes bettelten die Fährleute und der Diener uns um Extrageschenke an, die wir ihnen gewährten. Wahrscheinlich haben sie sich dafür einen Opiumaffen gekauft.

Das Mondfest wird vornehmlich von den chinesischen Frauen gefeiert. Die Sonne ist der Mann, der Mond die Frau. Das Kaninchen ist das Symbol des Mondes, deshalb werden an dem Feste der Verehrung dieses Himmelskörpers Kuchen gebacken, auf denen ein Kaninchen abgebildet ist. Es gibt genießbare Kuchen und solche, die nur für Kinder zum Spielen hergestellt werden. Beim Vollmondlichte werden unter freiem Himmel Festessen gehalten. Häuser und Gärten sind dann mit Papierlaternen illuminiert. So sieht ein Ort mit diesen, in den verschiedensten Formen und Farben erscheinenden Beleuchtungskörpern ganz nett aus. Kanonenschläge oder Feuerwerkskörper verkündigen den Aufgang des Mondes. Auf dem Hofe eines jeden Hauses steht ein Tisch mit Weihrauchkerzen, Opfergerichten und einem Bilde, welches dem aufgehenden Monde gegenüber aufgestellt ist. Auf dem Bilde sieht man den Gott des Reichtums, den Familienheiligen, den Kriegsgott mit seinen Adjutanten, die Göttin der Barmherzigkeit und einen Kreis, der den Mond darstellen soll. Ein Kaninchen in Goldfarbe steht auf den Hinterfüßen am Fuße eines Baumes, mit den Vorderpfoten zerstößt es in einem Mörser mittels einer Keule Drogen. Dieses Gemälde wird gegen Mitternacht verbrannt, während die Opfergaben verzehrt werden, denn der Mond kann und darf sich ja nur an deren Duft



Rast auf dem Marsche.

laben. Auch die Dschunken auf dem Scha ho waren mit Laternen geschmückt.

Am anderen Tage, dem 5. Oktober, regnete es noch morgens, als wir aufstanden. Bei bewölktem Himmel zogen wir ab. Der Weg war infolge der Nässe nicht so staubig wie sonst, er war sogar besser passierbar. Durch zahlreiche Dörfer, von Gruppen von Pappeln, Weiden und Obstbäumen umgeben, kamen wir hindurch und freuten uns über das üppig stehende Zuckerrohr, das hier überall vortrefflich gedeiht. Drollig war es, zu sehen, wie die Krähen und Elstern sich über Karlo entsetzten, ihn stundenlang begleiteten und dabei furchtbares Geschrei vollführten. Neugierig wie die Menschen! Meinem Hunde schien die ganze Sache aber sehr gleichgültig zu sein, er kümmerte sich garnicht um die keifenden Vögel. Gegen Mittag endlich erreichten wir die lange herbeigesehnte Bahnstation Hsi ping chien.

Am 23. September waren wir zu Pferde gestiegen, nur am 29. September hatten wir bis zum 5. Oktober einen Ruhetag gehabt.

In 12 Marschtagen hatten wir die Strecke von 467 km glücklich durchwandert. Wir konnten mit dieser Leistung schon zufrieden sein.



IV.

Eisenbahnfahrt nach Hankau.

Aufenthalt daselbst

Wir begaben uns sofort zum Bahnhofe. Kein Europäer war sichtbar, dagegen fanden wir in einem alten Eisenbahnwagen die chinesischen Diener der französischen Eisenbahningenieure.

Es ist eine merkwürdige Erscheinung, daß die Chinesen, sobald sie unter der Fuchtel von Franzosen stehen, eine ganz enorme Frechheit und Unverschämtheit an den Tag legen. Ich sollte das an den folgenden Tagen bei jeder Gelegenheit sehen und erfahren. Es ist mir dieser Umstand nur so erklärlich, daß die Franzosen nicht verstehen, ihre chinesischen Diener zu erziehen. Wie anders war da mein Boy, wie bescheiden und höflich!

Meine höfliche Anfrage nach den Ingenieuren würdigte diese Dienerbande überhaupt keiner Antwort. Das wiederholte sich ein paar Male. Da riß mir der Geduldsfaden und, nachdem ich mit der Kraft meiner Lungen ihnen den Standpunkt gründlich klar gemacht hatte, bequemten sie sich dann auch endlich mir mitzuteilen, ihre Herren, die Ingenieure, befänden sich auf der Bahnstrecke.

Schon im Begriffe, sie aufzusuchen, erfuhren wir von liebenswürdigeren Leuten, bezopften Streckenarbeitern, daß die Herren in etwa einer Stunde zurückerwartet würden. So sattelten wir denn ab und ließen unsere Tiere frei grasen. Alarich war auf

einem Fuße lahm geworden und hatte anscheinend große Schmerzen. Die Ruhe tat ihm deshalb wohl. Wir stillten unseren Hunger, der nicht zu knapp war, mit Fleischkonserven, die ganz vorzüglich mundeten. Ich nur hatte scheußliche Zahnschmerzen und sah infolge einer recht lieblich geschwollenen Backe sehr wohlhabend aus.

Nach 2 Stunden tauchte ein Eisenbahnzug auf, er verschwand aber, ohne näher zu kommen, wieder am Horizont und ließ sich vom Doktor, der sich in den Sattel geschwungen hatte, nicht mehr einholen.



Unser Quartier in Hsi pin chien.

Endlich erschien ein Ingenieur, der uns zwar die trostlose Nachricht gab, daß erst am nächsten Morgen ein Zug eintreffen würde, uns aber zugleich einlud, bei ihm in dem Eisenbahnwaggon, den er sich zu seiner Wohnung eingerichtet hatte, Quartier zu nehmen. Wir nahmen diese Einladung dankbar an, verstauten unser Gepäck in einem anderen Eisenbahnwagen und ließen Karlo als Cerberus in demselben zurück. Unsere Tiere sandten wir in die Herberge.

Währenddessen kehrten auch die anderen Ingenieure zurück, begaben sich aber nach kurzer Unterhaltung, ermüdet, wie sie waren, in ihre Quartiere nach der Stadt. Nur Herr Chevalier, der mit Herrn Celestino Toschi den Eisenbahnwagen teilte, blieb zurück. Es war ein Wohn- und ein Schlafzimmer vorhanden, sowie eine gut gefüllte Speisekammer. Diese mußte nun tüchtig herhalten und lieferte uns ein vorzügliches Diner. Der Italiener spendete echte Makkaroni und heimatlichen Wein. Bei einer

guten Zigarre sprachen wir diesem alle tüchtig zu und waren sehr vergnügt. Deutsche, italienische und französische Lieder wechselten mit einander ab, bis wir gegen $10^1/_2$ Uhr in dem Wagen, in welchem Karlo unsere Sachen treu bewacht hatte, unser Nachtlager aufschlugen.

In der Morgenfrühe des folgenden Tages, den 6. Oktober, brachten unsere Diener die Tiere aus der Herberge zur Bahn. Um 6 Uhr sollte ein Arbeitszug eintreffen, den wir benutzen konnten. Aber erst um 10 Uhr lief er in die Station ein und um 3 Uhr nachmittags sollte er wieder die Rückfahrt antreten. Da saßen wir nun. Um diese Zeit totzuschlagen, fuhren wir mit dem Arbeitszuge bis zu dem Endpunkte der Bahn mit, wo er seine Last, Sand und anderes Baumaterial, abgab. Die dort anwesenden Europäer, die beim Bahnbau beschäftigt waren, empfingen uns mit lautem Hallo. Sie freuten sich, endlich einmal wieder Europäer zu sehen. In einer Bretterbude setzten uns die Ingenieure, die überhaupt an gutem Essen und Trinken keinen Mangel zu leiden schienen, ein hervorragendes Frühstück vor. Doch schließlich drängte die Zeit und wir mußten dieses gemütliche Beisammensein verlassen. Auf einer Draisine fuhren wir flott zur Station zurück.

Unsere Geduld wurde aber noch weiter auf die Probe gestellt. Wegen der Errichtung einer Wasserstation irgendwo auf der Strecke fuhr unser Zug nicht um 3 Uhr, sondern erst um 6 Uhr ab.

Auffallend war es uns, daß die Ingenieure sich in einer Sänfte nach der Arbeitsstelle tragen ließen. Doch sie hatten recht. Der Chinese hält den Europäer, wenn er zu Fuße einherwandelt, nicht für vornehm und benimmt sich dementsprechend.

Um 9 Uhr abends hatten wir die 46 km bis Tschu ma tiën zurückgelegt, mußten aber liegen bleiben. Es war eine gräßliche Bummelei und doch mußten wir zufrieden sein, den Arbeitszug benutzen zu dürfen. Zu Pferde hätten wir schließlich auch keine weitere Strecke zurückgelegt, aber wir waren nur um nichts gebessert, wie wir es erhofft hatten.

Wir blieben mit den Pferden und Maultieren, mit Sack und Pack im Waggon. Die armen Tiere wurden notdürftig mit einigen gepflückten Kauliangblättern gefüttert und mußten sich einbilden, Kraftfutter zu genießen.

Während wir selbst ein frugales Mahl in unserer ambulanten Herberge einnahmen, erhob sich draußen in einiger Entfernung ein wahnsinniges Geschrei. Anscheinend hatte eine junge Chinesin mit ihrem Liebhaber eine Vergnügungsfahrt unternommen und war von dem wirklichen Geliebten dabei abgefaßt worden. Es war so dunkel, daß man nichts sehen konnte. Man hörte nur, daß die Weiberstimme alles übrige Stimmengewirr übertönte. Plötzlich krachten drei Schüsse und tiefes Schweigen trat ein. Das erschien furchtbar romantisch. Aber eine Tragödie hatte sich doch nicht abgespielt, wie wir nachher erfuhren. Die Schüsse hatte ein italienischer Ingenieur, der in einer Bretterbude hauste und sehr ängstlich sein sollte, als Schreckschüsse abgegeben. Dies Mittel hatte er schon öfter mit Erfolg angewandt.

Der andere Morgen brachte uns ein neues Dilemma. Einmal regnete es, was vom Himmel nur herunter wollte, und zum anderen mußten wir den Wagen, in welchem wir kampiert hatten, verlassen und erhielten keinen unmittelbaren Anschluß. Ein Zug mit Sand kam zwar um 9 Uhr durch die Station hindurch, aber erst um 11½ Uhr sollten wir auf dessen Rückfahrt ihn benutzen können. Da saßen wir wieder.

Als endlich der Zug kam, war kein Wagen vorhanden, der zum Transport von Pferden sich eignete. Wir entschlossen uns kurz. Unser Gepäck wurde auf einen Wagen des Zuges übergeladen und der Doktor fuhr mit diesem weiter, während ich die Tiere auf dem Landwege weiterschaffen wollte.

Das war ein herrliches Vergnügen. Der strömende Regen durchnäßte mich bis auf die Haut. Die Tiere waren ganz ausgelassen. Ich ließ sie frei zwischen dem vorne reitenden Mafu und mir, der ich den Schluß des Zuges bildete, einherlaufen. Bald begab sich das eine auf die Weide, bald das andere. Soviel

wie an jenem Tage habe ich mein ganzes Leben lang noch nicht geschimpft.

Nach dreieinhalbstündigem Ritte kam ich auf dem Bahnhofe in Kio schan an und traf dort meinen Boy, der mich beim Gepäck erwartete. Den chinesischen Bahnmeistern mit ihren bezopften Untergebenen schien dieses garnicht zu passen, das merkte ich ihnen sofort an. Dadurch, daß ich, während ich mit ihnen sprach, durch das von mir ablaufende Wasser, ihre Diensträume



Tempelgebäude.

in einen kleinen Teich verwandelte, wurde ihr Entgegenkommen nicht gefördert. Sie betrachteten mich einfach als Luft. Innerlich kochte es bei mir. Ich wollte eben ein kräftiges Donnerwetter loslassen, als die Situation sich änderte. Der Doktor war nämlich in den Ort gegangen und hatte sich wieder mit den französischen Ingenieuren angebiedert. Diese fragten nun telephonisch gerade an, als meine Wut ihren Gipfel erreicht hatte, ob ich denn noch nicht eingetroffen wäre. Auf diese Anfrage ihrer Chefs wurden die chinesischen Herren dann etwas zugänglicher und standen mir Rede und Antwort, freilich immer noch mit einer gewissen Herablassung, als wenn sie mir eine Gnade erwiesen.

Ich hatte die Pferde schon in die Stadt führen lassen, damit sie einmal ordentliches Futter bekommen sollten. Meinem Fuchs

ging es etwas besser. Anscheinend hatte er an Rheumatismus gelitten. Der Bahnmeister verlangte nun, die Pferde sollten sogleich verladen werden, da am anderen Morgen — erst da konnten wir weiter reisen — keine Zeit dazu vorhanden wäre. Es blieb mir nichts anderes übrig, als nun durch den Schmutz, der recht tief war, meine Tiere aufzusuchen. Ich fand sie gerade im Begriffe, ihre Mahlzeiten mit sichtlichem Behagen zu beginnen, und ließ sie natürlich erst fressen.

Dadurch verzögerte sich meine Rückkehr mit ihnen zur Bahnstation. Das schien der Herr Bahnmeister übel genommen zu haben, denn er ließ mich fast $1\frac{1}{2}$ Stunde im Regen stehen. Die Züge wurden fortwährend hin- und herrangiert, aber kein Mensch machte Anstalten, mir einen Wagen anzuweisen. Das lange verhaltene Donnerwetter brach nun los. Wieder fragte man telephonisch an, ob ich denn noch nicht käme. Ein gerade auf der Bildfläche erscheinender Franzose sorgte dann erst, nachdem auch er sich an meinem Donnerwetter beteiligt hatte, dafür, daß mir ein Wagen angewiesen wurde. An ein schnelles Verladen der Tiere und des Gepäcks war aber noch nicht zu denken. Kein Mensch bequemte sich, eine Rampe herbeizuschaffen. Erst als ich den Chinesen klar machte, daß die Tiere nicht dressiert wären und nicht in den Wagen hinaufspringen könnten, brachte man zögernd eine solche herbei. Endlich war alles unter Dach.

Doch es kam noch besser. Als ich das Geld für die Fahrt bezahlte und es auf den Tisch des Hauses niederlegte, erschien ein anderer Chinese, nahm das Geld in die Finger, drehte es wiederholt um und sah es sich an, dann warf er es über den Tisch und verschwand lachend aus dem Zimmer. Daß dieses ziemlich plötzlich geschah, war sein Glück, denn es zuckte mir bereits in den Fingern und ich war bereit, ihn eine deutsche Faust fühlen zu lassen. Endlich erschien der Herr mit mehreren anderen wieder, höhnisch grinsend und mir erklärend, daß er Hupei Dollar verlangen müßte, nur diese wären hier im Kurse. Gegen meine Erklärung, daß meine Dollar Hongkong-Shanghai-Dollar wären und in Nord-

china überall genommen würden, bestritten sie dieses unisono aufs Bestimmteste. Einer behauptete sogar in Peking gewesen zu sein und bestimmt zu wissen, daß es weder die von mir bezeichnete Münzsorte wäre noch in der Reichshauptstadt genommen würde. Ich holte mir wieder den französischen Bahnbediensteten zu Hilfe. Doch dieser glaubte, diese Dollar auch noch nicht gesehen zu haben, überlegte hin und her, entschloß sich aber zur Annahme des Geldes. Soweit war ich nun glücklich! Wenn die Bahn erst



Götzen.

fertig ist, hoffe ich, werden die Herren auch meine Dollarsorte näher kennen lernen, denn sie wird von den Chinesen sonst allen übrigen Arten vorgezogen.

Inzwischen war es dunkel geworden. Da es Straßenbeleuchtung nicht gab, konnte ich auch den tiefen Schlamm auf dem Wege zur Stadt nicht sehen und stampfte munter durch denselben hindurch. Nach vielen Irrfahrten fand ich endlich den Tempel, welcher den Ingenieuren als Wohnhaus diente. Ich sah gut aus!

Der Tempel machte wie alle übrigen im Reiche der Mitte durchaus nicht den Eindruck der Heiligkeit. Ein scheunenartiger Bau, finster und schmutzig, liegt er gewöhnlich in einem Winkel oder an einem Eingange des Ortes. Scheußliche Götzenbilder stehen umher, Weihrauchdunst erfüllt die Räume. Im Hofe des

Tempels steht in der Regel ein großes Gefäß, in welches die Besucher die Weihrauchstangen hineinwerfen. Dieses Gefäß ist oft sehr schön und kostbar. Die bauliche Einrichtung der Tempel ist immer dieselbe, drei einzelne Gebäude, durch Höfe von einander geschieden. Im vordersten Gebäude, das als Eingang dient, befinden sich vier Götzenbilder, je zwei an jeder Seite, die sogenannten vier Diamanten: Li der Reine, Li der Rote, Li der See und Li das Alter. Im zweiten Gebäude thront Buddha mit einem Sack in der Hand in der Stellung ähnlich unseren Schneidern bei der Arbeit. Sein Jünger Weito mit goldenem Helm steht hinter ihm, Rücken an Rücken. Im dritten Gebäude, welches das größte ist, sind ganze Götzengruppen aufgestellt. Über dem Hauptaltar eines jeden Tempels muß eine Tafel hängen, auf der zu lesen steht: „Herr der zehntausendmal zehntausend Jahre“, d. h. „Lange lebe der Kaiser“. Die confucianischen und taoistischen Tempel sind genau so eingerichtet, nur daß an die Stelle des Buddha entweder eine Tafel mit dem Namen des Confucius und denen seiner 70 Schüler tritt oder eine Statue des Lao Tse, des Begründers des taoistischen Religionssystems.

Aus dem Tempel, welchen die französischen Ingenieure in Kio schan bewohnten, waren natürlich die Götzenbilder entfernt. Er war ganz wohnlich eingerichtet. Ich wurde freundlich empfangen und sogleich vor einen Tisch geführt, auf dem eine große Anzahl von Flaschen mit allen möglichen Schnäpsen stand. Zu essen gab's leider wenig und ich hatte so großen Hunger!

Ein Franzose hatte große, glänzende Augen, redete wirres Zeug zusammen und machte einen ganz wunderbaren Eindruck, erst nach und nach wurde er vernünftiger. Augenscheinlich war er dem Laster des Opiumrauchens verfallen, wie es seinen Landsleuten, wenn sie sich in China aufhalten, öfter ergeht.

Recht müde legte ich mich dann zu Bett, in ein wirkliches Bett, das ich so lange entbehrt hatte. War auch meine durchnäßte Kleidung inzwischen trocken geworden, so war es doch ein behaglicher Zustand, als ich sie abgelegt hatte. Draußen regnete

es noch immer in Strömen, ich aber schlief den Schlaf des Gerechten, bis wir um 5 Uhr früh etwa aufgerüttelt wurden.

Wir hatten schon am Abend zuvor bedauert, daß wir kein Waschwasser bekommen hatten. Am Morgen gab's auch keins. Die Franzosen schienen keinen Wert darauf zu legen. Auch Tee oder Kaffee wurden uns nicht gereicht, an Stelle dessen aber Schnaps in allen Arten freundlichst angeboten. Der frühen Stunde wegen lehnten wir dankend ab und brachen nach dem Bahnhofe auf.



Hof eines Tempels.

Der Regen hatte zwar aufgehört, aber der Himmel war so bewölkt, daß es schien, als wolle er jeden Augenblick wieder seine Schleusen öffnen. Zum Glück machte uns der Eisenbahnzug nicht einen Strich durch die Rechnung, wie an den Tagen zuvor. Um $6^3/_4$ Uhr dampften wir nach Hankau ab. Ueberall waren die Felder mit Sonnenblumen angebaut, die hier dem Volke zur Nahrung dienen.

Während der Fahrt stellte sich Hunger und Durst bei uns ein, wir waren daran gewöhnt, vor dem Aufbrechen des Morgens unseren Tee zu trinken und etwas zu essen. Unser Frühstück war heute aber ausgefallen.

Wir kamen uns vor wie reisende Schausteller, die bei uns zu Lande meist in grün gestrichenen Wagen wohnen, als wir an dem im Wagen befindlichen Ofen standen und während der Fahrt unseren Tee, den wir stets bei uns führten, weil wir ihn in dem

Teelande China durchaus nicht überall bekommen konnten, zubereiteten. Fehlt den Leuten der Tee, dann helfen sie sich entweder mit Zuckerwasser aus oder kochen die gedörrten chinesischen Datteln einen Augenblick in Wasser auf, welches davon eine gelbliche Farbe annimmt und nicht gerade schön mundet. Wir kauften auf einer Station auch Eier und kochten sie, aßen etwas Chokolade und Eierzwieback aus unseren Vorräten und gesalzenes, süßes, chinesisches Brot. Als Nachspeise gab es Erdnüsse.

Nun änderte sich auch die Landschaft und die Reise wurde interessanter. Ueberall wurde Reis gebaut. Er war aber bereits geerntet und der Acker wurde jetzt umgepflügt, um neu bestellt zu werden. Wasserbüffel wateten bis zum Bauche in dem schlammigen Boden und zogen den Pflug, angetrieben von Leuten, die zumeist keine Beinkleider trugen und ebenso tief in dem Morast herumstampften wie ihre Tiere. Der Wasserbüffel ist etwas größer als das gewöhnliche Rind, sein Fell ist dunkel grauschwarz und meist ganz unbehaart. Das Tier wälzt sich am liebsten im Schlamme weshalb man ihm in den Dörfern Wasserpfützen anzulegen pflegt, aus denen es nur seine Nase hervorsteckt. Die Hörner sind halbkreisförmig und nach unten gebogen. Hirtenknaben pflegen den Büffel, der ein gelehriges Tier ist, auch als Reittier zu benutzen. An Haustieren findet man außerdem die kleinen Pferde, Esel, Schweine und Hühner, seltener Schafe. Der Hahn steht überall in großem Ansehen, er gilt als fein erzogener Mann, als strammer, kampflustiger Soldat, als pflichttreu, da er nie verfehlt, morgens in der Frühe zu wecken, und als die Uneigennützigkeit selber, weil er gefundene Bissen seinen Hennen zeigt und sie ihnen überläßt. Wenn ihm doch die Chinesen, die ihn deshalb bewundern, in allen diesen Tugenden nacheifern wollten! Bei Ableistung eines Eides wird ein weißer Hahn geschlachtet. Hahnenkämpfe sieht man in China gern. Hunde und Katzen sind kaum als Haustiere zu bezeichnen, denn sie leben so gut wie wild. Zuweilen findet man auch Gänse und Enten. Maultiere sieht man fast überall.

Das landschaftliche Bild war sogar schön zu nennen. Anmutig lagen die Häuschen zwischen den Reisfeldern, Flüsse durchzogen das Gelände. Bald traten auch die Berge näher heran und wir fuhren über eine Menge zum Teil recht langer Brücken. Bambuswäldchen belebten die Gegend.

Wir passierten darauf einen Tunnel, der durch einen Aus-



Reisfelder.

läufer des Hwai yang (Mu-lin) hindurchgearbeitet ist und hatten damit die Grenze der Provinz Honan überschritten.

Wir befanden uns in der Provinz Hupei.

In Hsiau kan wollten wir den Zug verlassen, um dann wieder im Sattel die Reise nach Itschang fortzusetzen. Wir freuten uns daher, daß die Sonne das Gewölk durchbrach, als wir uns jener Station näherten. Niemand war aber auf der Bahn imstande, uns über den Weg nach Itschang Aufklärung geben zu können. Man stellte uns gewaltige Umwege mangels einer geraden Straße in Aussicht. Unsere Karte bestätigte dies. Wir beschlossen daher, noch mehr Zeit zu gewinnen und im Zuge zu bleiben, um die

75 km bis Hankau weiterzufahren und von dort einen Dampfer nach Itschang zu benutzen. Diesen Weg hatten uns unsere chinesischen Diener schon vorher vorgeschlagen, indem sie erstaunt gewesen waren zu hören, wir wollten auf Landwegen nach Itschang. Jetzt konnten sie ein verschmitztes Lächeln nicht verbergen, sie hatten recht gehabt.

Ein chinesischer Bahnangestellter, der im Zuge war, hatte unsere Bekanntschaft gesucht. Obgleich ein Südchinese, konnten wir uns mit ihm ganz gut verständigen. Er ließ sich über Tientsin und Peking und über unsere Reise von uns erzählen und legte großes Interesse an den Tag. Besonders forschte er uns über die Uniformen der fremden Soldaten aus.

In Hsiau kan mußten wir eine neue Fahrkarte lösen, da die unserige nur bis dorthin galt. Zahlung sollten wir erst in Hankau leisten, wo wir um 5 Uhr nachmittags glücklich eintrafen. Auch hier kannte man meine Dollars nicht, die erst nach vielem Parlamentieren angenommen wurden. Doch mußte ich statt 13 Dollars 16,50 zahlen. Ich hatte noch 300 solcher Geldstücke bei mir und fürchtete schon, daß ich große Verluste haben würde, aber es war später mit dem Kursunterschied nicht so schlimm.

In Hankau ließen wir zunächst unsere Tiere und das Gepäck im Eisenbahnwagen und gingen in die Stadt, um uns nach einem Unterkommen umzusehen. Im Astorhaus fanden wir ein solches. Der Direktor dieses Hôtels sah uns mit kritischen Blicken an und schien uns für Strauchdiebe zu halten; er würde uns wohl auch sogleich wieder an die frische Luft gesetzt haben, wenn wir uns ihm nicht sofort als deutsche Offiziere vorgestellt hätten. So, wie wir waren, gaben wir freilich nette Repräsentanten dieses Standes ab.

Wir holten unsere Tiere und die Bagage und kehrten bei einem leichten Regen ins Astorhaus zurück. Zuerst wurden unsere Vierfüßler untergebracht, und der Buchhalter des Hôtels, ein Herr Schröder, erstaunte von neuem, als er sah, daß wir dabei ebenso tätig waren wie beim Abladen des Gepäcks. Die noch

fehlenden Pferdestände wurden schnell in einer Backküche eingerichtet. Dann wurde getränkt und gefüttert und nun erst suchten wir selbst unsere Zimmer auf. Wir fühlten uns wieder einmal als Menschen. Hei, wie schmeckte das Abendessen, wie schlief es sich so schön ohne die Wanzenplage!

Das Hôtel ist im französischen Settlement belegen, dicht am



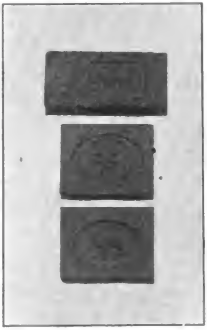
Das Astor Haus in Hankau.

linken Ufer des Yangtse, der in starker Strömung seine schmutzig gelben Fluten dahinwälzt. Eine große Zahl von Schiffen belebte den Fluß, an dessen Ufer ein ebenso reges Leben herrscht. Unmittelbar vor dem stattlichen Astorhause lag das deutsche Kanonenboot Luchs, dessen Schiffskapelle uns am Sonntag Morgen mit einigen Melodien erfreute. Auch ein englisches und ein amerikanisches Kanonenboot lagen am Quai. Hankau ist eine schöne Stadt mit breiten Straßen, Kanalisation und Beleuchtung nach europäischer Art, die Häuser sind villenartig gebaut und meist rings von Veranden umgeben, von denen aus sich das kommerzielle Leben und Treiben gut beobachten läßt. Für Hankau

haben besonders die Engländer viel getan. Große Quaibauten, Kirchen, Missionen, Spitäler, ein Klub, ein Rennplatz reden davon eine deutliche Sprache.

Auch die Franzosen sind rührig gewesen und haben mit den Söhnen Albions gewetteifert.

Hankau ist Haupthandelsplatz für Tee, dessen Aufbereitung fast ausschließlich in russischen Händen liegt. Hier wird auch der sogenannte Ziegeltee für den Export nach Sibirien hergestellt, der dann über Tientsin und Peking durch die Mongolei dorthin geschafft wird. Auf hydraulischem Wege wird der Teestaub zu steinharten Platten zusammengepreßt. Natürlich ist der Tee in losen, getrockneten Blättern wie wir ihn meist kaufen, besser als der gepreßte Staub.



Ziegeltee.

Die Teestaude sieht man nur in kleinen Gärten, niemals in größeren Plantagen. In hügeligen Bezirken baut sie der arme Mann mit seiner Familie auf höchstem Boden, der nicht viel besser als Sand zu sein braucht. Die Provinzen Honan, Hupei, Fukien, Yünnan und Kuang tung produzieren den schwarzen, Tsche king den grünen Tee, An hui und Kiang si beide Arten, welche nur durch den verschiedenen Zubereitungsprozeß sich unterscheiden. Schwarzer Tee — die Chinesen nennen ihn roten Tee — wird getrocknet und über Holzkohlenfeuer gedörrt, der grüne in heißen Pfannen geröstet. Natürlich muß ihm die Feuchtigkeit völlig entzogen werden. Das geschieht durch Kneten mit den Füßen. Die Teeblätter liegen dann in Säcken in einer mit Löchern versehenen Kiste. Aus den Löchern läuft der Saft ab. Der Teepflanzer hat wenig Mühe, da die Staude fast gar keiner Pflege bedarf, doch werden die Blätter erst im dritten Jahre gepflückt. Die Ernte findet jährlich durchschnittlich zweimal statt.

Die Teestaude wird aus Samen gezogen, erreicht eine Höhe von 3—5 Fuß und hat dunkelgrüne, lederartige, gezackte Blätter von 7—8 cm Länge. Händler kaufen den Tee auf und schaffen ihn auf den Markt in Hankau. Indien und Ceylon machen dem chinesischen Tee bereits starke Konkurrenz.

In Hankau hielten wir ein paar Ruhetage, vom 9.—12. Oktober, da neue Konserven und sonstige notwendige Gegenstände eingekauft werden mußten.

Wir fanden überall nur Manillazigarren oder echte Havannas. Erstere sagten uns nicht recht zu und letztere waren sehr teuer, besonders wenn man so stark raucht, wie der Doktor und ich es zu tun pflegen.

Die Geschäfte standen denen in Tientsin gewaltig nach. So gelang es uns auch erst nach langem Suchen ein größeres Taschenmesser zu erstehen, Films für unsern photographischen Apparat waren garnicht aufzutreiben!

Auch unseren Chinesen kauften wir bessere Kleider, denn die Burschen sahen doch schon zu ruppig aus. Dem Mafu wurde freilich seine neue Hose sofort gestohlen, ohne daß es gelang, sie wieder zu erhalten.

Besseres Glück hatten wir mit dem in Kai föng fu gekauftem Maultiere. Wir hatten die Tiere der Reihe nach zum Beschlagen in eine chinesische Schmiede geschickt. Während der Mafu gerade einmal nicht zugegen war, hatte das Diebesgesindel die Gelegenheit benutzt, mit dem Tiere zu verschwinden. Es war dieses am zweiten Tage unseres Aufenthalts, am Sonnabend Nachmittag. Wir begaben uns sofort auf die französische Munizipalität, fanden aber anstatt irgend eines Europäers nur den obersten Polizisten, einen Chinesen, an, der sich auf garnichts einließ, sondern nur erklärte, am Sonnabend Nachmittage und auch am Sonntage wäre niemand zu sprechen, wir sollten am Montag wiederkommen. Wir hatten nun absolut keine Lust, wegen der Bequemlichkeit und Nachlässigkeit der Beamten das teure Tier einzubüßen, denn am Montage würde es natürlich längst über alle Berge gewesen sein. So gingen

wir zum französischen Konsul, der sich der Sache sofort annahm, auch das deutsche Konsulat wurde in Kenntnis gesetzt. So mußten die chinesischen Behörden nun schon heran. Am Sonntag Nachmittag führte denn auch ein chinesischer Polizist des deutschen Settlements uns das gestohlene Tier wieder zu. Weit fort in einem chinesischen Gehöfte war es aufgefunden worden. Damit war für uns die Sache erledigt. Ob sie den Dieb ermittelt, ob sie ihn bestraft haben? Das erscheint mir sehr zweifelhaft.

Wir verlebten mit den liebenswürdigen Herren Hammerling, Stegmann, Happel und Schröder mir unvergeßliche Stunden. Im französischen Klub lernten wir einen Herrn kennen, der vor einigen Jahren eine Reise nach Sze chuan gemacht hatte, aber über Ta tien lu nicht hinausgekommen war. Obschon er uns das Gleiche prophezeite, ließen wir den Mut nicht sinken und gaben unseren Entschluß nicht auf.

Ein Engländer, mit dem wir Bekanntschaft machten, witterte in uns sogar Spione, weil er nicht begreifen konnte, daß wir nur zu unserem Vergnügen eine solche Reise unternähmen. Er wünschte uns kopfschüttelnd guten Erfolg und glückliche Reise.

Inzwischen hatten wir uns auch nach einem Dampfer nach Itschang erkundigt. Verschiedene Dampfer weigerten sich, unsere Tiere mitzunehmen. Aus diesem Grunde beschlossen wir, uns zu trennen. Der Doktor wollte mit der Bagage einen Dampfer benutzen und ich wollte über Land mit den Pferden ziehen.

Unser Sattelzeug und Riemenzeug war in beste Ordnung gebracht worden.

Mein Boy gabelte einen Führer auf, welcher pro Tag einen halben Dollar verlangte und zu der Reise die Dauer von acht Tagen mir in Aussicht stellte. Ich hoffte, Itschang in der Hälfte dieser Zeit erreichen zu können, denn die Tiere hatten keine Lasten zu tragen und konnten von uns selbst der Reihe nach benutzt werden, sodaß keins überanstrengt wurde. Ich versprach dem Chinesen einen höheren Lohn, wenn er es fertig bringen

würde, mich in 4 bis 5 Tagen zum Ziele zu führen. Nun stellte es sich heraus, daß der Mensch nicht reiten konnte. Das konnte mir nichts nützen, ich verzichtete auf seine Hilfe und er versprach mir, zum nächsten Morgen einen anderen, des Reitens kundigen Führer zu besorgen. Es war sein Bruder, der sich meldete, ein Koch und deshalb sehr feist, der sogleich eine Forderung von 10 Dollars stellte. Der dicke Kerl verstand es, meine Notlage und mein Versprechen, mehr geben zu wollen, auszunutzen. Es blieb mir nichts weiter übrig, als sie ihm zuzusagen. Er verlangte die Bezahlung aber sogleich im voraus, doch kam er bei mir an den Unrechten. Ich war Chinese genug geworden, um mit den gewöhnlichen Verhältnissen bekannt zu sein, und gab ihm vorerst nur die Hälfte.

Spaßhaft war es, die Antwort der chinesischen Behörde, an die ich mich zuerst eines Führers wegen gewandt hatte, zu vernehmen. Es wurde mir nämlich die Warnung zu teil, ich sollte noch nicht am nächsten Morgen reisen, denn es gäbe in der zu durchziehenden Gegend viele Räuber. Wenn ich dieser Behörde gefolgt wäre, säße ich, glaube ich, noch heut in Hankau.

Am 13. Oktober früh um 7 Uhr brach ich auf. Der Führer, einen Pony an der Leine führend, übernahm die Tete, der Mafu, ebenfalls mit einem Tiere, folgte, dann liefen zwei Maultiere frei dahinter und ich selbst machte mit dem Geldmulus an der Strippe den Beschluß.

Es war prächtiges Reisewetter.

Ich konnte es so recht genießen, als ich nach einem eineinhalbstündigen Ritt durch die Chinesenstadt ins Freie kam. Nur im Gänsemarsche konnte ich meine Kavalkade an den unzähligen Tischler-, Töpfer- und anderen Läden vorbei durch schuhtiefen Schmutz durch die Vorstadt bringen.

Ich mußte am Hanflusse entlang und sah dort eine große Menge Wasserbüffel im schlammigen Wasser sich wälzen. So machen sie es immer, wenn sie dienstfrei sind. Dabei saß ein

Chinese und legte die Hände in den Schoß. Das landesübliche Idyll! Wenn es ihm zu lange dauerte mit dem Nichtstun, zog er auch wohl einen Büffel aus dem Wasser heraus, um auf ihm reitend sich nach Hause zu begeben, wo er das Nichtstun dann fortsetzt. Die Wasserbüffel haben eine eigenartige Anschirrung. Auf der Mitte der Stirn liegt ein Holzring, von dem aus zwei Stricke sich



Hankau.

um die Hörner winden und ein dritter in den Nasenring läuft, von dem aus er als Führungsleine weitergeht.

Die Landschaft bot einen herrlichen Anblick. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Darum ist die Gegend sehr stark bevölkert und dicht bebaut. Eine große Zahl ganz freundlich unter dem Schatten vieler Baumgruppen belegenen Dorfschaften zieht sich am Han-Flusse entlang, welcher auf der anderen Uferseite von kleinen Bergpartien fast berührt wird. Auf den Bergkuppen standen Tempel, die weithin ins Land schauten. Dschunken belebten den Fluß. Ueberall herrschte ein reges Treiben, wie ich es eigentlich bisher auf meiner Reise nicht beobachtet hatte. An den Häusern in den Dörfern befanden sich kleine Gemüsegärten, in denen der Kohl herrlich gedieh. Kürbisse in allen möglichen Formen lugten aus ihren großen Blättern hervor.

Der Chinese zieht nächst dem Reis alle Gemüsearten den übrigen Nahrungsmitteln vor. Er verzehrt seinen Kohl, frisch und gesalzen, seine Rüben ebenso gern wie Spinat, Kürbis, Gurken, Radieschen, Tomaten, Salat, Lattich und junge Bambussprossen. Zwiebeln und besonders Knoblauch bereiten ihm einen Hochgenuß. Die Kartoffel genießt er nicht, sie findet sich auch sehr selten und wird eigentlich nur für die Fremden in einzelnen Gegenden gebaut. Der Batate, die er „süße Kartoffel" nennt, gibt er den Vorzug. Die Yamswurzel soll den Appetit anregen und wohlbeleibt machen. Letzteres ist ja die Sehnsucht eines jeden Sohnes des Himmlischen Reiches, deshalb verzehrt er diese Wurzel gern.

An Früchten sind in China zu finden: Apfelsinen, Pfirsiche, Granatäpfel, Mispeln, Aprikosen, Feigen, Quitten, Maulbeeren, deren Blätter schon zur Seidenraupenzucht nötig sind, ferner Erdbeeren, Zitronen, auch Bananen, Ananas und die Mangofrucht. Auch Wein gibt es, aber er wird selten gekeltert. Der Chinese zieht die Liköre dem Weine vor. Aus den getrockneten Trauben wird eine Art Syrup gekocht. Natürlich sind alle diese Früchte nicht in einer Gegend des Reiches der Mitte vereint zu finden. Das Land ist groß und erfreut sich des Vorzugs, hier dieses, dort jenes Klima zu haben.

Nach kurzer Rast in einer kleinen Herberge am Wege ging der Marsch vorwärts, immer am Flußufer entlang. Um 4 Uhr nachmittags traf ich in Tsai tien ein, wo ich den Han zu überschreiten beabsichtigte. Die vorhandenen Boote waren so winzig, daß gerade nur immer ein einziges Tier darin transportiert werden konnte. Das wäre ja schließlich noch nicht das Schlimmste gewesen, aber die Herren Vierfüßler ließen sich nicht dazu bewegen, diese Boote zu besteigen. Alle meine Versuche, dies fertig zu bringen, scheiterten trotz der bereitwilligen Hülfeleistungen der Eingeborenen, welche am Ufer sich aufhielten. Nachdem ich wohl eine Stunde mich abgemüht hatte, schickte ich den Mafu mit meiner Karte ins nächste Dorf zum Mandarin und ließ um eine größere Dschunke bitten. Bald hörte ich denn auch zuerst

drei Salven knattern, die der Mandarin mir zu Ehren abgeben ließ, und sah Diener und Soldaten mit vier Booten herannahen, die aber nicht größer waren, als die bereits vorhandenen. Wieder versuchten wir die störrischen Mongolenpferde in die Boote zu bringen. Vergebens! Die hier einheimischen, kleineren Pferde gingen unweigerlich hinein, aber auch dieses Vorbild konnte meine Tiere nicht reizen.

Da stand ich. Was nun?

Die Leute erklärten mir auf Befragen, daß am ganzen Laufe des Han größere Boote nicht zu finden wären, daß auch überall noch viel mehr Wasser, sechs größere Flüsse und zwei Seeen von etwa 30 km Breite von mir überschritten werden müßten, wenn ich Itschang erreichen wollte. Es war klar, daß ich mit meinen Tieren solches Unternehmen nicht wagen konnte.

Ich entschloß mich also, die Pferde und Maultiere über Nacht hier zu lassen, und ordnete an, daß der Mafu und mein Führer sie am folgenden Tage nach Hankau zurückbringen sollten. Ich selbst bestieg, als es schon dunkelte, eine Dschunke und fuhr mit großer Geschwindigkeit stromabwärts nach Hankau zurück, wo ich um 10 Uhr abends vor dem Astorhause ans Land stieg, den Doktor noch antraf und mit großem Erstaunen empfangen wurde.

Schweren Herzens verkauften wir noch am selben Abend unsere Tiere, aber es ging nicht anders und wir haben es auch nachher nicht bereut. Nur drei Maultiere behielten wir zurück, alle übrigen Vierfüßler wanderten am folgenden Tage sogleich zu ihren neuen Besitzern.

Am Morgen des 15. Oktober saßen wir immer noch in Hankau. Ich sprach gerade mit Herrn Schroeder im Astorhause, als im Auftrage des Taotais ein Chinese erschien und sich beim Geschäftsführer des Hôtels erkundigte, ob der deutsche Herr, der gestern einen Führer hätte haben wollen, aufgebrochen und wohin er geritten wäre. Lächerlich war die Furcht dieses Menschen, der es waghalsig nannte, daß ein Europäer ohne Soldaten im Lande reisen wollte, und sich eingehend erkundigte, ob ich

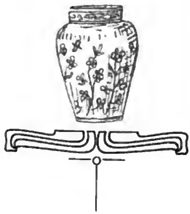
chinesisch könnte, Waffen trüge und auch keine Angst hätte. Nun mischte ich mich ein und stellte mich als das besagte Menschenkind vor, indem ich ihm den Grund meiner Rückkehr plausibel machte. Er sollte dies nur seinem Herrn melden, der auch die mir nachgesandten beiden Soldaten zurückholen lassen könnte, da ich mit dem Dampfer reisen würde. Der Chinese fragte mich dann noch nach meinen weiteren Reiseplänen, mit denen er aber durchaus nicht einverstanden zu sein schien. Offenbar fühlte er sich in seinem eigenen Lande nicht sicher.

Im Laufe des Vormittags sorgte unser Geldmulus dann noch für meine Bewegung. Das Tier war wieder einmal verschwunden, aber nicht gestohlen, sondern hatte auf eigene Faust eine Exkursion unternommen. Ich folgte ihm sofort mit dem Mafu. Nach einiger Zeit entdeckten wir es; aber es bemerkte auch uns. Die Folge war, daß es sich in Trab setzte und vor seinen Verfolgern von dannen sauste. Als es ferner sah, daß wir ihm den Weg abschnitten, fiel es ihm ein, einen See, an welchem es entlang gelaufen war, anzunehmen und etwa 100 m vom Lande entfernt, einherzuwaten, sich den Bauch dabei kühlend. Der Mafu, der von einer Landzunge aus zu ihm gelangte und ihn ergriff, wälzte sich bald darauf im Wasser. Das Vieh hatte ihn sich unliebsam abgewimmelt und setzte seine Wasserpromenade fort. Hätte ich eine Schußwaffe gehabt, ich hätte das Tier erschossen. Es war kein Vergnügen, bei der herrschenden großen Hitze solche Jagd zu machen. Endlich fingen wir dasselbe und verhinderten ein nochmaliges Losreißen, das es zu belieben schien, durch einen Strick, der ihm durchs Maul gelegt wurde.

Erst nach einigen Stunden kamen wir mit dem Ausreißer wieder im Astor-Hause an.

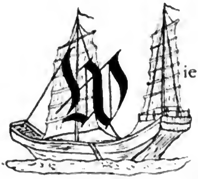
Nachmittags wurden die drei Maultiere dann auf den Dampfer geschafft.

Von hier aus schloß sich uns Hauptmann Dietz, welcher die gleiche Reise wie wir machen wollte und den wir hier zufällig trafen, mit seiner Dienerschaft an.



V.

Auf dem Yangtse bis Itschang.



Wie man den Hoangho den Riesen der chinesischen Wasserläufe mit vollem Rechte nennen kann, so ist der Yangtse der König der chinesischen Ströme. Er ist die Welthandelsstraße in Mittelchina, die Hauptlebensader des ganzen Reiches. Das weitverzweigte Netz seiner Nebenflüsse, die ebenso wie er selbst bis weit ins Land hinein schiffbar sind, im Winter keine Eisdecke tragen und durch fruchtbare Landstriche hindurchfließen, lockt naturgemäß jeden fleißigen Menschen, mit den Produkten des Landes Handel zu treiben. Bis Hankau können die Hochseedampfer stromaufwärts fahren, bis Itschang kleinere Dampfer verkehren, und Dschunken vermitteln den Handel bis an die Westgrenze des Reiches und in den Nebenflüssen.

Das Bild des Yangtse bei Hankau ist daher ein mannigfaltiges und lebhaftes. Hier empfangen die russischen Dampfer ihre Teeladung, dort werden Kohlen aus Szechuan an Bord gebracht, dort Reis, Tabak oder Seidenballen verstaut, sogar Petroleum wird exportiert. Häute, Borsten, Baumwolle, Opium, Holz, Arzeneimittel, Talg, Wachs, Moschus, Schafwolle, Rhabarber, Pilze, Schwämme sind zum Versand aufgestapelt. Der Reichtum an Hühnern in China hat Albuminfabriken in's Leben gerufen, und mit Quecksilber wird ein ergiebiger Handel getrieben. Und jetzt ist

der ganze Handel mit den Landeserzeugnissen erst im Entstehen. Was muß Hankau für eine Zukunft haben, wenn die im Bau begriffene Bahn nach Peking die nördlichen Provinzen angliedert! Es ist ein Jammer, daß Jahrhunderte hindurch diese Distrikte von der Welt abgeschlossen waren. Noch jetzt ist die Bevölkerung verblendet und sucht nach Möglichkeit die Fremden fernzuhalten.

Der Yangtse ist zwar zur Zeit der Sommerregenperiode, mit welcher die große Schneeschmelze in Tibet und auf dem Himalaya, wo seine Wiege steht, zusammentrifft, auch ein gefährlicher Nachbar, der seine Ufer überflutet und dann kein Erbarmen kennt, aber er ist doch nicht so wild und ungestüm wie der Hoang ho und duldet es willig, daß Schiffe aller Art seine Gewässer durchfurchen.

Am 16. Oktober um 5 Uhr in der Frühe bestiegen wir den Dampfer Kiang wo, der uns stromaufwärts bringen sollte. Er hatte einen Tiefgang von 8 Fuß bei voller Ladung, war 289 Fuß lang und 42 Fuß breit, also immerhin ein ganz respektables Fahrzeug.

An Bord wimmelte es von Fahrgästen, unter denen sich fünf französische Missionare befanden, welche ins Innere des Landes gingen, um dort ihren schweren, zur Zeit nicht nur wenig Freude bereitenden, sondern oft sogar gefährlichen Beruf auszuüben.

Mehrere hundert Chinesen kamen aus Nanking und fuhren in ihre Heimat. Sie hatten in jener Stadt ein Staatsexamen gemacht. Der jüngste von ihnen war 17 Jahre, der älteste 72 Jahre alt. Merkwürdig, wie so vieles in diesem unbegreiflichem Lande!

Um dies zu verstehen, muß man das ganze chinesische Beamtenwesen und den Werdegang dieser Leute näher betrachten. Jeder Chinese ist bestrebt, ein Amt im Staatsdienste zu erhalten, er kann es auch, wenn er die nötige Intelligenz dazu besitzt und Geld genug, um die Kosten, die das erforderliche Studium verursacht, tragen zu können. Dem der Geburt nach Niedrigsten, dem ärmsten Dorfbewohner steht die Laufbahn bis zur höchsten Stelle offen. Kann er sein Ziel erreichen, dann steigt seine ganze Familie im Ansehen. China ist eine absolute Monarchie. Die

Mandarine und die Beamten haben eine fast unbeschränkte Machtvollkommenheit und erfreuen sich besonderer Privilegien. Das ist ein Grund, der auf jeden verlockend wirkt, einen anderen Grund werden wir nachher erörtern.

Zunächst beginnt der angehende Reichswürdenträger im 6. oder 7. Lebensjahre damit, daß er in einer Schule möglichst viele Schriftzeichen lernt. Die chinesische Sprache hat deren 60.000, die natürlich kein einziger Mensch alle kennt, selbst wenn er noch so fleißig gewesen ist; es ist schon hervorragend, wenn einer die Kenntnis von 10.000 solcher Zeichen sich anzueignen vermochte. Schulzwang gibt es im Reiche der Mitte nicht, das Schulgeld ist gering. Es gibt Tag- und Nachtschulen. Reiche Leute halten sich einen oder mehrere Hauslehrer für ihre männlichen Sprößlinge. So lernt der Knabe erst lesen und schreiben. Mit dem 12. oder 13. Lebensjahre beginnt das Studium der altchinesischen Klassiker. Schulen, in denen dieselben gelehrt werden, Universitäten, sind in China unbekannte Institute, wenigstens in unserem Sinne, es sind dies dort nur Prüfungsanstalten. Jeder muß auf eigene Faust die schönen Wissenschaften betreiben. Um das Geld zum Beschaffen des Lehrmaterials zu bekommen, muß der ärmere Mensch körperlich tüchtig arbeiten. Er muß also eine kolossale Ausdauer, einen zähen Willen sein eigen nennen, um bei diesem Studium nicht den Mut zu verlieren. Unter Aufsicht des Unterstatthalters kann er sich dann alle drei Jahre dem ersten Staatsexamen unterwerfen und eine Reihe von Prüfungsarbeiten fertigen. Bei dem außerordentlichen Andrang kann immer nur ein sehr geringer Prozentsatz auf Erfolg rechnen. Das Bestehen der ersten Prüfung bringt dem Glücklichen noch keine Rangstufe ein. Der erste Grad der Staatswürde ist abhängig gemacht von einem weiteren Examen, welches vor dem Statthalter und einem kaiserlichen Kommissar stattfindet und schwieriger ist als das erste. Der Examinand muß 15 Arbeiten anfertigen, täglich je eine. Er wird mit Pinsel, Tusche und Papier in ein zellenartiges Häuschen eingesperrt, nachdem er zuvor

gründlich auf „faule Knechte“ untersucht worden ist. Die Tür wird verklebt und versiegelt. In dieser Klausur muß er nun seine Weisheit über Literatur, Poesie, Geschichte, Rechtslehre, alte und neue Politik zu Papier bringen. Wer einen leeren Bogen abgibt, wird von der Karriere ausgeschlossen, wer die Prüfungen nicht besteht, kann sie wiederholen, so oft es ihm beliebt, bis in sein hohes Greisenalter hinein. Es kann deshalb der eigenartige Fall eintreten, daß ein Großvater zugleich mit seinem Enkel ins Examen steigt und er selbst dieses nicht besteht, während sein Enkel glücklicher ist. Der Student muß aber noch eine letzte Prüfung in Peking unter denselben Bedingungen ablegen, um dann den Doktorgrad zu erlangen, der die Aufnahme in die kaiserliche Akademie ermöglicht. Aus diesen Leuten werden die Minister auserwählt. Die vier besten empfängt jedesmal sogar der Kaiser in Audienz. Ist auch bei diesem Prüfungssystem mit seiner Peinlichkeit und seinen Härten jede Kabale und Liebe ausgeschlossen, kommt es lediglich auf das Wissen an, so kommen doch Fälle vor, daß Examinatoren bestochen werden. Das kostet aber natürlich sehr viel Geld und nützt dem Betreffenden nicht viel, denn seine Unwissenheit kann ihn nie in höhere Stellen bringen, er läuft Gefahr, degradiert und gänzlich beseitigt zu werden. Es ist auch schon vorgekommen, daß bei großer Ebbe in der Staatskasse Diplome von der Regierung verkauft worden sind, doch die wirklich tüchtigen Leute verachten diese faulen Köpfe. Zur Erlangung einer besseren Stelle ist so ziemlich seitens dessen, der schon ein Amt hat, immer eine Bestechung der den Ausschlag gebenden Vorgesetzten erforderlich. Die Summe darf selbstverständlich nicht gering sein. Je höher der Vorgesetzte steht, desto schwerer muß der Beutel sein, der ihm zugesteckt wird. Da das Gehalt der chinesischen Beamten nur sehr knapp bemessen ist, so muß Geld herbeigeschafft werden. Er bedarf dessen schon, um selbst mit seiner Familie standesgemäß leben zu können. Da muß dann das Volk bluten. Jeder chinesische Beamte hat in seinem Wirkungskreise eine große Macht; er kann Zölle zu irgend

welchen Zwecken der Bevölkerung auferlegen. Zu dem wirklichen Zweck wird dann nur wenig oder garnichts verwendet, aber der Beamte hat die Taschen voll. Nicht nur der Chinese, sondern schließlich jeder Mensch auf der ganzen Welt hat das Bestreben, reich zu werden, aber dem Chinesen bietet sich durch Anstellung im Staatsdienste die beste Gelegenheit dazu und dies ist der zweite Grund, weshalb jeder sich dazu drängt. Auch die Mandarinwürde, die unabhängig von der Stellung eines Beamten verliehen wird, ist käuflich für jeden, der schon ein Amt besitzt.

Die Zentralregierung in China besteht aus dem großen oder dem Staatsrat, der seine Sitzungen in Gegenwart des Kaisers früh morgens von 4—5 Uhr zu halten pflegt, und dem Großsekretariat. Sechs Ministerien unterstehen diesen beiden Körperschaften. Die Provinzialbeamten gliedern sich in 8 Rangklassen, dem Tschitai, Generalgouverneur, dem Futai, Gouverneur, dem Fantai, Schatzmeister, dem Nietai, Richter, dem Hsüe tai, Prüfungskommissarius, dem Taotai, etwa unserem Regierungspräsidenten, dem Tschi fu, Präfekten, und dem Tschi chien, dessen Stellung etwa der unserer Landräte gleichkommt.

Die Mandarinwürde entspricht etwa unserer Ratswürde und hat 9 Rangklassen, die sich durch besondere Abzeichen von einander unterscheiden. Es gibt Zivil- und Militärmandarinen, Brust- und Rückenschilder kennzeichnen sie. Zahme Tiere bilden die Stickerei dieser Schilder bei den Zivil-, Raubtiere die der Militärmandarinen. Die erste Klasse trägt einen roten, durchsichtigen Knopf auf der Mütze und eine goldene, mit Rubinen besetzte Gürtelschnalle, die zweite trägt einen roten, undurchsichtigen Knopf und dieselbe Schnalle, die dritte und vierte einen blauen, durchsichtigen bezw. undurchsichtigen Knopf und Schnallen von Gold mit Blumengravierungen darauf, die fünfte und sechste Klasse trägt weiße durchsichtige bezw. undurchsichtige Mützenknöpfe und Gürtelschnallen von Gold mit Silber eingefaßt bezw. Perlmutter mit Silberschmuck. Auf den Mützen der Mandarinen 7ter, 8ter und 9ter Klasse prangt ein goldener Knopf in verschiedenartiger Form.

Die Schnalle der 7ten Klasse ist silbern, die der achten und neunten von Horn in Silber gefaßt. Die ersten 5 Klassen tragen auch noch eine Halskette von kleinen, aus Knochen geschnitzten Kugeln, und rote Schirme, während blaue Schirme den unteren Klassen zustehen.

Die Pfauenfedern sind keine Rangabzeichen.

Außer den angeführten Beamten gibt es noch eine große Menge anderer Kategorien, die in der Verwaltung ihren Wirkungskreis haben.

Die Fahrt auf dem Dampfer, der nachts stets vor Anker ging und immer erst morgens weiter gegen den ziemlich heftigen Strom ankämpfte, war nicht nur landschaftlich schön, sondern bot auch einen Einblick in das Leben und Treiben der Bootsbevölkerung in China.

Es ist ein Volk für sich, das da auf den Booten lebt und sein Wesen treibt, tausende von Menschen. An Land gehen diese Leute selten oder nie. Alle ihre Lebensbedürfnisse können sie von Händlern, die in kleinen Kähnen auf den Flußläufen einherfahren, kaufen, und genügsam ist ja der Chinese, viel braucht er nicht, um zu vegetieren. Die Bootsleute sind sehr viel regsamer als ihre Brüder auf dem Lande, sie müssen oft schwer arbeiten und der Lohn ist gering. Wie auf dem Lande die ganze Familie ein und dasselbe Haus bewohnt, so pfercht sich auf einem Boote auch eine ganze Familie zusammen. Eltern mit ihren zahlreichen Kindern teilen den engen Raum mit einem Schwein, einer Anzahl Hühner und einer Schar Enten, welche unter einem Korbe zusammengedrückt sitzt, aber täglich auch einmal ins Wasser gelassen wird. Inmitten des Hausrats thront dann noch der Familiengötze irgendwo und blickt mit seinem fratzenhaften Gesichte in das ihn umgebende Milieu hinein. Das Schwein erfährt die beste Pflege und wird mehr gehätschelt als die Kinder, die in den ersten Lebensjahren an den Mast gebunden werden, damit sie nicht ins Wasser fallen können, später aber mit einem an ihnen festgebundenen, trockenen Kürbis auf dem Deck umherrutschen

und an dieser Rettungsboje hängen bleiben, wenn sie einmal unfreiwillig mit dem nassen Element Bekanntschaft machen. Fünf Jahre alt, müssen sie schon ihr Handwerk lernen und das Ruder führen. Die Bootsbevölkerung lebt auf ihren Haus- oder Frachtbooten eintönig dahin, nur das Neujahrsfest, eine Hochzeit oder dergl. bringt eine Abwechselung. Sie nehmen nie eine Frau vom Lande und geben ihre Töchter nur einem Manne, der ebenfalls in einem Boote lebt.



Chinesische Familie.

Es ist hochinteressant, im allgemeinen einen Blick in das chinesische Familienleben zu werfen.

Ein Familienleben in unserem Sinne mit seiner gegenseitigen Harmonie und seiner Gemütlichkeit existiert bei den Chinesen nicht. Jeder geht seine eigenen Wege und seinem eigenen Erwerbe nach, ohne sich sonderlich viel um den anderen zu kümmern. Es kommt aber auch vor, daß die Söhne, wenn der Vater ein Geschäft betreibt, alle in diesem tätig sind und so alle gemeinsam verdienen. Die Familie gliedert sich in eine Anzahl von Gruppen, die aber alle unter einem und demselben Dache hausen. Die Frauen besorgen den Hausstand, freilich in ihrer Weise, sind alle in der Wirtschaft beschäftigt und pflegen den Garten. Das Familien-

oberhaupt ist der Mann, der Familienälteste. Stirbt er, dann ist seine Frau die unbeschränkte Gebieterin des Hauses. Wir sehen dieses ja am chinesischen Kaiserhofe. Zuvor ist aber auch die Frau ein sehr nebensächliches Geschöpf, welches keine Rechte hat, sich sogar die Züchtigungen ihres Mannes ruhig gefallen lassen muß. Alle jüngeren weiblichen Glieder der Familie sind der ältesten Frau stets untertan, die Frau des Sohnes ist die Magd ihrer Schwiegermutter und muß sklavisch alles über sich ergehen lassen, ohne daß sie murren darf. Sie führt in der Regel kein glückliches Los.

Schon bei der Geburt wird ein Mädchen als unnützer Ballast angesehen, ja es kommt nicht selten vor, daß neugeborene Mädchen ausgesetzt und gar getötet werden. In Südchina soll dieser Mädchenmord ganz systematisch betrieben werden. Die Geburt eines Mädchens ist für den Chinesen immer etwas deprimierendes, während bei der Geburt eines Sohnes Feste gefeiert werden. Das hängt mit dem Ahnenkultus zusammen. Der Chinese hat den besonders ausgeprägten Wunsch nach männlicher Nachkommenschaft, um Söhne zu haben, welche einst ihm und den Vorfahren die vorgeschriebenen Totenopfer darbringen können. Er heiratet möglichst früh, damit noch sein Vater, ja sein Großvater die Befriedigung hat, männliche Nachkommen zu sehen.

Abgesehen von dem Ahnenkultus bedeutet die Geburt eines Mädchens auch stets einen Geschäftsverlust; denn dasselbe trägt zum Verdienste, zum Erwerbe nichts bei, sondern muß die ganze Arbeitskraft nachher ihrer Schwiegermutter widmen. Schon in der Wiege wird manchmal ein Mädchen durch Uebereinkunft der Eltern und Schwiegereltern verlobt und erhält dann auch die üblichen Verlobungsgeschenke. Die junge Braut kennt ihren Bräutigam ebensowenig wie dieser jene. Erst bei der Hochzeit sieht er sie zum ersten Male und mag da oft genug enttäuscht sein. Sie scheidet mit diesem Zeitpunkte aus ihrer Familie gänzlich aus und darf sie nur an Festtagen einmal besuchen. Die Frau hat auch keinen Vornamen, sie führt nur den Familiennamen

ihres Vaters und den ihres Mannes, und wird, bezeichnend genug, nur als Mutter des oder jenes, oder, wenn sie kinderlos sein sollte, als Tante des oder des benannt. Schenkt sie ihrem Gatten keine Kinder, besonders keine Söhne, so wird sie um so mehr verachtet. Kinderlosigkeit ist sogar ein Scheidungsgrund, obgleich Verlobungen und Ehen gewöhnlich nicht geschieden werden. Der Prozeß ist



Am Yangtse.

langwierig und kostspielig. Deshalb greift der Chinese zu einem anderen Mittel, um für Nachkommenschaft zu sorgen; er verfällt dem Konkubinat und zwar mit Wissen seiner Frau, welche die Söhne vielfach dann als ihre eignen Kinder erziehen muß. Die eigene Frau wählt ihrem Manne sogar die Konkubinen aus, die ihr dann als Mägde dienen. Selbstmorde junger Frauen sind unter diesen Umständen nicht selten. Es gibt viele unglückliche Ehen, weil die Übereinstimmung fehlt. Die Frau kann auch älter sein als ihr Ehemann, es ist sogar vorgekommen, daß der Altersunterschied so bedeutend war, daß die Frau ihren Herrn Gemahl während er noch die Kinderkrankheiten durchzumachen hatte, gepflegt hat.

Eigenartig wie alles im Reiche der Mitte ist der Begriff der Kindesliebe. In unserem Sinne ist dieselbe nicht vorhanden, sie basiert lediglich auf dem Ahnenkultus. Kinderlosigkeit ist die höchste, unverzeihlichste Vernachlässigung der Kindespflicht, denn eine jüngere Generation kann, eben weil sie fehlt, nicht die Eltern materiell unterstützen, kann die Ahnen nicht dauernd verehren, deren Geister sich dann an den Lebenden rächen. Die Ahnenverehrung ist die eigentliche Religion der Chinesen. Die Toten werden zu Göttern, die sie anbeten, und ihre Götter sind eben Tote. Die Lebenden stehen unter dem Banne der Gestorbenen. Aus Kindesliebe pflegt der Chinese seinen eigenen Leib, weil dieser ja Fleisch und Blut seiner Vorfahren ist. Die Eltern haben aber gegen ihre Kinder keine Pflichten, sie lassen ihnen keine Erziehung angedeihen, lassen sie nackt umherlaufen und sie ihre eigenen Wege gehen. So sind die chinesischen Knaben oft große Rangen, denen Gehorsam eine unbekannte Tugend ist, und doch werden sie nach den landesüblichen Begriffen brave Männer und Repräsentanten der echten Kindesliebe. Fehlen männliche Nachkommen gänzlich, so wird dieser Schaden durch Adoption eines namensverwandten Neffen repariert. Das kann auch noch nach dem Tode dessen, der kinderlos gewesen ist, geschehen. Stirbt ein Bräutigam, so gilt seine Braut als seine Witwe und wohnt ebenso, wie bei Lebzeiten ihres Mannes es geschehen wäre, bei der Schwiegermutter. —

Auf dem Lande bieten nun bei solchen Familienverhältnissen die Häuser noch erträglichen Raum für die oft große Zahl der Familienangehörigen, bei der Bootsbevölkerung jedoch ist der Raum auf dem kleinen Schiffe häufig recht knapp bemessen. So wimmelt es denn auf den Hausbooten auch von Menschen.

Ich hatte während der Dampferfahrt auf dem Yangtse auch Gelegenheit, die verschiedene Bauart der einheimischen Schiffe zu betrachten. Neben dem Hausboote mit seiner verhältnismäßig geräumigen Schwerfälligkeit schossen schmale Segelboote schnell dahin. Diese gehen sehr flach und können deshalb weit in die

Nebenflüsse hinein verkehren. Ruderboote in allen Größen belebten das Wasser, große, mit Steinen, Salz und Kohlen beladene Lastboote wurden von der Strömung nach Hankau hinabgetrieben oder mußten mühsam gegen die Strömung ankämpfen. Selbst Boote, auf denen Bettler ihr Dasein fristeten, lagen am Ufer in der Nähe der zahlreichen, sehr primitiven Herbergen und der einzelnen Tempel.



Schasi.

Am häufigsten war die Dschunke zu finden. Sie hat die Form eines Schuhes, und sieht noch jetzt genau so aus wie vor Jahrhunderten. Stark gebaut, mit einem eigenartigen Kitt und Bambushobelspänen kalfatert, ist sie mit Schotten versehen, welche die Neuzeit von ihr übernommen zu haben scheint. Das Zwischendeck fehlt meist, das Deck ist ohne Schanzkleidung. Ihr Bug ist vielfach reich geschnitzt oder sonst mit Zierraten versehen. An dem hohen, vierkantigen Heck befindet sich das Steuerruder, in ziemlich großen Verhältnissen viereckig aus Gitterwerk gefertigt. Ein plumper Holzanker hängt an festen Bambustauen. Solche Dschunke hat häufig bis zu fünf Masten, die, aus einem Stück

hergestellt, ganz willkürlich verteilt sind. Man findet sie ganz vorn, ganz hinten, in der Mitte, an der Seite angebracht. Sie stehen senkrecht, oder nach vorn bezügl. nach hinten geneigt und dies alles zusammen oft auf einem und demselben Schiffe. Als Segel dienen Matten aus Maisstroh in Form unserer Ewersegel, der Länge nach mit Bambuslatten versehen und leicht zu hantieren. Rahen



In den Stromschnellen des Yangtse.

sieht man nie. Diese Dschunken sind oft mit einer Anzahl bunter Flaggen und Wimpel geschmückt. In allen Farben, dreieckig oder viereckig, verleihen sie dem Schiffe ein freundliches Aussehen. Nur das kaiserliche Gelb darf keine Anwendung finden. Ich habe auch Schiffe gesehen, welche mit Waffen reich ausgestattet waren, Dreizacke, Spieße, Gewehre, ja Kanonen sichtbar führten. Es geschieht dies zum Schutze gegen die Flußpiraten. Solche Schiffe haben dann auch Schutzwände, besonders am Steuer, damit der, welcher es bedient, sicher ist vor einem plötzlichen Ueberfalle.

Am vorletzten Tage unserer Dampferfahrt gelangten wir nach Schasi, wo eine ausgedehnte Baumwollenindustrie betrieben wird. Auch Bambusfasern werden hier zu den außerordentlich festen Tauen verarbeitet, welche am oberen Yangtse zum Treideln der Dschunken benutzt werden. Aus Seide werden Steppdecken fabriziert, die die Verfertiger nach dem Gewichte verkaufen. Es ist dieses



In den Yangtseschluchten.

größtenteils Hausindustrie. Die Behörden und Bewohner von Schasi wollten lange keinen Fremden haben, der größere Etablissements gründen könnte. Sie mußten sich schließlich aber doch dem Drucke der Verhältnisse fügen, welche der gewaltige Aufschwung des Handels mit sich brachte.

Am 16. Oktober hatten wir morgens die Dampferfahrt angetreten, und am 19. Oktober abends erreichten wir das Ziel derselben, die Stadt Itschang.

Itschang ist höchst malerisch belegen, rings von Bergen umgeben, ist aber als Handelsplatz nicht von besonderer Bedeutung. Es ist nur die Kohlenstation für die bis dorthin verkehrenden

Dampfboote, und Zwischenstation für die aus den Provinzen kommenden Handelsartikel.

Bald hinter der Stadt beginnen die Yangtseschluchten und die Stromschnellen, welche den weiteren Verkehr mit Dampfern verbieten und nur flachen Hausbooten und Dschunken gestatten, bis Tschun king vorzudringen. Die Stromschnellen sind so reißend,



Itschang.

daß oft 200 Kulis nötig sind, die Schiffe an Tauen vorwärts zu ziehen. Diese Strudel und Wirbel, diese Wasserstürze werden durch die oft ganz eng zusammentretenden Felswände hervorgerufen, die Wassermenge muß sich mit Gewalt durch diese Engpässe hindurcharbeiten. Auf gefahrvollen Stegen, auf Geröll und zerklüfteten, schmalen Wegen müssen die treidelnden Kulis einherschreiten. Sie pflegen sich durch Gesang ihre schwere Arbeit zu erleichtern. Eine besondere Affenart, die Hundaffen, sollen in den Yangtseschluchten ihr Wesen treiben. Die Berge sind gewaltig und massig; 500 m hoch fallen sie schroff und senkrecht nach dem Strom zu ab.

Diese Yangtseschluchten hätte ich gerne besucht, mußte diesen Weg aber aufgeben und mich mit der Beschreibung dieser Naturschönheiten begnügen.

Als wir um 6 Uhr abends den Dampfer verließen, suchten wir sofort den deutschen Konsul auf. Herr Dr. Beetz empfing uns mit landsmannschaftlicher Wärme, lud uns nicht nur zum Abendessen



Hafen von Itschang.

ein, sondern bat uns auch, bei ihm Logis zu nehmen und war in jeder Weise zuvorkommend und liebenswürdig. Wir nahmen natürlich seine freundlichen Einladungen bereitwilligst und mit Dank an.

Am folgenden Tage, dem 20. Oktober, war es unser erster Gang, neue Pferde zu kaufen; doch ging dies nicht so schnell, wir mußten uns bis zum Abend gedulden, weil die Tiere erst dann von der Arbeit zurückkehrten.

So hatten wir denn Muße genug, uns in Itschang umzusehen. Die Stadt liegt langgestreckt am Flusse und ist mit einer teilweise recht verfallenen Mauer umgeben. Bettler in reicher Zahl, auch

Aussätzige saßen in den Winkeln herum. Das war keine besonders schöne Staffage auf dem ganz hübschen Bilde, welches sich uns überall darbot.

Die chinesischen Läden in der Stadt luden zum Kauf ein, sie führten eine Unmenge europäischer und japanischer Waren. Zwirn, Handtücher, Streichhölzer und Arzeneien, Bonbons, die unvermeidlichen Manillazigarren und Tabak waren zu haben. Mit Porter und dem sogenannten amerikanischen Papst-Bier konnte man den Durst stillen. Letzteres Gebräu war furchtbar. Der Etiquette auf den Flaschen nach mag wohl das besagte Bier einmal in denselben gewesen sein, wir konnten in ihm nur eine Art undefinierbaren Spiritus entdecken, der unsere Freude sehr trübte. Der Chinese trinkt es natürlich als amerikanisches Bier, wie er auch als deutschen Sekt und als Kognak ein mit Sprit versetztes Zuckerwasser für ein horrendes Geld genießt. Ich habe zu bemerken Gelegenheit gehabt, daß die Korken auf den Sektflaschen bereits durchbohrt, also schon einmal gebraucht waren. Wer den wirklichen Sekt, den Kognak, das Papstbier getrunken haben mag, der Himmel mag es wissen! Vermutlich haben die Japaner sich daran delektiert und bringen durch die Füllung der Flaschen mit diesem Gemisch, das ich hier kennen lernte, den Chinesen einen schönen Begriff von europäischen Getränken bei. Die Angabe der Fabrik fehlte auf allen Etiquettes. Wir hatten jedenfalls genug von diesen Getränken, schon als wir nur davon genippt hatten.

Ein chinesischer Photograph hatte vielen Zuspruch, denn die bezopften Herren lieben es, sich oft abkonterfeien zu lassen. In großer Menge drängten sie sich zu seinem Atelier.

Die Umgegend von Itschang bot ein herrliches Panorama. Im Hafen lag Dschunke an Dschunke. Fischer waren beschäftigt, mit Hülfe von Fischottern einen Fang zu machen. Fische werden von den Chinesen sehr gern verzehrt, deshalb ist die Nachfrage nach diesem Nahrungsmittel recht groß und der Fischfang ist von alters her eine Hauptbeschäftigung des Volkes gewesen.

Große flache Tauchnetze sind am Ende einer langen Bambusstange befestigt und werden ins Wasser hinabgelassen, mit reicher Beute werden sie dann meist wieder ans Tageslicht gebracht. Hier benutzten die Fischer nur abgerichtete Ottern. Ein großes Netz wurde wie ein Tuch auf dem Wasser ausgebreitet und in die Tiefe versenkt, in welche die Otter, durch eine starke Schnur, die am Halse befestigt wird, am Ausreißen behindert, hinabgelassen wird. Die Fische werden durch das plötzliche Erscheinen der Otter aufgescheucht und in das Netz gejagt, das dann gefüllt emporgezogen wird.

Schon bei unserer Ankunft in Itschang hatte uns der Anblick einer hoch auf einer Anhöhe befindlichen Niederlassung erfreut. Sauber zwischen Baumgruppen hoben sich die Häuser mit ihrem weißen Kalkanstrich von dem bergigen Hintergrunde ab. Es ist dies die französische Missionsstation, welche auch ein Hausboot besitzt. Unser Dampfer hatte dicht neben demselben, welches den Namen Jesus führt, festgemacht.

Alle Achtung vor den Missionaren. Einem edlen Berufe mit Selbstaufopferung sich widmend, schweben sie fast stets in Gefahr, elend hingemordet zu werden. Aber betrachten wir die Sache einmal näher. Wo Licht ist, ist auch Schatten. Würde es uns Europäern angenehm sein, wenn plötzlich Buddhistenprediger bei uns Einzug hielten und uns erklärten, der christliche Glaube wäre ein Irrtum? Schreien nicht schon die Pfäfflein bei uns Zetermordio, wenn ein ungefährlicher Sektierer einmal seine Stimme erhebt? Und nun die Chinesen, die auf den Lorbeeren einer Jahrtausende alten Kultur ruhen, denen das Althergebrachte als das Vollkommenste gilt, die ihren Buddhismus, Confucianismus, Taoismus für das Heiligste halten, was es geben kann, soll es diesen etwa angenehm sein, wenn plötzlich Leute kommen und ihnen predigen, sie seien Anhänger einer Irrlehre? Soll die Zersplitterung der christlichen Konfessionen das Ansehen der Missionen fördern? Die einen Missionare sagen ihnen, das sollt ihr glauben, die andern erzählen ihnen etwas anderes. Hier wird gepredigt, der

Glaube ohne Werke sei tot, dort, die Werke tun es nicht, nur der Glaube. Die einzelnen Konfessionen befehden sich heftig. Soll dies ein Vorbild sein? Da müssen doch die sehr konservativen Chinesen sagen: „Wenn Ihr selbst untereinander nicht einig seid, lieben Leute, dann könnt Ihr nicht verlangen, wir sollen Euch und Euren Lehren Glauben schenken.“



„Jesus“ Hausboot der Mission.

Hier möchten wir noch einmal genauer auf die Religion der bezopften Rasse blicken.

Wir haben schon vorher von dem Ahnenkultus gehört, wie die Chinesen ihre Toten verehren, wie sie ihnen Opfer bringen. So waren alle ihre Götter ursprünglich Sterbliche, große Männer des Geistes oder der Tat. Ihnen wurden Tempel errichtet und da dieser Helden immer mehr wurden, wuchsen die Tempel, die man durch ganz China überall zerstreut findet, zu der ungeheuren Menge an, wie sie das Auge des Beschauers fesseln. Sie liegen meist malerisch in grüne Bäume gehüllt, von Gartenanlagen umgeben, auf Bergspitzen und bergen oft ungeheure Kunstschätze

einer längst verflossenen Kulturperiode. Auch Naturkräfte beten die Chinesen an, es gibt einen Gott des Donners, des Windes, einen Tempel des Nordsterns, der Sonne und dem Monde werden Feste gefeiert, wie wir schon sahen. Bäume werden verehrt und deshalb ausgeschmückt, weil irgend ein Gott, der Geist eines Verstorbenen darin angeblich seine Wohnung aufgeschlagen hat. Ein höchster Gott ist den Chinesen unbekannt. Buddha nimmt meist den Ehrenplatz unter den Göttern ein. In den mannigfaltigsten Gestalten wird er dargestellt, sogar bei einer Verrichtung, bei welcher man gewöhnlich Gottheiten nicht abgebildet sieht. Das kommt daher, daß die Chinesen sich ihre Götter mit allen menschlichen Eigenschaften behaftet vorstellen, die sie selbst besitzen. Sie betrügen darum auch ihre Götter, sie strafen den Regengott, der ihre Gebete nicht erhört, sie prügeln den Flußgott, weil er der Ueberschwemmung nicht Einhalt gebot, sie zerstören den Kriegsgott, weil er ihnen nicht den Sieg verlieh, setzen dann aber einen anderen Götzen als Nachfolger an seine Stelle, der seine Sache vielleicht besser macht. Dem Hausgötzen wird das übliche Opfer vorenthalten, weil er einen Hausgenossen nicht vor Zahnschmerzen behütet hat. Es soll sogar ein Gott schon vor den irdischen Richter geschleppt und abgeurteilt worden sein.

Die Lehren des Buddhismus sind mit denen des Confucianismus und des Taoismus vollständig verschmolzen. Confucius hat die moralische Kraft des chinesischen Volkes mit seiner Morallehre gestützt, der Taoismus des Lao Tse hat den Aberglauben gefördert. Er steht in vollster Blüte, überall sieht der Chinese Gespenster, stets fürchtet er die Rache der ihn umflatternden Geister Verstorbener. Der Leib wird zu Staub, die Seele verflüchtigt sich. Die bösen Teufel des Taoismus treiben ihr Wesen, Donner und Blitz sind Aeußerungen göttlichen Aergers. Weiß ist die Trauerfarbe der Chinesen. Trauernden geht man weit aus dem Wege, es bringt Unglück, ihnen zu begegnen, wie es Trauer ins Haus bringen würde, wenn einer weiße Hühner,

weiße Haustiere hält. Der Genuß von Rindfleisch ist verpönt, weil man im Jenseits mit einem Ochsenkopf umherwandeln würde. Die Chinesen sind von einer fatalistischen Weltanschauung beseelt, die groß ist. Alle Überschwemmungen und Hungersnöte, denen große Landstriche alljährlich ausgesetzt sind, jeder Schaden, den sie erleiden, jedes Unglück, das sie trifft, es ist eben ihr Geschick, das als unvermeidlich hingenommen wird.



Missionsschüler.

Einen wirklichen Gottesdienst gibt es bei den Chinesen nicht. Der Kaiser als Sohn des Himmels verrichtet für das ganze Volk nur ebenso seine Zeremonien, wie jeder einzelne für sich. Der Kaiser bringt dem Himmel, dem er entstammt, seine Ehrerbietung unter freiem Himmel dar, jeder Sohn des Volkes aber verehrt nur die Götzen in den Tempeln. Bei der Confuciusanbetung dienen gebratene Ochsen und Schweine als Opfergaben, den Götzen werden nur Räucherstangen, Speisen, Reis und nachgemachtes Geld dargebracht. Der Tempelbesucher hält sich bei den Götzen nicht lange auf, er übt nur eine kurze Andacht. Hauptsächlich will er einen Blick in die Zukunft werfen und bittet um Söhne, Reichtum, langes Leben, Wiedergenesung, Regen,

Schnee, Anstellung im Staatsdienste. Er möchte von dem Götzen wissen, ob ihm Glück oder Unglück bevorsteht. Dazu bekommt er von den Priestern im Tempel einen Becher mit dünnen Stäbchen, welche Nummern haben. Vor dem Götzenbilde schüttelt er diesen Becher, bis ein Stäbchen herausfliegt. Mit diesem geht er zu dem Priester, welcher in einem Buche die Nummer, die das



Vorderansicht eines Tempels.

Stäbchen trägt, aufsucht und ihm dann den Orakelspruch verkündet, der an dieser Stelle sich findet.

Gebetbücher haben nur die Priester, auch sie allein verrichten eine zeremonielle Art von Gottesdienst mit monotonem Gesang, Gongschlägen, durch Anschlagen an den sogenannten Fischkopf, ein hohles, rundliches Instrument von Holz, mit Glöckchengeklingel, Weihrauch, Kerzen und Prozessionen. Von Papier nachgemachte Silberklumpen werden verbrannt und Kotau gemacht. Alles Aeußerlichkeiten! Lauter Zeremonien, die aber der Chinese über alles schätzt! Es ist keine Anbetung, es ist nur die Bezeugung der Ehrerbietung ihr ganzer Gottesdienst.

Die Priester sind im Ganzen in China nirgends geachtet. Die Bonzen Buddhas, welche den ganzen Kopf rasiert tragen und

in gelber Gewandung einhergehen, werden gehaßt und verachtet. Sie haben das Gelübde der Keuschheit abgelegt und leben im Zölibat, deshalb gelten sie in den Augen der Chinesen nicht als Männer. Sie legen auch ihren Namen ab, scheiden aus der Familie völlig aus und nehmen einen religiösen Namen an. Dabei sind sie aber gelehrt, fromm und fleißig, sie treiben vielfach Ackerbau, der mit ihren Klöstern verbunden ist. Die



Tempeltreppe mit Drachenornament.

taoistischen Priester sind Zauberer, Exorzisten, Quacksalber. Sie werden verspottet und stehen ebenfalls nicht im Ansehen, obwohl sie heiraten. Ihre Tracht ist eine blaue Gewandung, die Haare werden in einen Knoten gebunden.

In der Umgegend von Itschang fanden wir auch ausgedehnte Gräberfelder. Hier müssen besonders „glückliche" Stellen vorhanden sein. Ein großes Mandaringrab überragt alle übrigen Hügel. Je höher der Tote im Range, desto größer ist sein Hügel, desto größer sein Grabstein, auf welchem sein Name und seine Tugenden, seine Lebensdaten und alle seine Würden verzeichnet stehen. Solch Mandaringrab ist von Wall und Graben umgeben, eine Allee von steinernen Tieren und eine Ehrenpforte bezeichnen

den Zugang zu dem Hügel, Bäume beschatten denselben. Die Art der Bäume richtet sich nach der Stellung, der Würde, welche der Verstorbene im Leben eingenommen hat.

Die Bestattungszeremonien sind sehr umständlich, es wird ein so großer Pomp entfaltet, daß oft Haus und Hof verpfändet werden muß. Die Opfer nehmen kein Ende. Alles dieses hängt auch



Grab eines Mandarin.

mit der Ahnenverehrung zusammen. Ein guter Sohn schenkt seinem Vater schon bei Lebzeiten einen Sarg. Die Särge sehen der Form nach Baumstämmen ähnlich, sind reich verziert und tragen den Namen des Toten am Kopfende eingeschnitzt.

Zuerst tragen die Trauernden sackleinene, dann weiße Gewänder, die roten Hauslaternen werden durch weiße ersetzt, das rote Papier der Visitenkarten wird mit blauem vertauscht. Ein Sohn trauert 3 Jahre um seinen Vater, ein Bruder für den Bruder, die Schwester, ein Gatte für die Gattin nur ein Jahr.

In der Nähe der Stadt Itschang befindet sich auch das militärische Lager des Generals Fu ting schen. Leider konnten wir

diesem Herrn, der sehr liebenswürdig sein soll, nicht unsere Aufwartung machen, weil er gerade nicht anwesend war. Das chinesische Militär läßt sich mit einer Bürgerwehr vergleichen. Es ist ebensowenig einheitlich ausgebildet, wie es einheitlich kommandiert wird. Jede Provinz hat ihr besonderes Bannerheer mit sehr gemischter Bewaffnung. Donnerbüchsen findet man neben der

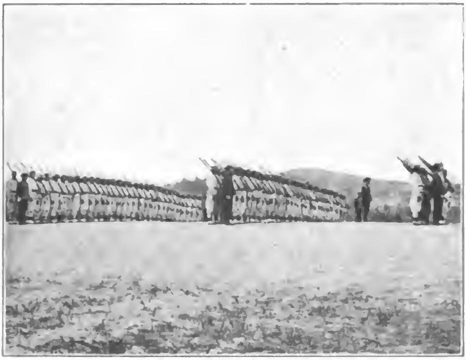


Chinesisches Militär.

mittelalterlichen Hellebarde, moderne Gewehre neben Bogen und Pfeilen, Lanzen und Schilde erinnern an unser Rittertum. Kein Wunder, wenn die Chinesen mit solcher Armee nichts erreichen!

Hier bei den Truppen des Generals Fu ting sehen stand die Sache etwas anders. Seiner Truppe merkte man den deutschen Drill an, den deutsche Offiziere den Leuten beigebracht hatten. Bei guter Ausbildung läßt sich aus dem Chinesen ein ganz guter Soldat machen, nur sind sie keine Vorgesetzte. Die Unteroffiziere, sogar die Offiziere verstehen sich nicht vor der Front zu bewegen, sie haben kein militärisches Auftreten und kein Selbstgefühl, genießen keine Autorität und können es nicht begreifen, daß sie

für den gemeinen Soldaten eine Verantwortung haben, daß sie für sein Wohl und Wehe sorgen müssen. Sie sehen in dem gemeinen Mann nicht einen Menschen, sondern eine Sache. Würden deutsche Offiziere die Kommando- und Vorgesetztenstellen innehaben, dann würde das chinesische Militär Besseres leisten. Solche Truppen, die nach deutschem Muster ausgebildet sind, haben auch



Kompagnie chinesischer Soldaten.

eine ziemlich kleidsame Uniform, natürlich nach chinesischer Sitte und im chinesischen Geschmack, ihre Bewaffnung ist eine gute.

Ueberall, wo Engländer sich niedergelassen haben, wie auch in Itschang, wo ihre Häuser am Hafen paradieren, gibt es natürlich auch einen Klub. Hier waren dessen Räume im Zollhause untergebracht. Eine reichhaltige Bibliothek, ein Billardzimmer und andere behagliche Gemächer boten abends den angesessenen und durchreisenden Europäern einen angenehmen Aufenthalt.

In Itschang befindet sich auch eine deutsche Post. Wir nahmen sie gehörig in Anspruch. Es sollen lange Zeit hindurch nicht so viele Briefe und Karten von ihr befördert worden sein.

wie in den Tagen, an denen wir die Ehre hatten, in den Mauern dieser Stadt zu weilen.

Den 21. Oktober brachten wir auch noch in Itschang zu. Der Pferdekauf wickelte sich nicht so schnell ab, als wir es gehofft hatten. Von den sechs Tieren, die wir erstanden, sahen zwei recht schwächlich aus, aber wir durften nicht zögern, unsere Zeit war kostbar. Die neuen Streitrosse waren recht klein, sie gehörten der Rasse an, welche in Nordchina als Szechuanponies bekannt ist. Wenn wir auf ihnen saßen und die Beine ausstreckten, berührten wir den Erdboden.

Einen Teil unserer Bagage wollten wir auf dem Weitermarsche durch Kulis tragen lassen und schlossen mit einem Sänftenverleiher einen Vertrag ab.

Derselbe lautete folgendermaßen:

Drei deutsche Herren

Hochwohlgeboren.

Der Vermittler der Fußläufer hat in Itschang einen Kontrakt abgeschlossen und niedergeschrieben. 6 Fußläufer. Jeder erhält sechs Käschreihen nach dem festgesetzten Preise. Die Summe beträgt 36 Käschreihen. Wenn die Fußläufer auf dem Wege müde sind und andere Fußläufer weiter mieten wollen, so wird für diese nicht extra bezahlt. Andere Kosten muß der Mieter auf sich nehmen, wenn sie durch die Ortschaften, Zollämter und dergl. kommen. Auf dem ganzen Wege hat sich der Mieter überhaupt nicht um Essen und Trinken zu kümmern. An dem ersten Tage erhält jeder 3 Käschreihen. Zusammen 18 Käschreihen.

Teilzahlung einzelner Station.

1. Sche ya tsze . . à 500 Cäsh . . 3 Cäshreihen
2. Li tschwang chien . à 800 Cäsh . . 4 Cäshreihen 800 Cäsh
3. Lung djü ba . . . à 700 Cäsh . . 4 Cäshreihen 200 Cäsh

Außerdem hat jeder eine Cäshreihe deponiert.

Zusammen 6 Cäsh-reihen.

Da mündliche Abmachung zu Schwierigkeiten Anlaß geben könnte, so ist ein ausführlicher Kontrakt im Vermittlungsbureau ausgestellt worden. Das Trinkgeld auf der ganzen Reise wird nach der Ankunft beliebig gegeben.

Vermittlungsbureau Itschang.
Der erste Fußläufer Huang-me-ting. gez.

Außerdem sind noch vier Personen beigefügt und sind nach dem Preise wieder 12 Cäshreihen bezahlt worden.

3. 9. 29 (Chines. Datum).

Herr Dr. Beetz ging uns in der liebenswürdigsten und praktischsten Weise mit seinem Rate und seiner Hilfe zur Hand. Er empfahl uns die Mitnahme einer sogenannten Squeese-Proklamation und ließ eine solche auf einem großen Papierbogen niederschreiben, der an einer Holztafel befestigt wurde. Sie lautete also:

„Bekanntmachung des deutschen Offiziers, Herrn G.

Die deutschen Offiziere unternehmen eine Reise durch alle Provinzen und machen bekannt, daß das Volk erfahre: Sie bezahlen alles unterwegs für Logis, Essen und Getränke in den Gasthäusern oder sie bezahlen alles dafür nach dem Marktpreise auf eigene Kosten, wenn sie verschiedene Waren einzukaufen wünschen, und übervorteilen mit keinem Pfennig. Wenn das Gefolge unrecht handelt, so möge es sofort angemeldet werden, damit genaue Untersuchung angestellt wird, daß die Schuldigen streng bestraft werden und ihnen nichts durchgeht."

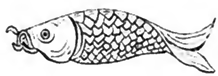
Diese Einrichtung erwies sich in der Folge als sehr praktisch. Wir gewannen durch diese Proklamation das Vertrauen der Bevölkerung, wohin wir kamen. Jeder sah sofort, daß er uns nicht zu fürchten brauchte, daß wir keine Beutelschneider waren und uns ehrlich durch das Himmlische Reich durchschlagen wollten.

Sehr dankbar bin ich auch dem Konsul gewesen, daß er meinen Paß aus Tientsin neu fertigen ließ und anstatt der in China nichtssagenden Bezeichnung „Leutnant" die dort besseren

Klang habende „Offizier“ anwandte. Dadurch war mein Titel auch mit meiner Würde als Tatarengeneral besser in Einklang gebracht, wie meine Empfehlungsbriefe mich bezeichneten.

Ob überhaupt die Chinesen an meine Generalsstellung geglaubt haben, möchte ich stark in Zweifel ziehen. Ich hatte dazu viel zu geringen Troß bei mir, zog vielmehr nur mit den allernotwendigsten Mitteln durchs Land, und so reist ein Tatarengeneral für gewöhnlich nicht. Je höher in China die Würde des Mannes, desto größer der Schwanz, der ihm folgt.

Jedenfalls haben mir die Empfehlungsbriefe aber die besten Dienste geleistet. Man fragte kaum einmal nach einem Paß, man forderte sogleich den großen Brief. Und mit einem solchen konnte ich ja aufwarten.



VI.

Ueber die Berge südlich des Yangtse bis Li-tschwang.

. . .

Zwei Wege konnten wir von Itschang nach unserem nächsten Ziele Wan chien einschlagen. Die Wahl war schwer. Ein Weg führte am Yangtse weiter entlang und an den Stromschnellen vorbei. Oft sollte derselbe aber, wie der Konsul Beetz uns mitteilte, zu Lande aufhören und müßte dann mittels Dschunken stellenweise zurückgelegt werden. Die Beschaffenheit dieses Landweges soll infolge der Menge von Geröll recht viel zu wünschen übrig lassen, sodaß Tiere kaum imstande sind, ihn zu passieren. Nur die kümmerlichsten Schifferherbergen hätten uns Unterkunft gewähren können. Freilich hätten wir dann die wildromantische Gegend der Yangtseschluchten aus eigener Anschauung kennen gelernt. Diese Reiseroute hätte uns aber zweifellos sehr aufgehalten und schließlich sagten wir uns, daß wir bei der weiten Reise unmöglich alles genießen könnten, was China, das große, weite China an Naturschönheiten bietet.

Wir verzichteten deshalb auf den Anblick der Felsenschluchten, der „Säule des Himmels", der Treidelwege und der scharfen Flußbiegungen mit ihren wilden Strudeln und entschlossen uns für die Hauptstraße, welche von Itschang über die Gebirge südlich des Yangtse nach Wan chien führt.

Am 22. Oktober früh wollten wir den Weitermarsch antreten. Der Sänftenbesitzer erschien auch pünktlich mit den bestellten fünf

Tragsänften, aber erst um 10 Uhr konnten wir wirklich aufbrechen. Das kam daher: Wir hatten zwar die Lasten, welche in die Sänften gepackt werden sollten, genau abgewogen, sodaß keine mehr als 120 Pfund aufnehmen brauchte, der Herr Besitzer aber brachte eine sogenannte Kuli-Wage mit, nach welcher nicht ein Pfund wirklich ein Pfund ist, sondern als weit weniger erscheint. Auf diese Weise



In den Yangtseschluchten.

werden die Tragelasten kleiner und anstatt der 120 Pfund nur zu etwa 80 Pfund. Die Folge dieser Methode war, daß noch zwei Sänften fehlten und erst mit den nötigen Kulis herbeigeholt werden mußten.

Die Sänften bestehen aus einem viereckigen, langen Bambuskorb, der in zwei Bambusstangen hängt. Vorn und hinten geht je ein Kuli, der die Enden der Stangen auf seine Schultern legt. Unser Troß wurde dadurch größer, sieben Sänften wurden von 14 Kulis getragen, denen der Oberkuli, ledig jeder Last, zur Beaufsichtigung folgte.

Nachdem diese Angelegenheit geordnet war, ging es aber noch lange nicht los. Bald hatte der eine Kuli noch ein Paar Sandalen

zu kaufen, bald jener zu Hause noch etwas zu besorgen, und sie ließen sich Zeit dazu.

Endlich hatte dann jeder seine Besorgungen gemacht, und wir setzten uns in Bewegung.

Nachdem wir einige Zeit lang durch die Straßen, welche hier in Itschang mit Quadersteinen belegt sind, nur langsam vorwärts ge-



Schifferherberge am Yangtse.

kommen waren, denn wir mußten vorsichtig reiten, weil die Wasserträger, welche ununterbrochen Wasser aus dem Strome holten, solches reichlich verschüttet und dadurch die Steinplatten schlüpfrig gemacht hatten, gelangten wir an die Fähre, auf der wir den Yangtse überschreiten mußten.

Ein ohrenbetäubendes Gebrüll empfing uns. Eine Schar von Kulis bemächtigte sich unseres Gepäcks. Sie luden es von den Tieren ab und brachten diese und jenes in den verschiedensten Dschunken unter. Alle wollten sie uns dienstbar sein und helfen, um Geld zu verdienen. All' unser Protestieren und Rufen half nichts. Es war ein tolles Durcheinander. Selbst die beiden Soldaten, welche

uns der Mandarin in Itschang als Pfadfinder nach Wan chien mitgegeben hatte, vermochten das Chaos nicht zu entwirren. Erst als die wohlgemeinten Hiebe der Polizisten dazwischen sausten, klärte sich die Situation, und es trat Ruhe ein.

Wir bestimmten die Dschunken, die wir benutzen wollten, und brachten Tiere und Gepäck in denselben unter. Dadurch gerieten



Am Yangtse.

die Kulis untereinander in Streit. Der Neid derjenigen, deren Hilfe wir nicht in Anspruch nahmen, erwachte. Sie zankten sich laut und ungeberdig mit ihren glücklicheren Genossen, es kam sogar zu Tätlichkeiten und sah komisch aus, wie einer immer seines Gegners Zopf zu erhaschen suchte, und, wenn es ihm gelungen war ihn zu erfassen, daran zauste, daß man meinen mußte, dem also Unterlegenen würde die Kopfhaut abgerissen.

Wir waren froh, als wir schließlich aus diesem Wirrwarr glücklich heraus waren und uns, nachdem wir uns mühevoll durch die vielen am Ufer liegenden Dschunken hindurch gearbeitet hatten, auf dem freien Strom befanden. Die Strömung war so reißend,

daß alle Hände zu tun hatten, damit die Dschunken nicht von dem Landungspunkte des anderen Ufers abgetrieben wurden.

Als wir alle unsere Habe wieder beisammen und die Fährleute abgelohnt hatten, schlugen wir eine westliche Richtung ein und zogen im Tale des Flüßchens Shi choa langsam bergauf. Die Landschaft war entzückend. Zwei parallel laufende, etwa hundert Meter von einander entfernte Gebirgsketten schlossen seitwärts das Tal ein. Zypressen, Weymouthkiefern und verschiedene Palmenarten, Baumfarren und Bambus, bunte Gräser und wilde Blumen gedeihen auf jeder Stelle, wo nicht der kahle Kalkstein der Berge frei zu Tage liegt. Das war ein anderes Bild als die langweilige Ebene in Tschili und Honan, die wir früher zu Rosse durchreist hatten. Fast alle 200 m war eine kleine Ansiedelung. Vor den Türen der Häuser hatten die regsamen Einwohner auf Matten die geerntete Baumwolle zum Trocknen ausgebreitet, Webstühle waren hin und wieder schon in Tätigkeit, um die Ernte zu verwerten.

Am Spätnachmittage hielten wir auf einer kleinen Wiese Rast, um unsere Sänftenträger abzuwarten. Unser Zug war nämlich niemals geschlossen. Die Kulis haben eine eigene Manier, ihre Lasten vorwärts zu bringen. Wenn sie kaum eine Stunde marschiert sind, machen sie halt, nehmen eine kleine Erfrischung an Reis und Früchten, die unterwegs überall zum Kaufe angeboten werden, zu sich und dann geht es wieder weiter, bis nach einer weiteren Stunde eine neue Unterbrechung eintritt. Da sie mit ihren Tragkörben beinahe rennen, verzögert sich solch ein Marsch durchaus nicht, die Kolonne zieht sich bloß sehr in die Länge. Bald hatten sie uns überholt, bald waren sie hinter uns geblieben. Es ist wunderbar, was diese Leute leisten können. Freilich sind es alles kräftige Gestalten, welche nur gerade soviel auf dem Leibe haben, um ihre Blöße zu decken und sich notdürftig gegen die Witterung zu schützen. Strohsandalen verhindern, daß sie sich auf dem Steingeröll die Füße zerschneiden, eine blaue Kniehose und ein Kittel von ebensolcher Farbe ist ihre ganze Bekleidung. Wird es ihnen zu warm, dann entblößen sie auch den Oberkörper. Unter der kräftigen, nackten Wade sind

die Fußknöchel von einer Binde, ähnlich wie zuweilen bei unseren Pferden, umgürtet. Ein großer, spitzer Strohhut, oben mit einer Messingspitze geschmückt, schützt gegen die Sonnenglut oder hält den Regen ab. Eine Tabakspfeife ist der einzige Gegenstand, den jeder bei sich führt. Schlafdecke ist für den Kuli eine unnötige Last, er erhält sie in jeder Herberge geliefert. Die Leute sind daran gewöhnt, sie kennen es nicht anders und nehmen keinen Anstoß, eine Schlafdecke zu benutzen, die zuvor hundert andere gebraucht haben, ohne daß einmal eine Reinigung für erforderlich erachtet worden wäre.



Polizeisoldaten.

Diese Kulis sind ehrliche Kerle. Es fällt ihnen nicht ein, die Bagage zu berauben, wenn sie bei ihrer Marschmethode auch einmal ohne Aufsicht sind. Im übrigen sorgt auch der Oberkuli für Ordnung und für die Sicherheit des ihm anvertrauten Gutes, und der Sänftenbesitzer ist außerdem haftbar und verantwortlich für seine Leute.

In einem kleinen Neste bezogen wir Nachtquartier. Gerade fürstlich waren die Gemächer in unserer Herberge nicht. Die Papierdecke war zerrissen, die Fetzen hingen herunter, wie Wäsche von der Leine. Zwischen den Gepäckstücken hatte ich mir mein Lager zurechtgemacht und brauchte mich nicht über allzugroße Bequemlichkeit zu beklagen.

Während der nächsten vier Tage kletterten wir munter und guter Dinge über die Gebirge dahin bis Chuen lung ting. Die Szenerie war überall herrlich und sogar gewaltig. Berge reihten sich an Berge, Höhenzüge wechselten mit tiefen Tälern, in denen muntere Gebirgsflüßchen dahinschossen. Führten sie zu dieser Jahreszeit

auch nur weniges Wasser, so waren Brücken und Stege, die wir fanden, uns doch sehr willkommen. Die Wasserkraft wurde vielfach industriell verwertet. Aus Bambusfasern wurde hier Papier fabriziert und anmutig waren diese Papiermühlen meist in den Schluchten belegen. Den Kuchenfluß überschritten wir auf einer erst neu erbauten, steinernen Brücke, welche im kühnen Bogen das Wasser überspannte. Drei seitwärts auf derselben herausgerückte, steinerne Tafeln belehrten uns über die Namen derer, welche in seltener Munifizenz die Gelder zu dem Bau gespendet hatten. In den Fels gehauene Stufen führten bergauf und bergab, lange Treppen, deren künstliche Anlage oft durch die Natur begünstigt gewesen ist. Lebensbäume, Bambus und Akazien beschatteten diese Treppenstraßen, die sich vielfach an der einen Seite an schroffe Felsen anlehnen, während auf der anderen in einem Abgrunde wildromantische Steintrümmer in einem Flußbette sich auftürmen und das Wasser in Sprüngen und Strudeln dahinhüpfen läßt. Die befiederten Sänger konzertierten in den Kronen der Bäume, unter denen Waldblumen ihre bunten Kelche aus den üppigen Gräsern hervorlugen ließen.

Von den Bergeshöhen hatten wir oft wunderbar schöne Fernblicke. Panoramen einer Gebirgslandschaft zeigten sich unseren staunenden Augen, wie sie die Alpen nicht schöner darbieten. Kahle Granitkuppen ragten aus den bewaldeten Höhenzügen heraus, im Tale sah man die abgeernteten Reisfelder unter Wasser stehen, damit der Boden schlammig wird und geeignet, von neuem Früchte zu tragen. Das verschiedene Grün der Bäume belebte das Bild. Wäre die Jahreszeit eine andere gewesen, dann würde das Auge noch mehr Freude gehabt haben an dem hellen Grün der Maisfelder und der Tabaksplantagen. Diese Pflanzen und Bohnen werden oben in den engen Schluchten kultiviert. Sie bilden die Nahrung für Menschen und Tiere. Kuchen wird aus den Früchten des Mais gebacken oder ein nahrhafter Brei gekocht. Aus den Tabaksblättern drehen sich die Eingeborenen ihre Zigarren selbst, Männer und Frauen, welche wir oft, ihr Pfeifchen rauchend, am Wege sitzen sahen. Auch echte Kastanien gibt es hier in Menge.

Die Gebirgspfade, welche wir benutzten, waren außerordentlich belebt. Kulis schleppten Lasten bis zu $1^1/_2$ Zentnern und kletterten rüstig bergauf, bergab. Sie trugen ihre Bürde meist an einer Stange hängend, welche sie über die Schulter gelegt hatten. Den ganzen Weg zwischen Itschang und Wan chien pflegen sie in 18—20 Tagen zurückzulegen. Sie stehen früh auf und legen sich erst spät zur Ruhe nieder. Merkwürdig, was diese Leute leisten können. Sie haben ein schweres Brot, sind aber immer fröhlich, wenn sie auch zuweilen keuchend unter ihrer Last, die fast ausschließlich aus Oel, Opium und Medizinkräutern etc. besteht, die steilen Berge hinaufsteigen.

Infolge des lebhaften Verkehrs waren der Herbergen am Wege viele. Sie machten mit ihren Lehmwänden und Schilfdächern stets einen recht ärmlichen Eindruck, wie auch alle Häuser in den Gebirgsortschaften, die wir berührten. Die Bauart dieser Herbergen war eigentümlich und ganz anders als in der Ebene. Die Straße führt mitten hindurch. Auf jeder Seite steht ein Haus, beide sind durch ein Stroh- oder Schilfdach mit einander verbunden, unter welchem man hindurchpassieren muß. In der Mitte dieser Ueberdachung befindet sich ein Loch, durch welches das Tageslicht eindringen und der Rauch von den Feuerungsanlagen abziehen kann. Diese Herbergen sind immer gewaltig in Anspruch genommen und überfüllt. Das lernten wir in unseren Nachtquartieren, die wir in ihnen nahmen, zur Genüge kennen. Für unsere Tiere war meist kein Unterkommen vorhanden; wir mußten sie vor der Tür anbinden.

In diesen Herbergen konnte man etwas erleben. In Pu se li, einem kleinen Dörfchen, in welchem wir die Nacht blieben, wimmelte es von Kulis, die wie die Pökelheringe auf der Erde oder auf dem Kang lagen, soweit letzterer ausreichte. Sie rauchten Opium und der entsetzliche Geruch drang bis in unser Zimmer. Ein Verbot unsererseits wirkte ebenso wenig wie die rasche Tat unseres Mafu, der ihnen die Lämpchen ausblies. Dabei schwatzte das Volk während der ganzen Nacht, sodaß ich wirklich kaum ein Auge schließen konnte.

In Lang ping hatten unsere vorauseilenden Träger für uns eine Herberge ausgewählt. Dieselbe spottete aber jeder Beschreibung.

sodaß wir, den Versicherungen der Leute, es gäbe keine bessere am Orte, keinen Glauben schenkend, uns auf die Suche nach einer wenigstens etwas sauberen und besseren machten. Wir fanden auch, was wir suchten, und strengten eben unsere Kauwerkzeuge an, um einige Hühnergroßmütter, welche wir unterwegs erstanden hatten, zu verzehren, als vor der Tür ein furchtbarer Lärm entstand. Mit den Revolvern in der Tasche sahen wir nach, was es gäbe, und fanden unsere Leute mit dem Wirte der Herberge, in die sie uns hatten nötigen wollen, im heftigsten Wortgefechte. Die Leutchen waren dort, ihrer Gewohnheit gemäß, sogleich nach ihrer Ankunft über den feilgebotenen Reis hergefallen und wollten nun nicht zahlen. Das ging uns nichts an, denn die Kulis mußten sich vertragsgemäß selbst beköstigen; wir verbaten uns deshalb den Skandal sehr energisch und drohten zu schießen. Diese Mahnung stellte auch die Ruhe wieder her, und wir konnten zu unseren Hühnern zurückkehren.

Unser Wirt erzählte uns viel von den Diebereien in dieser Gegend und riet uns, unbedingt unsere Pferde während der Nacht bewachen zu lassen. Wir beauftragten den Mafu mit diesem Geschäfte, der in seiner Angst um eine Waffe bat. Der Doktor rüstete ihn mit einem alten amerikanischen Revolver, den er in Hankau geschenkt bekommen hatte, aus, doch zogen wir es vor, ihn nicht zu laden, damit der brave Li fu zei in seiner Furcht nicht etwa einen harmlosen Wandersmann ins Jenseits befördern könnte. Wir zeigten dem Burschen den Mechanismus und beruhigt zog er mit seiner Mordwaffe auf Posten, fest überzeugt, nun völlig sicher zu sein. Die Sache amüsierte uns sehr.

Wenn der Herbergswirt von Diebereien sprach, so hatte er recht. Aber nicht unsere Tiere waren begehrt, sondern mehrere Gegenstände aus unserem Gepäck; und nicht Fremde waren es, die auf Raub ausgingen, sondern die holde Weiblichkeit des Hauses selbst fand an einem Teller, einem Messer und, reinlichkeitsliebend, wie sie sein wollte, auch an der Seife und dem Handtuche meines Fritz großen Gefallen. — Unsere beiden Soldaten brachten uns wieder wenigen Nutzen. Sie bummelten den ganzen Tag über meist allein

dahin und ließen keine Herberge unbesucht. Dort aßen sie und rauchten ihre Opiumpfeife. Wenn sie ihren Rausch ausgeschlafen hatten, erschienen sie auf der Bildfläche und liefen uns nach, um bei der nächsten Herberge wieder Station zu machen. Waffen hatten sie nicht bei sich; nur die Opiumpfeife mit dem Lämpchen und eine Wasserpfeife waren die Gegenstände, mit denen sie sich trugen.

Die Träger, die einen ungeheuren Appetit entwickelten und trotz der Anstrengung dick und rund aussahen, brachen gewöhnlich schon sehr früh auf. Sie frühstückten daher nie in der Herberge, in welcher wir nächtigten, sondern in einer anderen, die sie am Wege trafen. Die Herbergsväter sind eine faule Gesellschaft, sie schlafen gern lange und überlassen ihre Gäste sich selbst. Jeden Morgen hatten wir mit ihnen erst einen Betteltanz, damit wir unser Teewasser erhielten. Die Kulis beeilten sich dann, unsere Sachen einzupacken und hatten stets schon einen guten Vorsprung, wenn wir erst in den Sattel stiegen.

Unsere Pferdchen erwiesen sich sehr geschickt in dem Erklettern der Steinstufen, nur dem Maultiere mit der Geldlast von 150 Pfunden wurde es schwer, seine Pflicht zu tun. Die guten Tage, die es in Hankau verlebt, die faule Zeit auf dem Yangtsedampfer mochten ihm wohl besser erscheinen, als die jetzige Reise. Trotzdem wagte es nicht, einen der von ihm beliebten Ausflüge zu unternehmen. Das Wetter war bisher herrlich gewesen, manchmal meinte es die Herbstsonne sogar zu gut, sodaß uns beim Bergsteigen recht warm wurde.

In der Nacht zum 26. Oktober änderte sich aber die Sache. Es fing an zu regnen und, als es Tag wurde und wir von Lang ping aufbrachen, regnete es noch immer und hörte auch am ganzen Tage nicht wieder auf. Unser steiniger Gebirgspfad litt darunter gewaltig. Der Marsch wurde schon auf dem nassen Steingerölle eines Gebirgsbaches, dessen Laufe wir folgen mußten, sehr erschwert, aber es sollte noch besser kommen, als wir eine Höhe von 1650 Fuß und nachher noch eine von sogar 2950 Fuß überklettern mußten. Hinauf auf die Berge ging es noch leidlich, wenn auch die nassen

Stufen steil waren. Sie führten uns sogar stellenweise in Serpentinen bergan, während zumeist die Wege in gerader Richtung bergauf und bergab gingen. Der Chinese scheint in dieser Beziehung gerade Wege zu lieben, während er sonst gewöhnlich viele Umschweife macht. Gefährlich war aber der Abstieg von den Bergen. Auf den vom



Auf den Sechuan-Ponies.

Regen glatt gewordenen Steinstufen rutschten die Tiere fortgesetzt aus, sodaß wir absteigen mußten, um nicht kopfüber in die Tiefe zu stürzen. Die Maultiere mußten wir führen, denn sie hatten sich schon wiederholt auf die Hinterhand gesetzt und eine Rutschpartie gemacht.

Sogar im Regen machte die Szenerie einen gewaltigen Eindruck, wenn auch ein Fernblick über die Berggipfel und Höhenzüge nicht möglich war. Es gab in der Nähe genug zu bewundern. Vor allem wird mir das zerklüftete Tal des Ce du choa unvergeßlich bleiben, in dessen tiefer Sohle dieses Flüßchen dahinrauschte. Schroffe

Felswände wechselten mit sanften Abhängen ab, die dicht bewaldet waren. Das Laubdach der Bäume hatte zuerst den Regen nicht merklich hindurchgelassen, als es aber stärker zu regnen anfing, schützte es uns nicht mehr, im Gegenteile, das Wasser, welches sich auf den Blättern gesammelt hatte, ergoß sich nun ebenfalls erbarmungslos auf uns hernieder und pudelnaß rückten wir in ein etwas größeres Dorf, Chuen lung ting, ein.

Dasselbe ist sonderbar angelegt. Wie die Straße sonst nur durch die Herbergen hindurchführte, so ging sie hier durch alle Gehöfte über die Höfe. Fällt es einem Besitzer ein, die Tore zu schließen, so ist der Verkehr einfach unterbrochen. Um das Dorf herum führt kein Weg. Man ist also der Großmut der Leute preisgegeben.

Hier in dieser Gegend werden die kleinen Ponies gezüchtet, wie wir sie jetzt auch als Reittiere benutzen. Ganze Herden werden von den Händlern aufgekauft und nach Itschang auf den Markt gebracht. Die gewandten Tiere sind also Kinder der Berge, kein Wunder, daß sie so brauchbar für unsere Reise sind.

Die Tafel mit unserer Proklamation tat in Chuen lung ting in ganz besonderer Weise ihre Schuldigkeit. Sie veranlaßte die Ortsbewohner, den heftigen Regen außer Acht zu lassen und sich an uns heranzudrängen, um alles Mögliche uns zum Kaufe anzubieten, Hühner, Früchte, Erdnüsse, Zuckerstangen und andere Leckerbissen Wir hatten unsere Pferde in Ermangelung eines Stalles im Tempel des Ortes untergebracht, wo sie und die dickbestaubten Götzen sich gegenseitig voll Verwunderung anglotzten. Einzelne der schmutzigen alten Herren waren wohl schon etwas gebrechlich geworden oder sie ärgerten sich über den Besuch, den sie erhielten, sie waren von ihren hohen Sitzen herabgefallen und lagen auf der Erde. Kein Mensch kümmerte sich um sie.

Wir selbst hatten natürlich auch, sobald es nur möglich war, in der Herberge ein schützendes Dach gesucht. Die guten Ortsinsassen waren sehr zutraulich und folgten uns in unser Zimmer nach, als ob dies so sein müßte. Dasselbe konnte die Leute kaum

fassen. Das war natürlich etwas unbequem für uns, wir mochten sie aber nicht vor den Kopf stoßen. Als sie aber trotz unserer wiederholten Belehrungen, daß es sich nicht schicke, ins Zimmer zu spucken, diesen Sport eifrig fortsetzten, komplimentierten wir sie schließlich denn doch hinaus. Ihre Neugierde aber war zu groß. Sie stießen mit den Fingern durch die papiernen Fensterscheiben Löcher und äugten hindurch. Auch unser Bombardement mit harten Gegenständen gegen die Fenstergitter hatte nur vorübergehenden Erfolg. Sie konnten freilich auch etwas erblicken, das ihnen wunderbar erscheinen mußte. Wir wechselten nämlich die Kleidung und zogen uns frische Wäsche an. Letztere war den guten Leutchen natürlich etwas ganz Unerhörtes. So etwas hatten sie in ihrem Leben noch nicht gesehen. Ein Mensch, der ein Hemd trägt! Welches Wundertier!



Chinesin.

Der 27. Oktober brach recht trostlos an. Es regnete noch immer, was nur vom Himmel herunter konnte, und unsere Kulis streikten infolgedessen einfach. Kein Zureden nützte, und so mußten wir bleiben.

Der Ruhetag war schließlich ganz vorteilhaft, denn alle unsere Sachen waren noch völlig durchnäßt. Es war auch kalt geworden. Unser Thermometer zeigte — $^1/_2$ ° C. Einige Schneeflocken wirbelten zwischen den Regentropfen umher.

Fritz benutzte die Zeit, um uns Brot zu backen, denn unser Vorrat aus Itschang war verzehrt. Er brachte ein Gebäck zu stande, welches den Verhältnissen entsprechend vorzüglich genannt werden konnte.

Da unsere Käschrollen auf die Neige gingen, war mir ein im Dorfe vorhandener Bankier recht willkommen. Da ich Muße genug hatte, war mir diesmal das übliche langwierige Feilschen und Mäkeln des Geldmannes ein Zeitvertreib. Das Geschäft wurde auch glücklich erledigt.

Am Nachmittage erschien eine Figur auf der Bildfläche, die uns in Erstaunen setzte. Ich glaubte zuerst an Hallucinationen zu leiden. Es besuchte uns ein Chinese, welcher über seiner Landestracht einen europäischen Wintermantel trug und mit einem modernen Hut sein Haupt geschmückt hatte. Hier in dieser Gegend war der Mensch in diesem Aufzuge ein seltsamer und unerwarteter Anblick. Die Sache klärte sich auf. Der junge Mann war der Sohn eines Mandarin. Gleich uns befand er sich hier auf der Durchreise und kam mit seiner besseren Hälfte aus Shanghai, wo er sich mehrere Jahre hindurch aufgehalten und während dieser Zeit die europäische Kleidung liebgewonnen hatte. Die Vereinigung dieser mit seiner Nationaltracht erschien nur, besonders in diesem Gebirgsdorfe, seltsam. Unsere Unterhaltung war nicht sehr rege, er konnte nur „yes" und „no" sagen und brachte, da er uns nicht verstand, auch diese Weisheit meist an der verkehrten Stelle an.

Wie mochten nur seine Landsleute hier über seine Modeliebhaberei urteilen? Die Chinesen hassen die europäische Kleidung, sie behaupten, wir wären zu arm, um mehr Stoff zu einem Anzuge kaufen zu können und müßten uns mit so knapp sitzenden Anzügen begnügen.

Die Kleidung der Chinesen ist ja bekannt. Der vornehme,

reiche Mann, der Beamte stolziert nur in Seide oder Atlas einher. Das Oberkleid ist weit, lang und unpraktisch, da es ein schnelles Fortkommen stört. Eine schnelle Gangart gilt aber für unschicklich, wer Eile hat, bedient sich einer Sänfte, eines Wagens, oder er reitet. Im Winter ist das Gewand mit Pelzfutter versehen. Das Volk trägt Baumwollenkleidung. Sie ist billig und wird im Hause selbst hergestellt. Bei der Arbeit auf dem Felde oder sonst wird nur Jacke und Hose getragen. Die Unterkleidung ist weiß, für die Oberkleider ist blau die bevorzugte Farbe.



Chinesin im Schmuck.

Die Frauenkleidung ist prachtvoll. Reiche Stickereien bedecken das seidene Gewand an der Brust, auf dem Rücken, an den weiten Aermeln. Das obere Kleid ist eigentlich dem des Mannes gleich, nur kürzer, es bedeckt gerade das Knie. Weite Hosen, ebenfalls reich gestickt, reichen bis zu den Fußknöcheln herab. Ein kurzer Unterrock wird über den Hosen getragen. Der mit bunten oder metallenen Zierraten überladene Schuh verbirgt fast den winzigen Fuß. Besonderes Gewicht legen die chinesischen Frauen auf den Haarschmuck. Blumen, Edelsteine, Gold, Silber, Perlen, Korallen, Nadeln aus Elfenbein, Schildpatt, Ebenholz mit fein gearbeiteten Knöpfen sehen überall aus dem zu einem Knoten hoch aufgesteckten Zopfe heraus. Tiermotive finden sich in jedem Schmuck. Ohrringe und Armbänder von Silber trägt die ärmste Kulifrau. Vornehme Damen schminken sich nicht nur die Lippen und das Gesicht, in welchem sie oft die Pockennarben dadurch fortzaubern, sondern auch die Handflächen und die Fingernägel. Diese recht lang und zur Schonung in einem silbernen Etui zu tragen, gilt bei Männern für besonders vornehm, sie wollen damit zeigen, daß sie keine grobe Arbeit zu verrichten brauchen.

Die Frauen gehen barhaupt einher. Der Fächer, welcher nie fehlen darf, schützt den Kopf. Selbst im Winter tragen sie selten eine Art Kapuze, gewöhnlich nur eine perlenverzierte Stirnbinde. Kahlköpfigkeit ist bei Frauen sehr verachtet. Wer von ihnen daran leidet, bemalt sich den Kopf mit schwarzer Tusche. Die Mädchen tragen das Haar glatt aus dem Gesichte nach hinten gestrichen. Nach der Hochzeit erst tragen sie die eigentliche Frauenfrisur, zu der die vorgeschriebene hohe Stirn durch fortgesetztes, natürlich sehr schmerzhaftes Ausreißen der Haare hergerichtet wird.

Es war noch dunkel, als wir am 28. Oktober früh aufbrachen. Welch' ein Bild aber präsentierte sich draußen unter freiem Himmel! Die Pfützen im Schlamme der Dorfstraße waren mit einer Eisschicht versehen. Wohin das Auge blickte, alles war bereift. Die Landschaft, besonders die Bäume sahen herrlich aus, nur war es verhältnismäßig kalt. Ein dünner unangenehmer Nebel drang uns bis auf die Haut. Eine Fernsicht gab es nicht, als es endlich Tag wurde, erst gegen Mittag lachte uns schöner, blauer Himmel an und die Sonne wärmte uns.

Wir hatten heute eine besondere Leistung vor uns, denn ein Gebirgspaß von 4125 Fuß Höhe mußte überschritten werden. Das war eine Kletterei! Die unvermeidlichen Steinstufen waren glatt wie eine Schlitterbahn. Infolgedessen ging es „nur immer langsam voran" mit allen Sicherheitsmaßregeln, die wir anwenden konnten.

Im Dorfe Sue go ba ruhten wir von den Strapazen des Tages aus. Die Herberge war nicht die schlechteste, doch fehlte der landesübliche Schmutz nicht. Ich zog es vor, den Kang, der nicht sehr vertrauenerweckend aussah, nicht als Lagerstätte zu benutzen und richtete mir eine solche in der Küche auf einigen zusammengestellten Bänken her. Kaum aber hatte ich mich, so behaglich es möglich war, ausgestreckt, als die Wirtsleute erschienen und anfingen, etwas zu kochen, das einen penetranten Oelgeruch verbreitete. Mein Boy setzte ihnen auseinander, daß ich schlafen wollte, sie sollten ihre Kocherei bis auf den folgenden Tag verschieben. Sie bejahten alles, ließen sich aber nicht stören. Plötzlich überreichten sie mir eine

Wärmflasche. Ich war erst erstaunt und wußte nicht, was dieses bedeuten sollte, bis es mir klar wurde, daß sie meinen Boy mißverstanden hatten.

Ich machte von der Wärmflasche keinen Gebrauch, stellte aber Betrachtungen darüber an, wie alles in China doch sonderbar ist. Unsere Diener konnten die Sprache der hiesigen Bevölkerung sehr gut verstehen, während dieser erst nach öfteren Wiederholungen ein Verständnis dafür aufging, was jene von ihnen wollten.


Teeträger.

Die folgenden Tage bis Wan chien brachten eine große Menge neuer Eindrücke. Kein Tag glich dem anderen. Ueberall gab es etwas zu sehen, zu lernen.

Am 29. Oktober morgens um 7 Uhr schwangen wir uns in den Sattel. Das Wetter war klar, aber kalt. Nur vier Grad Wärme (Celsius) zeigte das Thermometer. Die Gebirge wurden immer gewaltiger, die Aussichten geradezu bezaubernd. Die höchsten Bergkuppen waren in Wolken gehüllt, schroffe Felswände glitzerten in der Sonne wie Orgelpfeifen, ein Gebirgsstock schob sich kulissenartig hinter den anderen. Wohin das Auge reichte, sahen wir Ziegenherden auf den Felsen umherklettern, sich ihre Nahrung suchend.

Wo nur immer eine einigermaßen passende Stelle sich befand, wurde das Land zwischen den Steinwänden als Ackerland ausgenutzt, und der Wasserbüffel zog geduldig und gleichmäßigen Schrittes den Pflug. Der Hauptreichtum der ganzen Gegend schienen die schwarzen Schweine zu sein, welche in ungeheurer Menge herumliefen oder einzeln an einem Halsbande zu Markte geführt wurden. Ueberall fanden wir Oelbäume, die vorzüglich gediehen. Aus der birnenartigen Frucht gewinnen mit Hilfe von Mühlen die Einge-

borenen ein Oel, mit welchem Papier und Zeugstoffe getränkt werden, um sie gegen Wasser unempfindlich zu machen.

In einer tiefen Schlucht stürzte in wilden Sprüngen der Ye sanchoa über Felsentrümmer. Das Wasser brodelte und schäumte, sein Rauschen drang bis auf die Höhe herauf, auf der wir Halt machten, um den großartigen Anblick zu genießen. Auf steilem Pfade gelangten wir dann an eine Steinbrücke hinab, welche vor 66 Jahren der Chinese Kang in einer Anwandelung von einem bei seinen Landsleuten sehr selten zu findenden Gemeinsinn hatte erbauen lassen. Eine an der Brücke befestigte Tafel verkündete dieses und berichtete zugleich, daß früher eine Fähre den Verkehr vermittelt hätte. Der reißende Fluß hätte aber viele Unglücksfälle verursacht und häufige Opfer gefordert. Die Verdienste des Herrn Kang wären vom Kaiser durch seine Ernennung zum Mandarin anerkannt und belohnt worden. Nun wußten wir es. Unter der Brücke hing ein aus Eisen mit Gold- und Silberverzierungen geschmiedetes, etwa 2 m langes Schwert. Wahrscheinlich sollte der Brückengott, vielleicht der hochselige Herr Kang als solcher, seine Schöpfung verteidigen, wenn es einer unternehmen sollte, sie zu zerstören.

She ya tsze mit einer leidlichen Herberge war unser Nachtquartier.

Es gab in dieser Gegend eine Unmenge von wilden Tauben. Drei verschiedene Arten habe ich gefunden. Unsere tägliche Fleischkost bestand stets aus Geflügel. Meist kauften wir ein paar Hühner, die aber immer sehr zäh waren. Der Taubenreichtum war uns deshalb sehr willkommen. Wir schossen fast täglich solche Tiere und brauchten darum nicht immer an einem harten Gockel uns die Zähne auszubeißen. Hin und wieder kamen wir auch auf einen Fasan zu Schuß. Das war dann eine Delikatesse. Gern hätte ich ein wildes Schwein erlegt, deren sich viele dort umhertreiben sollten, aber ich habe niemals solch' wildes Borstenvieh zu Gesicht bekommen. Wir hörten nur von diesem Reichtum an Schwarzwild von chinesichen Waidmännern, welche wir einige Male unterwegs trafen.

Die Kerle sahen toll aus. Als ich zum ersten Male sie sah, da gewann ich den Eindruck, es müßten Räuber sein. Von diesem Gesindel hatte ich nun schon so vieles gehört, die ganze Bevölkerung zitterte vor ihnen, daß ich mich eigentlich freute, endlich einmal solche Schnapphähne zu erblicken. Aber fehlgeschossen! Keine Räuber waren es, sondern friedliche Jäger, die aber bis an die Zähne bewaffnet waren. Und wie waren sie bewaffnet! Sie schienen in eine Waffensammlung eingebrochen zu haben, um sich die ältesten Mordinstrumente herauszusuchen, die sie finden konnten. Diese abenteuerlichen Gesellen waren aber sehr freundliche Leute. Sie begrüßten uns und plauderten mit uns in ganz unbefangener Weise, als ob wir täglich mit ihnen zusammengetroffen wären. Vor wenigen Tagen erst hätten sie zwei Schweine erlegt, seitdem hätten sie aber kein Jagdglück gehabt. Nachdem wir uns gegenseitig unsere Waffen gezeigt und sie gebührend bewundert hatten, zogen die Leutchen dann mit frohem Waidmannsheil weiter.



Bemaltes Haus.

Der erste Teil unseres Marsches am 30. Oktober war recht beschwerlich. Immerfort ging es auf schroffen Gebirgspfaden bergauf und bergab. Nebel umhüllte die Landschaft und gestattete keinen Fernblick. Erst gegen Mittag siegte das Tagesgestirn und beleuchtete die Häuser am Wege mit seinen goldenen Strahlen. Die Gegend erschien etwas weniger ärmlich. An den Wänden der Häuser prangten auf weißem, leuchtendem Kalkanstrich Fresko-

gemälde. Dieselben stellten Landschaften und Tiere in wunderlichen Gestalten dar und gaben dem Anwesen immer einen freundlichen Anstrich. Aus Ton gefertigte, bunt glasierte Fisch- und Ungeheuerköpfe zierten außerdem die Häuser. Wo die Plastik aufhörte, fing die Malerei an, und sie war so geschickt ausgeführt, daß man kaum bemerkte, wo die Grenze zwischen beiden Künsten war. Das ganze Tier schien aus Ton hergestellt zu sein.

Wir waren begierig, diese Wohnstätten auch von innen zu sehen und hielten in einer solchen Rast. Aber diese Enttäuschung! Der Schmutz in den Zimmern war ärger, als ich ihn bisher gefunden hatte. Alles Hausgerät lag dabei in buntem Wirrwarr durcheinander, es herrschte eine Unordnung, die sich ein Maler zum Vorbilde für sein Atelier hätte nehmen können. Inmitten dieses Durcheinanders stand eine vierbeinige Pritsche, welche mit einer Strohmatte bedeckt war. Einladend sah aber diese absolut nicht aus, ich hätte mich um keinen Preis der Welt auf sie niedergelegt. Schmutz und der Zahn der Zeit hatten ihr jeglichen Glanz geraubt, mit Schaudern dachte ich an dieses Asyl für kleine Lebewesen, welches sie vorstellte. Diese Matte scheint erst erneuert zu werden, wenn wirklich kein Halm mehr am anderen haftet. Auf diesem einladenden Sofa hockte mit übergeschlagenen Beinen die Dame des Hauses. Sie hatte gerade emsig zu tun und brachte ein Kunststück fertig, welches wohl nur in China möglich ist. Sie flickte nämlich alte Kleider, die tatsächlich nur aus kleinen zusammengenähten Lappen bestanden und erzählte uns treuherzig, sie hätte diese Kleidungsstücke, die Wintergarderobe der Familie, soeben aus dem Pfandhause geholt, wo sie stets auf Sommerurlaub wären. Jetzt müßte die Sommergarderobe an derselben Stelle ihren Winterschlaf halten. Der Pfandhausbesitzer möchte ich nicht sein!

In einer Ecke des Kangs hatte es sich die Hauskatze auf einer Schlafdecke bequem gemacht. Man hätte das Tier kaum bemerkt, wenn es nicht sein Dasein durch häufiges, recht energisches Kratzen mit der Hinterpfote am Halse und am Kopfe verraten hätte. Auf diesem Lager ruhte die Familie dicht zusammengepfercht des Nachts

und fror dabei nicht. Einer wärmte ja den anderen und die dick wattierte Kleidung tat das übrige.

Es war ein Glück, daß die Fenster recht zerrissene Papierscheiben aufwiesen. So war doch für Ventilation gesorgt und diese war ach! so nötig.

Wir kochten uns in dieser anheimelnden Niederlassung natürlich selbst unseren Tee und hatten dann auch unseren Wissensdurst zu sehr gestillt, um noch länger zu verweilen.



Strassenbild.

Große Bambuswälder begrenzten auf beiden Seiten unseren Weg. Schwärme wilder Tauben belebten das Bild, das sich uns bot.

Auf hohen Bäumen bemerkten wir eigenartige Klumpen. Es waren Bienenkörbe, welche dort in den äußersten Spitzen angebracht und mit einer Lehmschicht umhüllt waren. Ueberhaupt wurde dort ausgedehnte Bienenzucht getrieben. Ueberall über den Haustüren oder den Fenstern befanden sich längliche Kästen, welche vorn ein kleines Flugloch hatten und den Bienenvölkern als Wohnsitz dienten. Am Abend quartierten wir uns in einem etwas größeren Dorfe ein. Es war Lohntag für unsere Kulis. Sonst hatten wir ihnen das Geld schon des Morgens gegeben, aber damit böse Erfahrungen gemacht. Sie hatten nichts Eiligeres zu tun gehabt, als einen Teil ihres Verdienstes sofort wieder an den Mann zu bringen und sich dafür in einen Zustand zu versetzen, der uns zu einem unfreiwilligen Auf-

enthalt von einigen Stunden zwang. Das hatten wir uns gemerkt und, um nicht öfter durch die Laster dieser Leute aufgehalten zu werden, lohnten wir sie jetzt immer des Abends nach vollbrachtem Tagewerke. Nun mochten sie die Nacht dazu verwenden, ihr Opium zu rauchen und ihren Rausch auszuschlafen.

Die Käsch, die sie sich sparten, zogen sie auf eine Leine und banden sich diese wie einen Turnergürtel um den Leib.

Die Kulis mußten den Geldabend gut gefeiert haben, denn als wir am Morgen des 31. Oktober erst spät ungeweckt munter wurden, herrschte im Lager noch tiefe Ruhe. Die Kerle schlummerten noch sanft. Sie hatten dieses Mal besonderes Glück gehabt. Unser Herbergswirt verstand es, ein eigenartiges, stark berauschendes Getränk aus Mais herzustellen. Diesem hatten sie gehörig zugesprochen.

Nachdem wir dann mit der Vollkraft unserer Lungen Leben in die Bude gebracht hatten, brachen wir nach unserem üblichen Morgenimbiß auf. Unser Weg führte uns heut auf einem dicht bewaldeten Gebirgskamme entlang. Nur hin und wieder öffnete sich rechts oder links ein Fernblick auf eine ganze Reihe parallel laufender Gebirgszüge, aus denen einzelne Bergspitzen hoch emporragten

In einem kleinen Dörfchen fiel uns ein freundliches Kirchlein auf, dessen Kreuz in der Sonne, die uns auf unserem Marsche nur wenig erfreut hatte, leuchtete. Seit einem Jahre wurde hier für etwa 300—400 chinsische Christen von einem Missionar, der jeden dritten Sonntag von Wan hsien herüberkam, Gottesdienst gehalten.

Vollends ins Tal hinabgestiegen, sperrte der etwa 50 m breite Nan li du choa unseren Weg. Eine Frau stellte sich mit einer Dschunke uns zur Verfügung und treidelte uns auf das andere Ufer des sehr seichten Flusses. Da die Dschunke nur klein war, mußte die Fahrt öfter vorgenommen werden und es verging eine Stunde, bis wir alle glücklich wieder beisammen waren. Der dickköpfige Geldmulus wollte wieder einmal etwas Besonderes haben. Keine Macht konnte ihn dazu bringen, das Fahrzeug zu besteigen. So mußte er denn durch das Wasser waten und ein Stück schwimmen, und dies schien ihm außerordentlich zu behagen.

Der Telegraphendraht wies uns weiter den Weg, wie er es schon von Itschang aus getan hatte. Der Draht war hier aber nirgends wie bei uns an eigens dazu aufgestellten Stangen befestigt, sondern an den Bäumen des Weges. Die Chinesen mochten wohl befürchten, die Geister in der Luft könnten sich an den spitzigen Pfählen verletzen und grausame Rache an denen nehmen, welche solche Marterpfähle errichtet hatten.

Der Aufstieg von dem Nan li du choa auf die Berge war so steil, daß wir absitzen und im Gänsemarsche die Höhen ersteigen mußten.

Es hatte sich stark bewölkt und ein kräftiger Regen ließ auch nicht lange auf sich warten. So ging der Oktober mit einer großen Himmelsflut zur Neige.

Auch am 1. November hatten wir noch mit dieser Abschiedstücke sehr zu kämpfen. Wir mußten wieder lange Wege, welche nur aus Steinstufen bestanden, auf- und abklettern und sehr vorsichtig sein, daß keiner abrutschte. Die Tiere setzten sich geschickt sofort auf die Hinterhand und wahrten sich auf diese Weise selbst vor Unfällen.

Unterwegs begegnete uns ein Pferdehändler, der seine lebendige Ware nach Itschang bringen wollte. Da der Weg nur schmal und der Pferde viele waren, dauerte es recht lange, bis wir aneinander vorbeigekommen waren. Die Pferde waren außerordentlich billig. Der Pony, den Fritz ritt, war sehr schwach und hinfällig; wir hatten ihn in Itschang nur gekauft, weil wir kein kräftigeres Tier auftreiben konnten. Jetzt war hier die Gelegenheit günstig, und bald war ein Tausch zustande gekommen. Ich zahlte noch 1000 Käsch zu und hatte nun einen ganz munteren Pony erhalten, der genau so groß war wie sein Vorgänger und dessen Sattel er ohne Abänderung tragen konnte.

In den Dörfern, welche wir darauf berührten, schien es heut hoch herzugehen. Ueberall ertönte die laute, schrille Spektakelmusik, welche die Chinesen ebenso erfreut, wie sie unsere Ohren verletzt. Wir forschten dieser freudigen Erscheinung nach und erfuhren, daß heut eine Hochzeit gefeiert würde. Eine Hochzeit!

An diesem feierlichen Tage pflegt bei uns der Braut von allen Seiten besondere Ehre erwiesen zu werden. Aber wie anders ist dies in China! Die arme Braut ist das bejammernswerteste Geschöpf, welches es nur geben kann.

Nicht Herzensneigung und Seelenharmonie, nicht die freie Wahl des Bräutigams stiftet hier die Ehe, sondern der Wille der Eltern des Bräutigams allein. Schon zuvor sind ja die Verhältnisse, unter denen die chinesische Frau ihr Leben zubringen muß, geschildert worden. Ein Vermittler, in China eine gewichtige Persönlichkeit, der aber nach unseren Begriffen meist in die Kategorie der Gauner gehört, stiftet im Auftrage der Eltern des Bräutigams ein Verlöbnis, eine Ehe. Diese Präliminarien dauern oft Monate lang, weil der Vater des Bräutigams, wie auch der der Braut sich den Anschein geben, als ob ihnen garnichts an der Ehe ihrer Kinder gelegen wäre. Weder Blutsverwandte noch Leute, die denselben Namen führen, dürfen einander heiraten, auch sind bestimmte Stände nur an eine Ehe untereinander gebunden. Die Hauptvorzüge einer Braut sind ein kräftiger, arbeitsfähiger Körper, angesehene Familie, manchmal Reichtum und Schönheit. Eine Mitgift an barem Gelde gibt der Vater seiner Tochter fast niemals mit. Die Verlöbnisverträge werden auf rotem Papiere niedergeschrieben, diese Dokumente sind oft so groß wie ein Tischtuch. Beim Austausch derselben werden Geschenke gewechselt, meist ein Ferkel und eine Gans. Ich glaubte erst, diese Tiere sollten die jungen Verlobten selbst versinnbildlichen, wurde aber eines anderen belehrt. Die Gans ist das Symbol der ehelichen Treue, das Ferkel mag vielleicht das der Reinheit sein; ich weiß es nicht, es konnte mir keiner sagen. Der Vater des Bräutigams schenkt auch dem der Braut zuweilen eine Geldsumme; es ist der Kaufpreis für das Mädchen.

Die Hochzeit findet erst statt, wenn der Wahrsager einen Tag als einen glückbringenden voraussagt. Das dauert oft recht lange, weil der Gaukler möglichst viel verdienen will. Ist dann endlich der glückliche Tag erschienen, so finden am Vorabende sowohl im Hause des Bräutigams als auch in dem der Braut Gast-

mähler statt. Das Haus des Bräutigams wird festlich geschmückt, Musik erschallt, der Wein fließt in Strömen. Sonderbar wie alles ist da die Kalkulation des glücklichen Bräutigams bezw. seines Vaters. Er rechnet darauf, daß die Gäste in der üblichen Weise Geschenke bringen, und berechnet den Wert derselben. Nun legt er aus eigenen Mitteln eine Summe dazu und richtet das Mahl dementsprechend her. Wenn er z. B. einen Gewinn von 100 Dollars vor-



Eine Brautsänfte.

aussieht, so legt er selbst wirklich nur 50 Dollars an. Es wird dann über die Geschenke genau Buch geführt, damit man bei Gelegenheit sich genau so revanchieren kann.

Zu gleicher Zeit feiert die Braut im Hause ihrer Eltern ein Festmahl, zu welchem nur ihre Freundinnen geladen sind. Männer außer dem Vater der Braut dürfen nicht an diesem Feste teilnehmen. Die Braut klagt und jammert, daß sie ihr Elternhaus verlassen muß, und diese Zeremonie ist die einzige bei der ganzen Geschichte, die vielleicht den wahren Gefühlen entspricht, denn das arme Mädchen weiß, daß es nur eine sehr untergeordnete Rolle spielen wird. Ihr Ansehen steigt erst mit dem Alter. Ist sie die älteste Frau im Hause geworden, dann erst ist sie die Herrin und Gebieterin.

Am eigentlichen Hochzeitstage wird die Mitgift der Braut mit vielem Pompe nach dem Hause der Schwiegereltern gebracht. Es

ist ein feierlicher Zug, der sich durch alle Hauptstraßen bewegt, damit jeder sehen kann, welche Kostbarkeiten die Ausstattung enthält.

Dann folgt der Hochzeitszug. Eine kunstvoll gearbeitete, reich mit Schnitzereien und Gold verzierte Sänfte, welche völlig mit rotem Tuche ausgeschlagen ist, holt die Braut ab. Sie ist in der Sänfte fest eingeschlossen und völlig unsichtbar. Rotgekleidete Männer gehen vorauf, sie tragen rotlackierte Tafeln, auf denen in Goldschrift die Namen der Ahnen des jungen Paares zu lesen sind. Laternen und Baldachine, unter denen Zuckerwerk und Gebackenes einhergetragen wird, vergrößern die Prozession, welche von einer Musikbande geleitet wird. Diesen Zug führt ein Zeremonienmeister ebenfalls erst in dem ganzen Orte umher. Nähert man sich dem Hause der Schwiegereltern, so rufen Gongschläge den Bräutigam heraus. Die Sänfte hält dicht vor der Tür, denn es würde Unglück bringen, wenn die Braut beim Eintreten in das Haus die Schwelle berührt. Der Bräutigam klopft mit einem Fächer an die Sänfte. Das ist das Zeichen zum Oeffnen derselben. Brautjungfern eilen herbei und bewerkstelligen dies. Die Braut in ihren Prachtgewändern verläßt ihr ambulantes Gefängnis und fällt vor ihrem Bräutigam nieder, um ihn so als ihren Herrn anzuerkennen. Erst jetzt schlägt sie den rotseidenen, langen Schleier zurück, und dies ist das erste Mal, wo sich die Brautleute von Angesicht zu Angesicht sehen. Die Braut trägt ein grünseidenes Gewand, auf welches vorn und hinten je ein Drachen in Gold gestickt ist, ein Drachen, der sich aus Wellen erhebt und von Fledermäusen, einem Hirsch, einem Kranich und einer Schildkröte umgeben ist. Jedes Tier ist ein Symbol für eine Tugend. Ein hellroter Seidenmantel, ebenfalls mit Drachenstickereien versehen, umhüllt die Gestalt, ein kleines schwarzes Mäntelchen ohne Aermel liegt lose darüber. Den Kopf schmückt die Phönixhaube aus dünnem Draht, mit Blättern aus vergoldetem Blech, Blumen und Schmetterlingen drapiert.

Wer solchen Brautschmuck nicht zu kaufen in der Lage ist, kann ihn aus einem Geschäfte entleihen.

Der Empfang der Braut ist die eigentliche Hochzeitsfeier. Das junge Paar opfert nun am Hausaltar den Ahnen. Jetzt beginnt für die Braut eine dreitägige Leidenszeit. Sie nimmt im Empfangszimmer Platz, und es eilt die ganze Sippschaft des Bräutigams herbei, um den neuen Familienzuwachs kennen zu lernen. Die lieben Basen und Muhmen kritisieren sie nun und befassen sie, als wenn sie ein Pferd kaufen wollten. Zartgefühl kennt das chinesische Volk nicht, jeder äußert ohne Rücksicht seine Meinung. Da ist nun einer Tante das Haar zu dunkel, der anderen zu hell, eine Base findet die Füße der Braut entsetzlich groß, einige andere pflichten ihr bei, von den goldenen Lilien sei gar keine Rede, jeder hat etwas auszusetzen, und alles muß das arme Mädchen geduldig über sich ergehen lassen. Auch die männliche Verwandtschaft darf sie besehen und benutzt diese Gelegenheit umsomehr, als es ihr später untersagt ist, die Frauengemächer zu betreten.

Die Hochzeitsgratulanten wünschen reichen Kindersegen, das ist die Hauptsache, dann ist auch das Glück von selbst vorhanden.

Nach drei Tagen dieser Ausstellung der Braut wird sie in die Brautkammer geführt und gilt nun als rechtmäßige Gattin. Nach dem Glauben der Chinesen können auch im Jenseits noch Ehen gestiftet werden. Früh verstorbene Kinder werden durch die Eltern in aller Form verheiratet. Papierbilder vertreten die Toten; diese Bilder werden nach beendigten Zeremonien verbrannt.

Mag nun der 1. November 1903 für das chinesische Brautpaar auch ein glückbringender Tag gewesen sein, und ich wünsche diesem noch jetzt eine zahlreiche Nachkommenschaft, so war er für uns nichts weniger als glücklich. Wir gerieten nämlich in eine Herberge, in der man buchstäblich nicht wußte, wo man sich hinsetzen konnte, ohne im Schmutze kleben zu bleiben. Ein Raum übertraf den anderen in dieser Hinsicht, und jeder grenzte unmittelbar Wand an Wand mit dem Schweinestall, in welchem sich das liebe Borstenvieh biß und jedes einzelne melodische Töne von sich gab. Das Parfum gab es gratis.

Mißmutig verzehrten wir den üblichen und unvermeidlichen, zähen Gockel und suchten uns dann eine Stelle aus, wo wir schlafen

konnten. Ich hatte mir in den Herbergen zuvor mein Nachtlager öfter im Freien aufgeschlagen, doch hier war auch dazu kein geeigneter Platz zu finden, oder ich hätte vor der Tür schlafen müssen, wo wir unsere Pferde angebunden hatten. So legten wir uns denn zur Ruhe, aber „es kann der Beste nicht im Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt". Die Schweine hatten sich gerade die Bretterwand, welche unser Palais von dem ihrigen trennte, dazu ausersehen, unter wohlgefälligem Gegrunze sich an ihr zu scheuern. Sie taten dies so emsig und anhaltend, daß zu befürchten war, das wackelige Ding würde nachgeben und einstürzen. Ich war darauf gefaßt, jeden Augenblick von einem Nachbar mit freundlichem Gegrunze persönlich begrüßt zu werden.

Doch auch diese Nacht ging vorüber, und beim Tagesgrauen verließen wir das gastliche Haus.

Im Tale des Chiau lung tang choa ritten wir zwischen bewaldeten Bergen westwärts. Kiefern, Birnbäume, Pommulos und üppig wuchernder Bambus schlossen den Weg und den ziemlich wasserarmen Fluß ein. Der Himmel war bewölkt und nur 8° C. machten den Marsch recht angenehm. Bald war der Ta lung tang choa, in welchem sich der Fluß, an dem wir entlang geritten waren, ergoß, glücklich erreicht und es erfolgte das Uebersetzen mittels einer Dschunke in der gewöhnlichen, zeitraubenden Weise. Zwei Maultiere waren es dieses Mal, welche beim Anblick des Schiffes rein wild wurden und schwimmen mußten. Ein Tier wollte auch nicht ins Wasser hinein. Da wir es aber nicht gut dort stehen lassen konnten, mußten wir Gewalt anwenden. Vom Boote aus wurde es mit einer Leine gezogen und von hinten her erhielt es anderweitige Aufmunterungen. So ging die Sache. Das Tier schnaufte mit hocherhobener Nase wie ein Meerungetüm. Da die Strömung sehr stark war, mussten wir die Leine festhalten, sonst wäre das Maultier uns noch im Wasser abhanden gekommen.

Endlich waren wir glücklich drüben. Die Schwimmtiere wurden mit Stroh trocken gerieben und neu beladen. Nun konnte es weiter gehen. Das waren so Freuden und Ueberraschungen, die bei jedem

Flußübergang sich in dieser oder anderer Form wiederholten und uns Geduld lehrten.

Wir zogen auf einer Berghöhe dicht an dem Flusse, den wir soeben überschritten hatten, weiter und bedauerten die Bootsleute, welche alle ihre Kräfte anspannen mußten, um ihre Dschunken stromaufwärts zu bringen. Bald verschwand der Fluß und wir waren vom Walde auf beiden Seiten eingeschlossen.

Plötzlich stockte die Karawane. Der Weg hatte aufgehört und die Welt war, wenn auch nicht mit Brettern, so doch für uns mit Bäumen verrammelt. Unser Mafu, der die Tete hatte, war verschwunden. Während die Tiere das duftige Gras sich schmecken ließen, ritten der Doktor und ich zurück. Wir sahen bald, daß wir vom richtigen Weg abgekommen waren und fanden auf dem Pfade, in den wir hätten einlenken müssen, auch wohlbehalten den braven Li fu zei. Der Mensch war, es schien unglaublich, auf seinem Pferde eingeschlafen und hatte auf diese Weise nicht wahrgenommen, dass er einsam seine Straße zog.

Wir formierten den Zug von neuem und weiter gings. Da erst bemerkten wir, daß uns ein Tier fehlte. Alles Suchen war vergeblich, wir gaben es schon auf und waren zufrieden, daß es nicht unser Tresortier war. Da meldete es sich von selbst und machte uns durch ein hohnvolles Wiehern auf seine Existenz aufmerksam. Hoch oben auf dem Berge zu unseren Häupten graste es ganz gemütlich, nachdem es unbemerkt seine eigenen Wege gegangen war. Es kostete Mühe, des Bummlers wieder habhaft zu werden und raubte uns viele kostbare Zeit. Doch der Aerger mit dem lieben Vieh sollte heute kein Ende nehmen. Ein anderes Maultier hatte Druckstellen bekommen und ging ohne Gepäck mit uns. Diese Freiheit benutzte es, fortgesetzt den Weg entlang zu frühstücken. Sobald es zurückbleiben wollte, trieben wir es durch einen Peitschenhieb weiter, denn wir konnten auf die Liebhaberei desselben nicht gut Rücksicht nehmen. Um den Peitschenhieben zu entgehen, änderte es seine Taktik, es wollte nicht mehr zurückbleiben, sondern ein Stück vorauseilen, um dann in Ruhe an dem frischen Grase sich zu delektieren. Nun war

der Pfad aber sehr schmal und, als das Tier sich bei dem Mafu vorbeidrängen wollte, kam es ins Rutschen und ward plötzlich nicht mehr gesehen. Wir erwarteten nichts anderes, als das arme Tier mit zerschmetterten Knochen unten wiederzufinden. Aber es war erstaunlich, die Rutschpartie hatte ihm nichts geschadet, obgleich der Abhang 20 m betrug. Unten stand der Nimmersatt und natürlich — er fraß Gras.

Wir überschritten auf einer steinernen Bogenbrücke einen munteren Gebirgsfluß und nun ging's bergan und immer bergan. Ach und was war das für ein Weg. Steinstufe folgte auf Steinstufe, schmal, eng, holprig. Die Maultiere dauerten uns sehr. Die Beine waren ihnen von dem fortwährenden Erklettern der Steinstufen angeschwollen, und vornehmlich dem Geldmulus tropfte das Blut unaufhörlich von den wundgetretenen Fesselgelenken ab. So machten wir deshalb auf halber Höhe, wo sich eine passende Stelle fand, eine einstündige Rast. Nach weiteren 3 km waren wir wieder 2000 Fuß *) höher, und es mußte wieder geruht werden, denn der Aufstieg war zu beschwerlich und anstrengend. In der Herberge winkte uns wenigstens eine Freude an diesem Tage. Hier oben gab es frische europäische Kartoffeln. Das war eine Ueberraschung. Da in der Geldkiste viel Platz war, wurde die Gelegenheit benutzt und ein ordentlicher Kartoffelvorrat eingeheimst.

Der Abstieg, welcher nun erfolgte, war weniger unbequem, als man Vorsicht walten lassen mußte. Ein enges Quertal begünstigte ihn und wohlbehalten ohne weitere Hindernisse erreichten wir das Dorf Loa jen tien, wo wir eine vortreffliche Herberge fanden. Das Haus hatte sogar einen Balkon an der hinteren Front, von welchem aus wir einen entzückenden Blick geniessen sollten. Der Himmel war klar geworden und die Abendsonne vergoldete die Gebirge rings umher oder färbte sie mit glühendem Rot, bis alles in bläulichen Nebel versank. Unter uns rauschte der Gang ping tchi choa dahin. Terrassenförmig fielen die Reisfelder in dem schmalen Tale zu ihm ab. Unsere Tiere grasten an den Abhängen und erhielten dann in

*) Es sind stets englische Fuß gemeint. 1 Fuß engl. = 0,305 m

Anerkennung ihrer heutigen mühevollen Leistungen eine besonders grosse Ration Kraftfutter. Ich selbst überwachte ihre Abendmahlzeit, denn wir hatten sie auf einem Nachbarhofe unterbringen müssen, und ich fürchtete, daß ihnen ihr Mahl geschmälert werden könnte.

Der Doktor und ich nahmen dann die Gewehre und begaben wir uns noch gerade vor Sonnenuntergang auf die Taubenjagd. Zu den drei unterwegs erlegten wanderten noch fünf Tauben in den Topf. Dazu



Loa jen tien.

gab es dann Bratkartoffeln, mit Oel zubereitet und hinterher eine herrliche Tasse Mokka. Welch' ein Hochgenuß!

Nur eins gab es an unserer sonst vorzüglichen Herberge auszusetzen. Der für menschliche Bedürfnisse hochnotwendige Ort hätte besser etwas abseits liegen müssen. Da jede Desinfektion in China fremd ist, wirkte die Nähe dieses Gemachs etwas störend. Aber der Chinese hat dafür keinen Sinn, es ist überhaupt eine hervorragende Seltenheit im Innern des Landes, wenn zu dem gedachten Zwecke ein besonderer Ort vorhanden ist. Hatte doch ein Chinese, der in Tientsin die europäischen Einrichtungen kennen gelernt hatte, alles recht hübsch und gut befunden, nur bedauerte er auf weiteres Befragen, dass er nicht hätte irgendwo auf die Seite gehen können, wenn er dazu die Notwendigkeit empfand, sondern daß er oft erst

weit hätte laufen müssen, um einen eigens dazu bestimmten Platz zu finden. Das wäre nicht in der Ordnung, man dürfte der Natur keinen Zwang antun.

Nun, hier in unserer Herberge war dieses auch wirklich nicht nötig, es war äußerst bequem eingerichtet.

Gegenüber unserm Quartier tobte eine Theaterbande und lud das Publikum durch ohrenzerreißende Musik zum Besuche der Vorstellung ein. Man erzählte uns, daß die Bevölkerung dieser Gegend die Truppe herbeigerufen hätte, um einem reichen Nachbarn, der eine Brücke in der Nähe hatte bauen lassen, damit eine Gegenleistung zu gewähren. Das war eine eigenartige Dankesbezeugung. Von weit und breit sah man die Leute herbeieilen, um sich den Kunstgenuß nicht entgehen zu lassen. Wir verzichteten auf denselben.

Bei prächtigem, kühlen und klaren Herbstwetter erreichten wir am Vormittage des 3. November, nachdem wir auf einer sehr defekten Holzbrücke den Gang ping tchi choa überschritten und eine sehr anstrengende Kletterpartie gemacht hatten, den höchsten Punkt im Gebirge, den wir auf unserem Ritte nach Wan hsien berühren mußten, einen Bergkegel von 5290 Fuß Höhe. Ein sehr baufälliger Torbogen zeigte uns, daß wir oben angelangt waren. Obwohl es sehr kalt war, und der Wind uns tüchtig zauste, konnten wir uns eine Rast auf diesem höchsten bisher erreichten Punkte nicht versagen, der Blick ringsumher wirkte zu gewaltig und fesselnd. Ueberall Berge und ein Wirrsal von neben- und ineinander laufenden Gebirgszügen, kahle, schroffe Felsen, bewaldete Kämme, tiefe Schluchten. Alles dies ließ sich überblicken und die Luft war so klar, die Sonne so hell, daß man jede Einzelheit dieser großartigen Natur erkennen konnte.

Auf vielen Bergesspitzen ragten Pagoden und Tempel empor, so kühn erbaut, daß man sich oft fragen mußte, wie es möglich wäre, dorthin zu gelangen. Das beschwerliche Bergsteigen war wirklich belohnt worden.

Der Abstieg war nicht so steil wie der Aufstieg und ging glatt von statten. Nur eines unserer Maultiere stürzte einmal ab, überschlug sich dabei, erlitt aber wunderbarerweise keinen Schaden, nach-

her aber erlebte dasselbe Tier noch ein anderes Abenteuer, das gefährlicher war. Um zu saufen, ging es an ein unter Wasser gesetztes Reisfeld und fiel in den Schlamm hinein. Dieser war so zähe, daß er das arme Tier trotz aller seiner Anstrengungen, sich herauszuarbeiten, nur noch fester hielt. Schließlich fiel es auf die Seite und wäre beinahe erstickt, wenn es unseren vereinten Kräften nicht noch gelungen wäre, es unter großen Schwierigkeiten herauszuziehen.



Hauptmann Dietz.

Natürlich hatte das Gepäck, welches dieses Tier trug, das Moorbad mitgemacht. Im nächsten Quartier mußte eine große Reinigung erfolgen. Das Gepäck bestand aus unserem eisernen Bestande. Die Konserven waren in den wasserdichten Säcken glücklicherweise trocken geblieben.

Während wir gerade in der Herberge unser Abendbrot verzehrten, erschien der freundliche Herr des Hauses und verrichtete seine Andacht. Er schlug an eine Glocke, welche sich neben den Ahnentafeln und dem Hausgotte befand, warf sich zur Erde und machte sechsmal Kotau, indem er mit der Stirn den Erdboden berührte. Dann erhob er sich und kehrte dem Hausgötzen, der unter einem roten Lappen teilnahmslos der Zeremonie zugesehen hatte, den Rücken.

Die Herberge war sehr besucht, und ich konnte erst gegen Mitternacht Schlaf finden. Das Volk plapperte unaufhörlich, lief hin und her, von einem Zimmer ins andere, durch das unsrige hindurch, lachte, rauchte, kochte und tobte dabei. Sobald ein Händler mit Backware oder anderen Lebensmitteln des Nachts vorüberkam und seine Ware ausrief, war das Volk wieder auf den Beinen, kaufte

und verzehrte das Erstandene unter erneutem Schwatzen und Toben. Die Leute haben offenbar nur eine Art Halbschlaf. Wenn sie Zeit haben, und nicht ein dringendes Geschäft zu erledigen ist, schlafen sie aber weit in den Tag hinein.

Endlich hatte ich Schlaf gefunden. Derselbe war mir aber nicht lange vergönnt. Unsere Diener hatten uns am Morgen zuvor zu spät geweckt, und dafür einen tüchtigen Anpfiff bekommen. Dieser hatte so intensiv gewirkt, daß sie uns jetzt am 4. November schon um 3 Uhr in der Nacht weckten.

Das war nun ein bischen zu zeitig, und um 5 Uhr erst erhoben wir uns von unserem Lager, um mit Ach und Krach den Herbergswirt dazu zu bewegen, ebenfalls aufzustehen und uns Teewasser zu bereiten. Jeden Morgen ist das dieselbe Geschichte, ob wir um 5 oder 7 oder 9 Uhr aufbrechen wollen.

Unser Weg führte immer noch bergab, nur hin und wieder war eine geringe Steigung zu passieren. In dem engen Tale war der Marsch nur insofern sehr ermüdend, als wir fortgesetzt Steinboden unter den Füssen hatten.

Auffallend viele Träger, mit Rinde von einer Art Zimtbaum belastet, überholten wir. Diese Rinde wird in der Gegend von Chinan gewonnen und nach der Provinz Szechuan gebracht, wo sie als Heilmittel Verwendung finden soll.

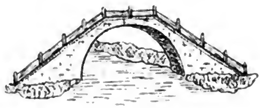
Kurz nach der Mittagszeit überschritten wir auf einer massigen Steinbrücke den Chiao dang choa und ritten in Li tschwang hsien ein, wo wir Halt machten, weil notwendige Arbeiten vorgenommen werden mußten.

Der Ortsmandarin hatte schon von unserem Herannahen Kunde erhalten und ließ uns durch zwei Soldaten am Eingange des Ortes empfangen und in eine Herberge geleiten.

Dort entwickelte sich bald ein buntes Bild. Schneider, Schuster und Sattler saßen auf dem Hofe umher und besserten unsere Sachen aus, die Pferde wurden neu beschlagen, weil fast sämtliche Eisen durch die steinigen Wege verbraucht oder ganz verloren gegangen

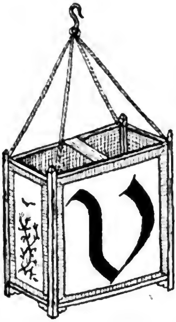
waren; Händler erschienen und boten ihre Ware an. Es gab hier einmal frisches Fleisch.

Wir hielten ein üppiges Mahl. Hühnersuppe, Rouladen mit Kohl, gebratene Hühnchen, Tauben und Staare und eine Eierspeise bildeten unser Menu. Tee und eine Art Eierkuchen, Dji dan gao, beschlossen dasselbe. Dji dan gao mußte uns das fehlende Brot ersetzen und mundete uns besser als in Nordchina, wo wir sehr verwöhnt waren und dieses chinesische Gebäck verachteten.



VII.

Wieder nach dem Yangtse bis Wan-hsien.



Von Li tschwang aus nahmen wir eine nordwestliche Richtung, um wieder zum Yangtse, unserem alten Freunde, zu gelangen.

Am frühen Morgen des 5. November wurden wir von meinem Fritz geweckt. Es war der Geburtstag des Dr. Assmy. Mein Boy überraschte ihn zur Feier des Tages mit einer von ihm frisch verfertigten Schokoladentorte. Mit den ihm zu Gebote stehenden äußerst primitiven Hülfsmitteln war die Herstellung der Torte sicherlich ein mühevolles Stück Arbeit gewesen. Desto größer war die Freude.

Ein tüchtiger Regen und undurchdringlicher Nebel erschwerte unseren Weitermarsch, der sogleich gut anfing. Das Maultier mit den Geldkisten purzelte wieder einmal in einen Graben und lag von seiner Last fast erdrückt wie angenagelt da, sodaß wir ihm dieselbe erst abnehmen mußten, um es wieder auf die Beine zu bringen.

Als wir in einer kleinen Herberge kurze Rast hielten, wurden wir durch schallende Posaunentöne auf die Straße gelockt. Ein imposanter Zug defilierte an uns vorüber. Es war ein höherer Mandarin, der durch den Ort reiste. Wir hatten schon zuvor eine auffallend große Zahl von Beamten in der Gegend bemerkt.

Sie zogen Steuern ein und hatten, wie man mir erzählte, mit Landvermessungen zu tun.

Der hohe Herr saß in einer prachtvollen Sänfte, welche von vier Kulis getragen wurde. Unseren Gruß erwiderte er durch die Glasscheiben sehr höflich und freundlich. Posaunenbläser eröffneten den Zug und verkündeten dessen Herannahen. Vor und hinter der Sänfte gingen Leute mit Schwertern und Standarten. Soldaten und eine Anzahl Diener zu Fuß und beritten bildeten den Schluß.

Bei unserer Mahlzeit im Nachtquartier wurden wir abends in unserem Zimmer wieder von einer Menge Eingeborener angestaunt. Sie brachten Schemel und Bänke herbei und betrachteten das Schauspiel, das sich ihnen bot, in artiger und zurückhaltender Weise. Wir fügten uns deshalb, ihnen dies kleine Vergnügen gönnend, in unsere Akteurrollen und amüsierten uns darüber, daß jeder Platz, den ein Zuschauer verließ, sofort von einem neuen Ankömmling mit großer Geschwindigkeit eingenommen wurde.



Ein Yamen.

Da keine Ställe vorhanden waren, es aber bei dem anhaltenden Regen nicht gut ging, unsere Tiere im Freien anzubinden, brachte der Dorfälteste sie wieder in einem Tempel unter. Unter den lieblichen Gerüchen der Räucherkerzen konnten die Ponys und Maultiere sanft entschlummern. Ich hatte mir im Vorbau des Hauses mein Nachtlager hergerichtet, denn in der Herberge selbst, wo so viele Menschen versammelt gewesen waren, hielt ich es nicht aus. Die Luft war entsetzlich und eine Ventilation nicht möglich. Nach Mitternacht weckte mich der Koch, der wohl Hunger bekommen hatte und sich etwas zu essen bereiten wollte, durch eine Berührung mit dem Strauchwerke, das er sich zum Anfeuern holte und bei mir vorübertrug. Ich bat mir Ruhe aus.

was zur Folge hatte, daß der Mensch anfing, das Holz klein zu schlagen. Mir ging die Geduld aus und dem Koch infolgedessen sein Oellämpchen, denn ich blies ihm dasselbe einfach aus. Leider konnte ich in der herrschenden Dunkelheit den Mann nicht sehen. Er hat aber wohl ein sehr dummes Gesicht gemacht, denn er stand eine Zeit hindurch sprachlos und anscheinend sehr überrascht ob dieser kühnen Tat auf demselben Flecke, dann schlich er von dannen, er hatte mich nun wohl richtig verstanden.

Bei starkem Nebel erstiegen wir am 6. November einen nicht unbedeutenden Gebirgsstock, der, unbewaldet, mit hohem Gras bewachsen war. Gerade als wir die Höhe erreicht hatten, brach die Sonne durch die Wolken und beleuchtete eine freundlich aussehende Gegend. Wohin man blickte, erfreute sich das Auge an Reisfeldern, die unter Wasser gesetzt waren, an einer Unzahl von Kanälen, welche die Felder speisten, und einer Menge in Grün gehüllter Ortschaften, welche wie Inseln aus dem Wassermeere herausragten. Scharen von Enten und anderen Wasservögeln bemerkte man überall. Die Chinesen machten gerade Jagd auf sie. Ich sah sie auf den schmalen Dämmen zwischen den Reisfeldern herumschleichen oder hinter einem Busche sitzen, um sich das Wild von anderen herantreiben zu lassen. Mit den alten Gingals, welche als Jagdwaffe dienen, konnten die Leutchen nur nicht viel erreichen. Die Dinger knallen zwar fürchterlich, tragen aber nicht weit. Nägel, Eisenstückchen und dergleichen sind die beliebteste Munition.

Wir erreichten dann im Laufe des Tages die Grenze von Szechuan und sagten der Provinz Hupei an einem Torbogen und einem verfallenen Gebäude Lebewohl. Es soll hier eine Grenzwache gewesen sein. Die Soldaten sollten daselbst einst den Räuberbanden entgegentreten. Andere behaupteten, hier wäre früher eine Zollstation gewesen. Nun, das war gleichgültig, jedenfalls sah die Station trostlos verfallen und nicht einmal malerisch aus, wie sonst wohl eine Ruine.

Auffallend war die Unwissenheit der Bevölkerung. Der größte Teil behauptete, nicht hier, sondern erst hinter Wan hsien wäre die Grenze zwischen den beiden Provinzen. Jedenfalls war ich vorsichtig und wechselte das vorhandene Papiergeld, welches nur für die Provinz Hupei Geltung hatte, in Käsch ein und erlitt einen großen Verlust dabei. Es ist ja überhaupt sehr selten, daß Papiergeld in China gegeben und genommen wird, und doch wäre es in Anbetracht der unbequemen Käschstücke gerade für den Reisenden so sehr angenehm, wenn es überall im Kurse stände.

Am 7. November zogen wir in die Provinz Szechuan ein. Der erste Eindruck in sozialer Hinsicht war nicht der beste. Ueberall grinste uns die Aermlichkeit in höchster Potenz entgegen. Lieblich war die Landschaft, aber beschwerlich unser Marsch. Wir folgten einem Gebirgsbache in seinem engen Tale hinab. Von beiden Seiten flossen ihm kleinere Wasseradern zu, die von den steil sich rechts und links erhebenden Gebirgszügen herunterschossen. Letztere waren teils bewaldet, teils bis zu den höchsten Spitzen mit Mais bepflanzt, und es erschien fast unmöglich, daß die Bevölkerung nach ihren hoch oben in schmalen Schluchten befindlichen, elenden Hütten hinaufgelangen könnte. An dem Wege bettelten uns die Leute an, sie hatten kaum das liebe Leben und starrten von Schmutz. Keinem einzigen war es aber eingefallen, sich einmal gemeinsam mit anderen darüber herzumachen, den durch einen Felssturz beinahe gänzlich ungangbar gewordenen Weg aufzubessern. Gemeinsinn fehlt den Chinesen vollkommen.

Ein mächtiger Felsblock war herabgestürzt und lag mitten im Gebirgsbache. Auf seinem Wege von der Höhe hinab hatte er alles, was dort vorhanden war, zerstört und große Blöcke, sowie kleinere Splitter ermahnten zu besonderer Vorsicht auf der Marschstraße.

Einzelne Häuser lagen dicht am Wege oder vielmehr direkt auf dem Wege, denn man mußte durch sie hindurch. Die Türen waren oft so schmal und niedrig, daß wir den Tieren die Lasten abnehmen mußten, um hindurchzukommen. Die Hausbewohner

flochten aus Stroh Sandalen, die sie an vorüberpassierende Kulis für billiges Geld zu verkaufen pflegten.

Aus unserem Begleiter, dem kleinen Gebirgsbache, wurde im Laufe des Weges ein immer breiter werdender Fluß, den wir auf Brücken öfter überschreiten mußten, weil die Straße je nach der Gestaltung der schroffen Felswände bald am rechten, bald am linken Ufer dahinführte. Schließlich ergoß der Fluß seine reißenden Wassermassen in den Lung djü choa, und auch wir waren nach einem Abstiege von einer 3320 Fuß betragenden Höhe für heut ans Ziel gelangt.

Am Eingange des Dorfes Lung djü ba erwartete uns inmitten einer fast tausendköpfigen Menschenmenge der Militärmandarin. Nach der üblichen, zeremoniellen Begrüßung suchten wir unser Quartier auf, das beste, welches wir wohl auf der ganzen Reise im inneren Lande gehabt haben, wenn auch die Papierfenster in Fetzen hingen. Kaum waren wir aus dem Sattel, als derselbe Mandarin, der zuvor seine Sänfte bestiegen und sich entfernt hatte, wiederum erschien und unter den gewöhnlichen Fragen über woher und wohin immer beteuerte, die Herberge wäre viel zu schlecht für uns. Wir reinigten uns, sobald der freundliche Herr sich entfernt hatte, und stärkten uns etwas, während wir die Soldaten mit unseren Visitenkarten zum Mandarin sandten, um ihm unseren Besuch anzukündigen. Ohne dieses Zeremoniell ist ein Verkehr unter gebildeten Leuten in China undenkbar.

Als wir zum Yamen kamen, erstaunten wir sehr, eine wie wenig freundliche Unterkunft der Mandarin hier hatte. Wir hörten denn auch, daß diese nur ein Provisorium war. Ein Yamengebäude sollte erst gebaut werden, und der Mandarin hatte sich inzwischen diesen alten, schmutzigen Tempel als Logis eingerichtet.

Die Bauart eines Yamen ist gewöhnlich folgende: Vier einzelne Häuser, durch ummauerte Höfe getrennt, liegen hintereinander. Im ersten Hause befinden sich die Wohnungen der niederen Beamten und die Gefängnisse für die Missetäter. Das zweite Haus enthält die Dienstzimmer und die Schatzkammer, das dritte das

Amtszimmer des Mandarin und seiner Sekretäre, sowie die Empfangsräume. Das letzte Haus ist das Wohnhaus des Mandarin und seiner Familie und darf nicht betreten werden. Vor dem Haupteingange an der Straße befindet sich eine kurze Mauer, welche den direkten Einblick verhindert. Sie wird Schattenmauer genannt, soll alle schädlichen Einflüsse, die in gerader Linie in das Grundstück eindringen könnten, fernhalten und hat an ihrer Innenseite



Wan-hsien.

meist ein symbolisches Bild, ein schreckliches sagenhaftes Tier mit vier Beinen, welches jeden, der von innen her auf die Straße geht, also besonders die Beamten selbst, vor Habsucht warnen soll. Ob es wohl seine Wirkung nicht meist verfehlt?

Im höchsten Grade originell sind die Gebräuche bei gegenseitigen Besuchen, zu welchen die Höflichkeit zwingt. Höflichkeit ist bei dem vornehmen und gebildeten Chinesen die hervorragendste Tugend und kann im Reiche der Mitte wirklich in ihrer Vollendung beobachtet werden. Der gebildete Chinese ist niemals im Zweifel, wie er sich zu benehmen hat, die peinlichsten Umgangsformen sind ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er sie nie vergißt. Wenn er aber diese tausend Zeremonien wie eine Maschine

erfüllt, so beabsichtigt er nicht etwa, dem Gaste eine Freude zu bereiten, ihn zu ehren, nein, er will nur glänzen und beweisen, daß er selbst genau versteht, was sich schickt. Er ist Egoist in der höchsten Potenz. Dem Europäer sind diese Gebräuche geradezu lästig, aber er muß sich ihnen fügen und sich selbst gewaltig zusammennehmen, keinen gesellschaftlichen Fehler zu machen, da er dementsprechend schlecht beurteilt würde. Natürlich ist es für einen Fremden unmöglich, alle die Mätzchen sich anzueignen, und deshalb hält ihn der Chinese für einen Barbaren. Es ist nicht leicht, es zu behalten, wie viele Komplimente man machen muß, um den Gast zu Tische zu führen, nicht leicht zu lernen, wie man die Teetasse richtig halten muß, wann man trinken darf, wie oft und mit welcher Würde man diesem oder jenem zutrinken muß.

Der gebildete Chinese lacht bei aller zur Schau getragenen Würde innerlich über das tölpelhafte Benehmen des fremden Gastes, und dieser möchte vor Lachen platzen, wenn er die unnützen Etiquettenformen seines Gastgebers sieht, läßt sich aber ebenfalls nichts merken und spart sich den Ausbruch seiner Heiterkeit für eine stille Stunde im einsamen Kämmerlein auf.

Es läßt sich garnicht beschreiben, welchen Wortschwall der Chinese entwickelt. Die Unterhaltung stockt niemals. Er gebraucht unzählige Ehrentitel, während er selbst sich beinahe für den schlechtesten Menschen hinstellt, er verschwendet eine Menge von Schmeicheleien und ergeht sich in Umschreibungen, tausendmal sagt er mit anderen Worten dasselbe, versteht es aber dabei meisterhaft, seine eigenen, wirklichen Gedanken zu verbergen. Nach stundenlanger, fließendster Unterhaltung weiß kein Mensch, was nun eigentlich der Kern derselben war. Der Chinese spricht in Rätseln und überläßt es dem anderen, mit gehöriger Kombinationsgabe und gründlicher Phantasie aus seinen Reden das zu entnehmen, was ihm paßt. Die Redensarten sind die Hauptsache, der Inhalt ist schal. Man könnte den geschilderten Verkehr mit einer leeren Flasche vergleichen, die äußerlich schön geschliffen und bemalt ist.

Beispielsweise gilt es in China als eine besondere Schmeichelei, die man dem Fremden sagt, wenn man ihn für bei weitem älter schätzt, als er wirklich ist und tatsächlich aussieht. Der Chinese denkt gar nicht daran, den Gast durch eine Frage nach seinem Lebensalter zu beleidigen, ebensowenig dadurch, daß er einem dreißigjährigen Manne etwa auf den Kopf zusagt, er hielte ihn für 60 Jahre alt. Er will damit eben andeuten, daß er ihn trotz seiner jungen Jahre für so weise und verständig hält, als ob er schon doppelt so alt wäre.

Wie das Theater in China das einzige nationale Vergnügen ist, so ist jeder Chinese auch ein Schauspieler. Seine Hauptaufgabe bei allen Dingen ist die, sein Gesicht zu wahren. Erfüllte er nicht korrekt alle üblichen Formalitäten, so würde er sein Gesicht verlieren und das wäre schlimmer als der Tod. Er versteht darunter, daß sein Ansehen, seine Würde, seine Ehre Einbuße erlitte. Wie er sein Gesicht selbst zu wahren peinlich bestrebt ist, so müßte es schon sehr schlimm kommen, wenn er irgend etwas täte, auch einem anderen sein Gesicht zu nehmen, ihn zu verunglimpfen. Selbst die Richter sind darauf bedacht, daß jedem sein Gesicht gewahrt bleibt. Das ist stets die Hauptsache. So hat China auch an Deutschland Kiautschou nicht in aller Form abgetreten, sondern es nur verpachtet. Wenn auch kein Pfennig Pachtzins gezahlt wird, wenn das deutsche Reich auch unbestrittener Besitzer jenes Landgebietes ist, so hat das Himmlische Reich doch durch solche Formalität sein Gesicht eben gewahrt und kann so glanzvoll dastehen wie zuvor.

Bei Besuchen, wie wir dem Mandarin einen machten, sind äußerst verwickelte Anstandsregeln zu beobachten. Eine vorherige Anmeldung unter Uebersendung einer Visitenkarte ist unerläßlich. Der Hausherr erwartet dann seinen Gast an dem Tore seines Hauses. Die erste Begrüßung findet statt, indem jeder seine eigenen Hände ineinanderdrückt, sie mehrmals vor der Brust auf- und niederbewegt oder sie gar bis zur Stirne erhebt und dabei eine tiefe Verbeugung macht. Es ist diese Sitte ganz prak-

tisch, denn ein Fremder würde bei unserer Gewohnheit des gegenseitigen Händeschüttelns ständig Gefahr laufen, sich an den krallenartigen Fingernägeln des chinesischen Gentleman zu verletzen, während dieser befürchten müßte, daß ihm jener Fingerschmuck abgebrochen werden könnte. Nun wird das Haus betreten. Durch jede Tür tritt der Gast zuerst ein, nur an der innersten Tür wird Halt gemacht. Der Hausherr bittet mehrfach einzutreten, der Gast muß es ebenso oft ablehnen. Nach vielen Komplimenten geht der erstere dann voran, der Gast folgt und muß zuerst Platz nehmen. Nun sitzt man sich gegenüber, und es erfordert der gute Ton, daß jeder sich sofort erhebt, wenn der andere auch nur ein wenig sich lüftet. Der Hauswirt präsentiert eine Tasse Tee, den Gasttee. Es wäre unhöflich, wenn man diesen aber sofort trinken wollte.



Mandarin von Wan-hsien.

Das Erheben der Tasse an die Lippen bedeutet, daß der Besuch zu Ende gehen soll. Will der Hausherr den Gast los werden, dann zeigt er es ihm auf diese Weise, ebenso wie der Gast es dem andern auf dieselbe Art bemerkbar macht, daß er sich entfernen will. Da nun infolge des weitschweifigen Zeremoniells ein Anstandsbesuch in China viermal so lange dauert, wie bei uns zu Lande, so darf der „Gasttee" nicht zu früh genippt werden, das wäre verletzend für jeden anderen Teil. Die Konversation bewegt sich in streng vorgeschriebenen Grenzen, man sagt sich Schmeicheleien, einer überbietet den anderen darin. Wohl kann man sich nach den Söhnen des Hausherrn erkundigen, niemals

aber darf man seine Frau auch nur mit einem Worte erwähnen. Sich laut zu räuspern, auszuspeien, sich mit den Fingern die Nase zu putzen, entspricht sehr wohl der Etiquette, ja bei Gastmählern ist es sogar erforderlich, durch Aufstoßen oder andere Geräusche, die eine gute Verdauung bekunden, dem Gastgeber zu beweisen, wie vortrefflich die Speisen sind. Geschenke zu geben ist vielfach Sitte, doch darf man nur einiges auswählen und muß den Rest zurückgeben. Persönlich Dargebotenes muß man stets mit beiden Händen zugleich ergreifen. Der Hausherr empfängt den Gast stets bedeckten Hauptes, trägt er aber eine Brille, so nimmt er sie ab, mag er auch noch so schlecht sehen können.

Auf dem Wege zum Mandarin und zurück zu unserer Herberge begleitete uns eine vielhundertköpfige Menge. Wie der Würdenträger uns erklärte, wäre im Orte recht räuberisches Gesindel.

Der gute Mann mochte Recht haben. Wir sollten eine Probe davon erfahren. Eines unserer Maultiere hatte ein Geschwür. Der Doktor schnitt dieses auf und legte, während er die Wunde verband, das Messer bei Seite. Sofort war es verschwunden, und der Dieb natürlich unter der gaffenden Menge nicht zu ermitteln. Ebenso wurde einem unserer Diener eine Käschrolle, welche er beim Einkaufen einen Augenblick auf den Tisch gelegt hatte, sofort gestohlen.

Unser Herbergswirt war ein sehr liebenswürdiger Mann und eifrig für unser Wohl und Wehe besorgt. Man merkte es ihm an, daß er, als er einst längere Zeit in Shanghai gewesen, viel mit Europäern verkehrt hatte. Er hatte eine Schwäche, er kaufte gern europäische Gegenstände, gleichviel ob er sie verwerten konnte oder nicht. So zeigte er uns eine Elektrisiermaschine und einen prächtigen photographischen Apparat. Erstere funktionierte aber nicht mehr, und auch wir vermochten sie nicht wieder brauchbar zu machen, und der letztere paßte nicht zu unseren Platten, konnte auch aus Mangel an den notwendigen Chemikalien überhaupt

nicht benutzt werden und wanderte infolgedessen wieder auf den Schrank, wo er weiter verstaubte.

Am 8. November verließen wir Lung djü ba und ritten wieder ein Stückchen im Tale Lung djü choa entlang. Die Bergabhänge waren mit Oelbäumen dicht bestanden, aus deren Grün eine mit ihren in der Sonne leuchtenden, grünen Dachziegeln versehene Tempelgruppe hervorlugte. In der Nähe der kleinen Ortschaften befanden sich ausgedehnte Plantagen von Mandarinbäumen, die reiche Frucht trugen. Unsere Bitten, uns Früchte zu verkaufen, verhallten unbeachtet. Endlich erbarmte sich ein altes Mütterchen unser, schlug einige von den Früchten ab und brachte sie uns. Wir belohnten sie dafür mit einigen Käsch. Kaum sah dies die übrige Bande, als sie auch schon einen eiligen Feldzug gegen die Bäume unternahm und ihre Eroberungen uns aufdrängte. Doch nun waren wir taub. Das alte Mütterchen freute sich anscheinend sehr über das viele, ihr unverhofft gewordene Geld und mag nachher schön beneidet worden sein. Das konnte sich die faule Gesellschaft hinter die Ohren schreiben und eine Lehre daraus ziehen.

Hinter dem Dorfe Gang shang ba mußten wir den Lung djü choa überschreiten. Es war eine Fähre vorhanden. Da wir aber wußten, daß nicht weit entfernt eine seichte Stelle war, bestraften wir die Unverschämtheit der Fährleute, welche sich nicht nur an uns schreiend herandrängten, sondern sogar einfach unsere Tiere an den Köpfen ergriffen und in das Fahrzeug zerren wollten, dadurch, daß wir weiter ritten und an jener Stelle durch das Wasser wateten. Freilich war dies keine Kleinigkeit. Der Strom war so reißend, daß es der ganzen Kraft unserer Tiere bedurfte, um sich in dem mit Steingeröll angefüllten Flußbette auf den Beinen zu halten. Auch war die Stelle nicht so flach, wie sie uns geschildert war, wir tauchten mit den Beinen tüchtig ins Wasser und mußten am anderen Ufer die Zeit, bis unsere Träger herüber waren, benutzen uns umzukleiden.

Unser Weg wurde nun auf dem anderen Ufer am Flusse entlang sehr steil und eng. Oft war er in die Steinwände hinein-

gehauen, oft war der natürliche Pfad mit Planken, welche nach dem Flusse zu frei hinüberragten und mit Erde und Grasplatten bedeckt waren, belegt und auf diese Weise künstlich verbreitert. Natürlich war dieser Weg wieder im durchaus nicht rechten Zustande gehalten. Ein Maultier trat denn auch durch die Planken hindurch, kam ins Rutschen und verschwand, ehe einer von uns helfen konnte, in die Tiefe. Es überschlug sich und sauste mit der Bagage voran krachend auf einen im Flußbette befindlichen Felsblock nieder.

Dort lag das arme Tier, ohne sich zu rühren. Wir kletterten ihm nach und fürchteten schon, daß es am Verenden wäre, denn es stöhnte herzerbrechend. Wir riefen eine vorüberfahrende Dschunke herbei und so gelang es mit großen Anstrengungen, zuerst das Tier von seiner Last zu befreien. Dann zogen wir es selbst ins Wasser und von dort an einer flachen Stelle ans Ufer. Aeußere Verletzungen konnten wir weiter nicht wahrnehmen, als daß es auf dem rechten Hinterfuße lahm ging, auch innere Schäden ließen sich nicht konstatieren. Es mochte wohl ein Glück gewesen sein, daß der Vierfüßler sich überschlagen und mit dem Gepäck zuerst auf den Felsen gestürzt war. Wir ließen ihn zwei Stunden ruhen und durch einen der Soldaten in unser nicht mehr fernes Nachtquartier nachführen. Die Last mußten die Kulis unter sich verteilen. Unsere Sachen waren naß, zerrissen und arg zerquetscht; der Sattel war gänzlich zerbrochen und wurde zurückgelassen.

Die Felsen engten den Fluß oft so sehr ein, daß wir kaum am Ufer entlang reiten konnten. Wiederholt mußten wir an einzelnen Stellen den Tieren die Last auf eine Strecke abnehmen und tragen, wenn wir nicht ein zweites Unglück erleben wollten. Der Weg war so schmal, daß gerade ein Träger mit knapper Not ihn passieren konnte. Bei Shang tang djin verließ uns der Lung djü choa, indem er nach Norden abbog. In dem Tale eines seiner Nebenflüsse zogen wir weiter westwärts bergan. Wieder Steinstufen! Unsere Tiere gingen ganz steifbeinig einher

und freuten sich sicherlich ebenso wie wir, als wir endlich Nan mu wan erreichten, wo Herr Feng chi uns in seiner Herberge aufnahm.

Diese war noch eigenartiger angelegt als viele zuvor. Hier führt der Weg nicht durch zwei mit Matten verbundene Häuser hindurch, sondern durch das Haus selbst, durch einen Raum, der mit Tischen und Bänken besetzt war, an welchen die Kulis



Wan: Eingang zur Missionskirche.

bei ihrem Rasten ihre Erfrischungen einzunehmen pflegten. Ein Hof war nicht vorhanden. Aus dem bezeichneten Zimmer konnte man auf der einen Seite durch die Fenster tief ins Tal hinunterblicken, auf der anderen Seite waren die Wohnräume und die Küche gelegen.

Wir fanden wohl ein Unterkommen, doch unsere Tiere hätten wieder biwakieren müssen. Da es aber anfing zu regnen, brachten wir auch sie unter Dach und Fach, indem wir in dem Gast- und Eßraume die Tische und Bänke an einer entsprechend großen Stelle forträumten. Die armen Tiere hatten diese Rücksichtnahme wirklich verdient.

Am 9. November sollten wir diesen Abschnitt unserer Reise beschließen. Bei stark bewölktem Himmel kletterten wir bergauf

und bergab, passierten Shang ling gang, einen größeren Ort, und überschritten dreimal hin- und herüber auf Kameelbrücken einen größeren Wasserlauf, der sich in den nahen Yangtse ergoß. Wir gelangten schließlich in ein breites Tal, welches dicht mit Zuckerrohr angebaut war, und hatten den herrlichen Anblick eines großartigen Wasserfalls, den der erwähnte Fluß 100 m hoch bildete.

Endlich begrüßten wir nach Zurücklegung eines Marsches von 549 km unseren alten Freund, den Yangtse, der uns auf zwei Dschunken eine Strecke geduldig stromabwärts trug, bis wir in Wan-hsien ans Land stiegen.

Wir erstaunten nicht besonders, daß die Soldaten, welche wir zur Beschaffung eines Unterkommens vorausgeschickt hatten, uns nicht erwarteten. Das konnten wir vorher ahnen. Sie saßen behaglich in irgend einer Kneipe und ließen ihre Pflicht im Stiche. Wir zogen daher quer durch die Stadt zum Yamen, dessen Bedienstete uns dann zu einer Herberge begleiteten.

Diese war außerordentlich gut und erstaunlich sauber. Sie wurde auch nur von Leuten besserer Stände aufgesucht, wie wir an den seidenen Gewändern der Gäste bemerkten. Mandarine und Großkaufleute pflegten hier zu logieren. Wir sahen natürlich aus wie die Strauchräuber und wurden von den feinen Herren sehr über die Schulter angesehen. Erst während unseres weiteren Aufenthalts wurden wir gute Freunde, nachdem wir nähere Bekanntschaft geschlossen hatten.

Der Stadtteil von Wan-hsien, in welchem unsere Herberge belegen war, war im Vorjahre ein Raub der Flammen geworden, jetzt neu aufgebaut und deshalb so reinlich und frei von Ungeziefer.

Wir blieben zwei Tage in Wan-hsien, um uns von den letzten Strapazen auszuruhen, unsere Ausrüstung wieder instandzusetzen, neue Vorräte einzukaufen und dabei uns die Stadt anzusehen.

Am 10. November machten wir, nachdem wir schon am Nachmittage zuvor unsere Karten ausgetauscht hatten, Besuch beim Mandarin. Dieser war ein alter, freundlicher Herr, welcher großes Interesse für die europäische Kultur an den Tag legte und sich

erkundigte ob und wann wohl europäische Kaufleute einmal nach Wan kämen. Mit dem englischen Missionar, Mr. Taylor, den wir ebenfalls sogleich nach unserer Ankunft aufgesucht hatten, ist er eng befreundet. Er nahm uns nach landesüblicher Sitte, dabei sehr warm auf, traktierte uns mit Tee, einer Birnenart aus Yünnan, die vortrefflich schmeckte und auf welche der gute Herr sehr stolz war, und setzte uns schließlich Sekt vor, der wohl sehr teuer gewesen sein mochte, aber ein fürchterliches Gebräu war.



Wan; Inneres der Missionskirche.

Auf dem äußeren Hofe des Yamens bemerkten wir vier Verbrecher in Käfigen. Diese Strafart war hier besonders verschärft und mir bisher unbekannt. Der Delinquent steht zuerst auf Steinen, sein Kopf sieht oben aus dem Käfige heraus, dann aber werden nach und nach die Steine entfernt, sodaß der Mensch schließlich am Kopfe hängt und natürlich dann langsam eingeht. Er muß gefüttert werden. Um den Tod zu beschleunigen, bestechen gewöhnlich die Anverwandten den Gefangenenwärter, daß er ihm keine Nahrung mehr reicht. Es wird aber auch oft durch Bestechung gerade das Gegenteil fertig gebracht: daß nämlich dem Gefangenen die Strafe erleichtert wird. So lebt er oft noch zwei Monate und hat dann seine Strafe verbüßt. Wir trafen gerade

eine Frau, welche einen der Verbrecher fütterte und uns, als sie uns erblickte, flehentlich bat, für ihren Mann Fürsprecher zu sein, daß ihm die Strafe erlassen würde. Wir konnten uns natürlich nicht in die chinesische Rechtspflege einmischen.

Mittags folgten wir einer Einladung des Mr. Taylor und seiner liebenswürdigen Gattin. Während die französischen Missionare chinesische Kost genießen, pflegen die englischen europäisch zu kochen. Es mundete uns herrlich. Noch angenehmer war uns aber ein Bad, welches Mrs. Taylor uns bereitet hatte. Wir verlebten herrliche Stunden in dem gastlichen, gemütlichen Hause und besichtigten auch die Kirche und die Anstalt, in der den Opiumrauchern dieses Laster abgewöhnt werden soll.

Das Opiumrauchen ist in China weit verbreitet, alle Klassen der Bevölkerung, auch Frauen geben sich ihm hin. Sie rauchen zu Hause oder in Teehäusern, es gibt sogar Lokale, die nur zum Opiumrauchen hergestellt sind. Es ist nicht gerade ein schöner Anblick, diese dem Opiumteufel verfallenen Gestalten zu sehen. Bis zum Skelet abgemagert, liegen sie mit blassen, verzerrten Gesichtern da, den Kopf mit regungslos starrem Blicke und geöffnetem Munde auf ein hölzernes Gestell gelegt, nichts sehend, nichts hörend, unempfindlich gegen Geräusch und Berührung, nur träumend, verführerisch angenehme und nur heitere Visionen hegend. Der Opiumrausch regt das Denkvermögen an, läßt aber den Körper völlig erschlaffen, raubt den Appetit, stört die Verdauung, zehrt die Muskelkraft auf und führt zur Schwindsucht. Die erste Pfeife erregt Uebelkeit und Kopfweh, erst nach und nach gewöhnt sich der Raucher an das Gift und je nach seiner individuellen Anlage bedarf er bis zu 10 Pfeifen, um sich in den entzückenden Rausch zu versetzen. Der klebrige Opiumsaft wird erst zu einem Kügelchen gedreht. Der Raucher liegt auf der linken Seite, holt mit einer metallenen Nadel ein Tröpfchen aus der Schachtel hervor und hält dieses über eine kleine Lampe mit oben offener bunter Glasglocke. Der Tropfen kocht und nimmt die Form einer Birne an. Dann wird er an der runden

Wand der oft sehr kunstvoll aus Elfenbein geschnitzten oder silbernen Pfeife gerieben und gestrichen, bis er erkaltet. Dieses Manöver wird so oft wiederholt, bis das entstehende Kügelchen einen festen Teig bildet. Es gehört Uebung dazu, dieses Kügelchen zu drehen, es muß trocken sein, aber darf das Gift nicht einbüßen. Dann wird die kleine Pille in den Pfeifenkopf fest eingedrückt und mit der Nadel durchstochen, sodaß ein Luftkanal entsteht. Der Raucher bringt nun den Kopf an die Lampe, das Opium brennt langsam und der Rauch wird langsam in die Luftröhre eingesogen. Dann muß zur zweiten Pfeife erst wieder eine neue kleine Kugel zubereitet werden. Die Pfeife besteht aus einem nur an einem Ende offenen Rohr, in dessen Mitte ein kleiner Kopf angebracht ist. Die Dünste, welche sich überall da, wo mehrere Leute Opium rauchen, entwickeln, sind geradezu ekelhaft und erzeugen Übelkeit.

Ob solche Leute, die sich dem Opiumteufel ergeben haben, zu retten sind, erscheint mir fraglich. Die englische Mission in Wan-hsien hat es unternommen, sie zu heilen und hat eine besondere Anstalt hierzu ins Leben gerufen. Das Laster den Leuten abzugewöhnen ist sicherlich nicht leicht.

Als wir von dem freundlichen Taylorschen Ehepaare nach unserer Herberge zurückkehrten, erfuhren wir, daß inzwischen der Mandarin uns seinen Gegenbesuch gemacht hatte. Ein Diener überreichte uns von ihm eine Flasche des gräßlich schmeckenden Sekts, eine große Büchse Tee, einen echten Yünnanschinken, der ganz ausgezeichnet war, und eine Büchse mit Marmelade.

Am 11. November besuchten wir die französische Mission. Der missionaire apostolique M. Lombard empfing uns sehr freundlich und beschenkte uns mit Früchten, guten Zigarren und spanischem Wein. Wir trafen dort mit einem französischen Marineoffizier zusammen, dessen Kanonenboot sich zur Zeit bei Tschunking weiter stromaufwärts auf dem Yangtse befand und zum Schutze der französischen Missionsanstalten diente. Trotz aller an den Tag gelegten Freundlichkeit verabschiedeten wir uns bald. Es

war merkwürdig, daß ich bei dem Verkehr mit französischen Missionaren jedesmal das Gefühl hatte, die Leutchen meinten es nicht ehrlich, während wir beide, der Doktor und ich bei den englischen Missionaren keineswegs solchen Eindruck gewannen. Die Missionare kleiden sich in die chinesische Landestracht und tragen einen falschen Zopf.

Als wir bei Mr. Taylor unseren Abschiedsbesuch machten, lernten wir einen englischen Herrn vom Zollamte kennen, der Zollgüter auf einer Dschunke hierher bringen sollte, aber auf dem Yangtse an einer der Stromschnellen Schiffbruch erlitten hatte. Das Fahrzeug war gegen einen Felsen geschleudert und auf Grund geraten. Er selbst hatte sich durch einen kühnen Sprung zu retten vermocht, aber seine Kisten und Kasten lagen im Wasser. Er suchte jetzt Leute, welche sie ihm bergen sollten.

Frau Taylor hatte uns einige Brote gebacken und rührte uns durch diese mütterliche Fürsorge tief. Wir kauften einige Photographien, die der Missionar zum Besten der Opiumheilstätte vertreibt, und stifteten für diese Anstalt eine kleine Summe, dann nahmen wir Abschied.

Wan-hsien ist eine belebte Stadt. Gelegentlich unserer Einkäufe, die wir machten, entdeckten wir die mannigfachsten Läden und Artikel. Da gab es Kuchen zu kaufen, welcher das Brot ersetzen soll, Zigarren aus einer bankerott gewordenen Fabrik in Shanghai, nur auf höchsten Bergesspitzen zu rauchen, wenn sie überhaupt Luft haben, eine Art Schnaps in europäischen Bierflaschen, anscheinend von den Japanern bereitet und in allen Farben vorhanden, ferner Medizin, Streichhölzer, Seife, Handtücher und dergleichen. Wir kauften unseren Bedarf ein. Auffallend groß war unser Verbrauch an Handtüchern zum Reinigen des Geschirrs. Ohne Zweifel haben die Kulis in unbewachten Augenblicken diese Tücher zu allen möglichen und unmöglichen Zwecken benutzt, sie sahen immer rabenschwarz aus. Die Art und Weise, Wäsche zu waschen, ist in China auch nicht geeignet, dieselbe lange zu erhalten. Entweder geschieht es nur sehr mangelhaft, und es fehlt

ihr die blendende Weiße, welche wir gewohnt sind, oder sie wird so gründlich traktiert, daß sie bald zerreißt. Sie wird nämlich mit Steinen geklopft und gerieben, und solche Behandlung ist natürlich sehr unpraktisch.

Ob der Chinese, der sich seine Schnäpse selbst braut, ein häufiger Käufer der erwähnten japanischen Fabrikate ist, möchte ich dahingestellt sein lassen. Dieselben sind sehr teuer und bei weitem nicht so gut.

Das Bild, welches die Straßen in Wan-hsien gewährten, unterschied sich in nichts von dem in anderen größeren chinesischen Städten. Hier ein Bettelweib, in einem Winkel kauernd, mit Fetzen kaum seine Blöße bedeckend, widerlich kreischend, abgezehrt, schmutzig, mit zottigem Haare, dort ein Märchenerzähler, eine Tingeltangelbude, dort wieder Händler mit Früchten, um welche Scharen von Fliegen herumsummen, Händler mit Backwaren, Knoblauch, Speisen, ein Konglomerat der verschiedensten Düfte. Der Chinese scheut sich nicht vor den schmutzigen Tüchern, welche die Eßwaren bedecken, er fürchtet keine Bazillen und findet auch nichts Ekelhaftes darin, daß die sich umhertreibenden, scheußlichen Hunde gelegentlich das Blut von den Halsstümpfen auf der Straße frisch geschächteter Tiere ablecken.

Einen Wahrsager, welcher aus Leberflecken die Zukunft weissagte, setze ich der Kuriosität halber in Nahrung, weil ich in der Lage war, mit solchen Flecken dienen zu können. Der Mann machte zuerst einen riesigen Hokuspokus, stammelte Beschwörungsformeln, rief die Götter an und prophezeite mir schließlich: „Sie werden unverheiratet bleiben!“ Na, ich werde das erst einmal abwarten. Ich zahlte meinen Obolus und verschwand.

Ich hatte bei meinem Umherstreifen durch die Stadt auch wieder einmal Gelegenheit, eine chinesische Schule betrachten zu können. Durchaus nicht jeder Ort erfreut sich einer solchen, denn einen Schulzwang und Schulgesetze gibt es in China nicht. Nur wenige, die reich sind oder in Staatsstellungen sich befinden, schicken ihre Knaben in die Schule, mancher hält diesen auch

wohl einen Hauslehrer, oder es tun sich einige zusammen und halten ihren Sprößlingen einen solchen gemeinsam. Mädchen genießen keinen Unterricht, nur selten einmal hält es vielleicht ein Mandarin für nötig, seinen Töchtern Schulbildung angedeihen zu lassen.

Die Schulen befinden sich vielfach in Nebengebäuden von Tempeln oder gemieteten Zimmern eines Hauses. Schmucklose,



Brücke in Wan-hsien.

primitive Räume, enthalten sie eine Anzahl kleiner Tische und schmaler Bänke, einen Stuhl und Tisch für den Lehrer und ein Bild des Confucius. Sinnsprüche zum Lobe der Wissenschaft bedecken die Wände, an denen wir eine Wandtafel und Landkarten durchaus vermissen.

Sprachen, Geographie, Geschichte, Naturkunde, Mathematik und sonstige schöne Dinge werden nicht betrieben, nur Lesen und Schreiben wird gelehrt, auf besonderen Wunsch selten einmal Rechnen an einer Maschine. Jeder Lehrer hält darauf, daß seine Schüler eine gute Handschrift erlernen. Zuerst müssen sie die verschiedenen Schriftzeichen auf dünnem Papiere durchpausen, dann erst schreiben sie selbständig. Das Lesen ist ein Auswendiglernen ganzer Lektionen. Der Lehrer spricht jedem einzelnen

Schüler die Schriftzeichen so oft vor, bis er sie fehlerfrei nachplappern kann. Dann setzt der Junge sich hin und lernt die Lektion, nicht aber etwa leise und ruhig, nein, laut mit möglichst erhobener Stimme. Jeder Schüler brüllt so seine besondere Aufgabe vor sich hin. Man kann sich nun vorstellen, was das für ein Lärm ist. Schon häuserweit hört man dieses Geschrei und weiß im voraus, daß eine Schule in der Nähe ist. So hat der Lehrer eine Kontrolle, ob jeder fleißig ist. Wehe dem, der einmal den Mund hält! Der Lehrer genießt einen enormen Respekt, ein Blick, ein Wink genügt, um die Disziplin aufrecht zu erhalten. Prügel, Fasten, Nachsitzen sind die Schulstrafen, mit denen nicht gekargt wird. Eine drollige Strafe besteht darin, daß der faule Knabe niederknieen muß. Ein Napf mit Wasser wird ihm auf den Kopf gestellt. Sobald er sich nun bewegt, verschüttet er dieses und es läuft ihm über das Gesicht und den Körper. Er wird dann trocken geprügelt. In besonderen Fällen malt der Lehrer dem Jungen schwarze Ringe um die Augen, damit jeder sehen kann, daß er sich etwas Außerordentliches zu Schulden kommen ließ. Diesen eigentümlichen Schmuck darf er nicht entfernen, ehe der Lehrer es ihm gestattet.

Hat ein Schüler seine Aufgabe gelernt, so geht er zum Lehrer, dreht ihm den Rücken zu, damit er nicht aus dem Buche, welches der Lehrer in der Hand hält, ablesen kann und sagt das Gelernte her. Es herrscht also eine rein mechanische Methode bei dem Unterricht, es wird ohne Sinn und Verstand etwas gelernt, dessen Inhalt und Weisheit vielleicht erst nach Jahren zum Bewußtsein dessen kommt, der vorerst Papagei war.

So geht das nun täglich, von früh bis spät, ohne Sonn- oder Festtage, ohne nennenswerte Ferien. Der Tag fängt früh an und hört sehr spät auf, nur eine kurze Essenspause wird gewährt und heiser und kopfmüde sucht der Schüler abends sein Lager auf. Nur zu Neujahr gibt es halbmonatige Ferien, zur Weizenernte eine freie Woche, nur einzelne freie Festtage. Nationale Feiertage sind nicht vorhanden, auch Kaisers Geburtstag wird nicht

gefeiert. Wird ja doch auch der Kaiser wie jeder Mensch eben nur zu Neujahr ein Jahr älter.

Der Lehrer ist meist ein Mensch, der auf der Leiter zu den hohen Staatswürden fehlgetreten ist. Er hat die Höhe nicht erklimmen können und fristet nun ein kärgliches Dasein. Er steht aber bei seinen Schülern bis in deren hohes Alter hinein in hohem Ansehen. Besonders der „Milchmeister", der Lehrer, welcher zuerst einen Knaben unterrichtet hat, wird von diesem, selbst wenn er in die höchsten Stellen gekommen ist, mit Kotau geehrt und stets besucht. Ihm und dem Bilde des Confucius werden schon von dem eben in die Schule eintretenden Schüler solche Ehren erwiesen. Steht doch der Lehrer an der Stelle der Eltern, welche sich um den Knaben, wenn er die Schule besucht, weiter nicht bekümmern, und ist der Erzieher zugleich. Dem Schulunterricht folgt dann später das private Studium der chinesischen Klassiker. —



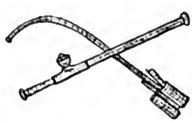
Strassenbild.

Nachdem unsere Handwerker alles wieder in Ordnung gebracht hatten, konnten wir uns zur Weiterreise rüsten. Mit unserem Oberkuli hatten wir nur bis Wan-hsien bei unserem Abmarsche von Itschang einen Kontrakt abgeschlossen. Er und

seine Leute baten uns nun, wir möchten sie ferner behalten. Wir waren damit einverstanden und schlossen einen neuen, dem alten gleichen Vertrag ab, machten aber besonders das Recht für uns aus, jeden, der des Morgens beim Lastenverteilen nur ein mürrisches Wort fallen ließe, daß ihm mehr aufgepackt würde als dem anderen, einfach entlassen zu können. Es war nämlich eine unerquickliche Szene gewesen, mit der jedesmal unser Tagemarsch begonnen hatte. Jeder der Kulis glaubte sich dem anderen gegenüber benachteiligt und ein Donnerwetter mußte erst immer klärend in das Geschimpfe einschlagen. Das war uns über geworden, darum nahmen wir die betreffende Klausel in den neuen Vertrag auf.

Zwei unserer Maultiere mußten wir verkaufen, das eine, das so schwer abgestürzt war, und das Geldtier, welches sich alle vier Fesseln abgetreten hatte. Natürlich erhielten wir nur einen Spottpreis für beide bezahlt. Die Lasten, welche sie getragen hatten, wurden in die Tragsänften verteilt, nur die Geldkisten wurden dem einzigen noch vorhandenen Maultiere aufgehängt.

Die beiden Soldaten, welche uns der Mandarin in Itschang mitgegeben hatte, entließen wir und gaben ihnen, wie es die chinesische Sitte erfordert, unsere Visitenkarten für ihren Chef mit. Wir hatten mit ihnen noch einen kleinen Strauß auszufechten, weil die Kerle mit dem sehr anständigen Trinkgelde, das wir ihnen gaben, nicht zufrieden waren, trotzdem wir sie auf der ganzen Reise verpflegt hatten. Selbst ihren Tabak- und Opiumbedarf hatten wir bezahlt. Doch Fremden gegenüber denken die Chinesen stets, große Forderungen stellen zu können.



VIII.

Von Wan-hsien bis Cheng tu.

Als wir am 12. November früh Wan-hsien verließen, hatte der Himmel ein schwarzes Trauergewand angelegt.

Zwei Soldaten waren uns wieder beigegeben, aber diese Gesellschaft ist sich überall in China gleich. Man kann sich nie auf sie verlassen. Einer war zur festgesetzten Zeit überhaupt nicht erschienen, der andere, welchem wir die Führung unseres Geldmulus übertragen hatten, weil derselbe die Stadt hindurch nicht frei einherlaufen sollte, war auch bald verschwunden und mit ihm unser Tier. Nach einigem Suchen fanden wir dieses dann, zum Glücke noch mit seiner kostbaren Last, an einem Baum angebunden auf der Straße stehen. Dem Herrn war seine Pflichterfüllung wohl zu langweilig geworden.

Unmittelbar hinter der Stadt mußten wir einen steilen Berg erklimmen. Wir wollten unser Grautier schonen und nahmen zwei Kulis zum Tragen der Geldkisten an, bis wir die Steinstufen hinter uns hatten und auf der Höhe angelangt waren, dann wurden jene entlassen und dem Tiere wieder die Last aufgehängt.

Oben auf der Bergesspitze lag eine Burg, welche von der hindurchbrechenden Sonne malerisch beleuchtet wurde. Sie ist uneinnehmbar und soll früher in unruhigen Zeiten reichen Familien Schutz gegen umherschweifende Räuberbanden gewährt haben.

Unsere Straße war breit und gut, sie führte bergauf und bergab im angenehmen Wechsel und war außerordentlich belebt. Während einer Stunde zählte ich 213 Kulis, welchen wir begegneten, die Steinsalz, Reis, Holz, Kohle, Papier nach Wan-hsien brachten. Von dort zogen andere die gleiche Richtung wie wir, mit Baumwolle und Petroleum bepackt.

Diesem starken Verkehr entsprechend, befanden sich zahllose Herbergen und Garküchen am Wege, nur durch kleine Bambuswäldchen von einander getrennt oder durch kleine Gebirgsflüsse, die wir, wenn wir ihrem Laufe nicht folgten oder ihnen entgegenritten, auf Kameelbrücken überschreiten mußten.

Woher die Brücken diese Bezeichnung haben, konnte ich nicht feststellen, sie sehen weder wie ein Kameel aus, noch hat sie wohl je solch ein wirkliches, vierbeiniges Höckertier betreten. Eine mehr oder weniger große Anzahl von Stufen, welche anstatt eines Geländers nur eine ebenfalls stufenartige Erhöhung haben, führt zu einer hoch über dem eigentlichen Flußbette belegenen, horizontalen Bahn, welche auch nur eine niedrige, glatte Schutzwehr an beiden Seiten aufweist.

Auch zahlreiche Ortschaften mußten wir passieren. Dort fanden wir häufig nicht nur die Schweine, sondern sogar die Hühner mit einer Leine an Bäume oder Pfähle angebunden, damit sie von den Kulis nicht gestohlen würden. Das sah komisch aus. Sonst trieben sich die schwarzen Schweine wie wilde auf den Aeckern umher, wühlten sie auf und liefen so schnell, wie man es sonst von diesen zahmen Borstentieren nicht gewohnt ist. Zuweilen fand aber auch Stallfütterung statt und zwar mit Kleie.

Die zahlreichen Bambuswälder gaben der in dieser Gegend herrschenden Industrie das besondere Gepräge derselben. Es handelte sich natürlich überall um Hausindustrie.

Aus Bambusgeflecht wurden die Gerüste der durch ganz China gebräuchlichen Laternen hergestellt. Diese werden mit farbigem, zumeist rotem Oelpapier umklebt, auf welches der Besitzer seinen Namen in roter oder schwarzer Schrift anzubringen pflegt. Mit solchen Laternen beleuchtet der Chinese sein Haus an der straßen-

wärts belegenen Tür, nur der Arme bedient sich statt ihrer kleiner Oellämpchen, mit solchen Laternen illuminiert er bei festlichen Gelegenheiten sein ganzes Besitztum oder seine Dschunke, mit Laternen in der Hand erleuchtet er bei abendlichen Ausgängen mangels jeglicher Straßenbeleuchtung seinen Weg.

Aus Bambusstäben fabrizierte man hier auch Schirmgestelle, welche ebenfalls mit Oelpapier bezogen werden, und Wasserpfeifen, welche sehr billig sind. Der Pfeifenkopf ist so winzig, daß er nur gerade soviel Tabak aufnehmen kann, um ihn mit einem einzigen Zuge leer zu rauchen. Der Tabak ist so fein wie Staub. Da Streichhölzer zu teuer sind, braucht der Chinese zum Anzünden der Pfeife Fidibusse. Einen solchen hält er jedesmal an eine glühende Kohle, bläst das glimmende Feuer dann zur Flamme an und pustet mit dem Ausblasen des Tabaksdampfes zugleich wieder den Papierfidibus aus. Dann bläst er die Asche aus dem Pfeifenkopf ungeniert ins Zimmer hinein, setzt ihn wieder auf die Pfeife, stopft ihn und das zeitraubende Rauchvergnügen geht in steter Reihenfolge der verschiedenen Manipulationen derart weiter.



Chinesische Wasser- und Opiumpfeifen.

Endlich gibt der Bambus auch den Stoff zur Papieranfertigung her. Das Bambusrohr wird in schmale, lange Streifen geschnitten und dann ein bis zwei Monate in Wasser gelegt, welches sich in zementierten Bassins befindet und mit Kalk gemischt ist. Steine halten diese Bambusstreifen ständig unter Wasser, sie werden dann von ihrer sie beschwerenden Last befreit, zermahlen und geben nun eine bräunliche Flüssigkeit. Ein dünnmaschiges Sieb wird in diese Brühe eingetaucht. Das Wasser läuft ab, und im Siebe

bleiben die Fäserchen zurück, die sich zu einer filzigen Masse verbinden und ein Blatt Papier abgeben. So wird das Bassin ausgeschöpft. Die Papierblätter werden dann meist bunt gefärbt. Das gelbe Papier wird nach der Provinz Shansi geschafft, wo daraus die Geldbarrenimitation für die Opfergaben hergestellt wird.

Auch eine Art Mark aus Binsenstroh wird hier gewonnen. Es wird in Wan-hsien bei der Fabrikation von Lichtern als Docht verwendet. Da diese Ware sehr leicht ist, schleppt ein Kuli ganz riesige Ballen davon, je einen an den Enden einer Stange, die er auf der Schulter trägt. Man kann an solchem Kerl auf enger Straße kaum vorüberpassieren.

Wo nur ein Stückchen Ackerland vorhanden war, wurde es zum Reisbau verwertet oder es wurden Saubohnen gepflanzt, welche Menschen und Tieren zur Nahrung dienen und gebraten garnicht so schlecht schmecken. An feuchten Stellen waren üppig wuchernde Zuckerrohrpflanzungen. An den Wegen fand man überall Leute, welche das süße Rohr zum Kaufe anboten, und jeder Mensch, den man sah, knabberte an einem Stücke herum. Mir mochte es nicht zusagen.

Unser Weg war nicht ganz so beschwerlich wie zwischen Itschang und Wan-hsien, die Gebirge waren nicht so grotesk, wenn wir auch manchmal tüchtig klettern mußten. Die Berge waren zumeist bewaldet. Koniferen hüllten die Kuppen und Spitzen in ein undurchdringliches, dunkelgrünes Gewand.

Am 13. November nachmittags erreichten wir Liang shan hsien, einen sehr großen Ort, welcher malerisch am Fuße eines Gebirgsstocks belegen ist. Viele Läden boten die mannigfachsten Gegenstände, sogar europäische Waren, sowie Feuerwerkskörper, welche in China sehr beliebt sind und viel gebraucht werden, Bonbons in Glasdosen, Anilinfarben, Gewehre und vieles andere mehr.

Bei unserem Abritte von dort am 14. November gab uns der Mandarin noch vier andere Soldaten mit, welche uns zwei Tage durch sein Gebiet begleiten sollten. Wir verfügten also nun über eine Heeresmacht von sechs tapferen Männern. Leider sahen wir sie nur

des Morgens beim Aufbruche und des Abends, wenn sie sich beim Erreichen des Zieles glücklich wieder einfanden. Vielfach trafen sie erst viel später ein als wir selbst, wenn sich besonders gute Kneipen am Wege vorfanden. Wir hatten absolut keinen Nutzen von ihnen und brauchten sie tatsächlich auch garnicht.

Das Wetter war stets in diesen Tagen feucht. Dichter Nebel lagerte in den Tälern und umhüllte auch noch die niederen Kuppen.



Tempel im Gebirge.

Selten einmal drang die Sonne mit ihren Strahlen durch. Nur auf den höheren Gebirgskämmen war die Luft klar, und heller Sonnenschein ließ uns dann aufatmen, ja machte uns sogar oft recht warm. Oft genossen wir von einer größeren Höhe einen wunderbaren Anblick. Tief unter uns wallte ein Nebelmeer, aus welchem Gebirgsspitzen wie Inseln emporragten, freundlich von der Sonne beschienen, deren Strahlen von einzelnen Tempeln oder Niederlassungen, die wie Spielzeug an den Abhängen aufgebaut waren, reflektiert wurden.

Ueberhaupt war die Szenerie am Wege nicht unschön, wenn man sie etwas weiterhin beschauen konnte. Ueberall eilten

Flüßchen in ihren steinernen Betten dahin, hier murmelten Quellen, dort gurrte eine Wildtaube und herrlich sangen die kleinen, bunten Vögel in den Waldbäumen. Wilde Enten und Schwäne belebten die Reisfelder, aus deren Wasserfluten die Stoppeln der abgeernteten Halme hervorblickten. Auch eine Spreenart, der unseren sehr ähnlich, nur mit mehreren weißen Federn in den Flügeln, hielt sich in Scharen dort auf. Diese Vögel schmecken gebraten vorzüglich und sind bequem zu schießen. Oft traf ich mit einem einzigen Schusse 5—6 Stück.

Auf einem Gebirgskamme bemerkten wir auch Kohlenlager. Es ist ein Jammer, daß dieser Kohlenreichtum im Innern Chinas nicht in richtiger Weise ausgebeutet wird. Der Chinese treibt keinen Bergbau, er schürft die schwarzen Diamanten nur von der Oberfläche ab, und nur ganz flache Löcher oder sehr kurze Schächte oder Stollen findet man. Und warum geschieht das? Unter dem Gestein liegt ein Drachen. Dieser darf weder gestört noch gar etwa mit Maschinen verletzt werden, sonst brächte er die schrecklichsten Schrecken über das Land und seine Bewohner!

Bevor wir Yüan ba yi erreichten, sahen wir rechts von unserem Wege oben auf einer Gebirgskuppe wieder ein burgähnliches, stark befestigtes Gebäude, welches trutzhaft ins Tal blickte und wieder eine Schutzfeste war für solche, die sich vor Räuberbanden in schlimmen Zeiten sichern mußten.

Immer weiter nach Westen führte unser Weg. Am 15. November berührten wir viele Ortschaften, in denen der häufigste Erwerbszweig die Herstellung von Lichtern bildet. Diese sind äußerst dünn und werden nur von den Kulis gekauft, welche sie ihren Götzen opfern.

An den Dorfeingängen bemerkten wir vielfach kleine Tempel, nur zwei Meter hoch und einen Meter breit mit spitzem Dache, in Baumgruppen belegen. Vorn ist eine Nische, in welcher ein Götzenbild, aus Lehm primitiv hergestellt, sich befindet. Vor dem Bilde ist ein Gefäß angebracht, in welches die Lastträger ohne irgendwelche Zeremonie brennende Lichter stellen, damit sie der Gott auf ihren

Wegen beschützen möge. Oft sah ich 20 und mehr solcher Lichter die scheußliche Fratze eines Götzen beleuchten.

Die Ortschaften lagen fast alle in dem Schatten zahlreicher Obstbäume. Ueberwiegend fanden sich Birnbäume und Pomelos vor, deren Früchte, groß wie ein Menschenkopf, vortrefflich schmeckten.

Pferde, Maultiere oder Esel sah man hier nirgends, der Wasserbüffel schien sie ganz verdrängt zu haben.

Nachmittags gelangten wir nach Ta tshu hsien.

Da der Mandarin nicht anwesend war, sandte uns sein Vertreter Ehrengeschenke, rote Kissen als Polster für die Stühle, Schlafdecken, rote Tücher, von denen das eine über der Eingangstür zu unserer Herberge, das andere an unserem Tische an der dem Eingange zugekehrten Seite angeheftet wurde, damit jeder Eintretende sie sofort wahrnehmen konnte; Leuchter mit Lichtern und Tee vervollständigten noch die Gaben. Der sie überbringende Diener erhielt 1000 Käsch Trinkgeld und machte dreimal Kotau, bevor er sich mit unseren Visitenkarten wieder entfernte.

Mit unserem Herbergswirte gerieten wir bei unserem Aufbruche am 16. November noch in Differenzen. Der gute Mann versuchte es, uns einen gehörigen Schröpfkopf anzusetzen, als er dann aber merkte, daß wir mit den landesüblichen Preisen durchaus vertraut waren, ließ er seine Rechnung bedeutend herunter.

Der Nebel war wieder so dicht, daß jede Fernsicht ausgeschlossen war. Selbst von einer Höhe von 3000 Fuß, auf der wir in einem Dörfchen kurze Rast hielten, hatten wir keine rechte Aussicht, unter uns wallte der Nebel, vom Himmel hingen die dunklen Wolken hernieder, als ob sogleich eine Sündflut losbrechen sollte. Auf unserem Ritte passierten wir einen noch sehr neuen, bunt mit Landschaften und Bäumen bemalten Peilu. Dieser Ehrenbogen war im Andenken an die Verdienste eines in Cheng tu fu verstorbenen Mandarin gesetzt worden, wie auf einer seitwärts angebrachten Tafel zu lesen war. Solche Ehrenbogen findet man in China vielfach, sie vertreten die Stelle von Denkmälern, wie wir sie kennen, mit der

plastischen Darstellung unserer verdienstvollen Männer. So wurde ja dem ermordeten Gesandten von Ketteler auch nicht ein Denkmal in unserem Sinne gesetzt, sondern ein Ehrenbogen erbaut als Sühne für den Mord.

Die Bevölkerung war in diesen Gegenden sehr freundlich. Bisher hatten wir von dem viel in die Welt hinausposaunten Fremdenhaß nicht viel bemerken können, wenigstens trat uns kein Eingeborener direkt feindlich gegenüber. Die Leute waren hier sehr arm. Das bewiesen schon ihre Wohnhäuser. Sie bestanden durchweg aus Fachwerk. Die Stiele und Schwellen bestanden nicht aus Holz wie bei uns zu Lande, sondern aus Bambusstäben. Die Felder waren mit feinem Bambusgeflecht abgezäunt, welches der dagegengeworfenen Lehmschicht Halt verlieh. Auch die Dächer waren aus solchen Netzen hergestellt, in deren Maschen Stroh und Schilf hineingeflochten waren.



Peilu.

Aus den Hörnern der Wasserbüffel fertigte man hier Dosen und Brillengestelle. Aus den Fasern einer nesselartigen Pflanze stellten die Leute Stricke her. Die Frauen trugen als Schmuck große metallene Halsringe, die Männer Bambusringe an den Handgelenken.

Unterwegs begegneten wir einem Salztransport. Kühe trugen die Lasten. Auch zahlreiche Kulis mit Tabak strebten Wan-hsien zu. Dort wird der Tabak zum Rauchen fertig gemacht. Die Blätter werden naß gemacht, zu einer festen Schicht stark zusammengepreßt

und diese muß dann trocknen, bis ein förmliches Brett entsteht. Diese Platten werden dann gehobelt und so entsteht der feine Staub, den der Chinese in der Wasserpfeife raucht.

Auf den Straßen im Reiche der Mitte gelten fest eingebürgerte Verkehrsregeln, die ich nicht unerwähnt lassen möchte. Jeder Fußgänger, welcher ohne Last dahinschreitet, biegt jedem Lastträger aus, und wäre es der gewöhnlichste Kuli. Jeder Fußgänger, auch der Lastträger, macht einer Sänfte Platz, und eine leere Sänfte gibt stets einer besetzten willig Raum. So entstehen niemals, selbst auf den engsten Wegen nicht, irgend welche Zusammenstöße oder Streitigkeiten.

In Li du choa fanden wir ein leidliches Nachtquartier in einer romantisch am Bergeshange belegenen Herberge, die sogar einen Balkon hatte. Apfelsinen, welche hier in Menge zu haben waren, bildeten eine treffliche Nachspeise zu unserem Mahle.

Nachdem sich die vier Soldaten, welche uns von Ta tshu hsien begleitet hatten, mit dem erhaltenen Trinkgelde verabschiedet hatten, tauchten plötzlich vier andere, gleiche Gestalten auf, die uns vom Mandarin in Kü hsin zugesandt waren. Anstatt irgendwelcher Waffen trugen sie Regenschirme bei sich.

Kü hsien selbst berührten wir nicht, sondern nahmen unseren Weg eine Strecke südlich von dieser Stadt. Woher wußte der Mandarin derselben von unserer Nähe? Wunderbar!

Plätschernder Regen ließ uns am 17. November erwachen. Trotzdem setzten wir uns in Marsch, hoffend, daß es bald besseres Wetter werden würde.

Unmittelbar hinter dem Dorfe mußten wir auf einer Fähre den Kü choa überschreiten. Unser Mulus, unser einziger, wollte wieder nicht in das Fahrzeug, in welches unsere Pferdchen wie die Katzen über Bord hineinsprangen, und mußte schwimmen.

Wir erreichten bald das selbst im Regen anmutige Tal des Cung tang choa, an dessen Nordufer wir entlang ritten, bis wir ihn auf einer steinernen Brücke bei Yo tshing chang überschritten, wo wir, da keine Herberge vorhanden war, am Dorfausgange Rast hielten

und unsere Tiere grasen ließen. Der Regen hatte fast aufgehört und deshalb war dieses Rendezvous ganz nett.

Da unsere Soldaten großes Interesse für unsere Waffen zeigten, schossen wir nach vorher bezeichneten Bäumen mit dem Karabiner und auch mit der Mauserpistole. Dieses Schützenfest lockte natürlich die Dorfbewohner herbei. Sie interessierten sich aber weniger für unsere großartigen Schießerfolge, als sie es vielmehr auf die leeren Patronenhülsen abgesehen hatten, um welche sie sich bald mit einander balgten. Dabei gerieten noch zwei Leutchen in besonderen Streit, der in eine tüchtige Schlägerei ausartete, wobei sie sich fast die Zöpfe ausrissen.

Wir brachen auf, nachdem wir diesem Kampfe ein Weilchen zugesehen, und hatten unterwegs unsere Freude an den zahlreichen, buntgefiederten Vögeln. Reiher, Elstern, Fasanen und Eisvögel sah man überall, und Singvögel jeder Art saßen in den Gebüschen oder auf den Zweigen der Mandarin-Bäume und sahen erschreckt auf die fremden Wanderer nieder.

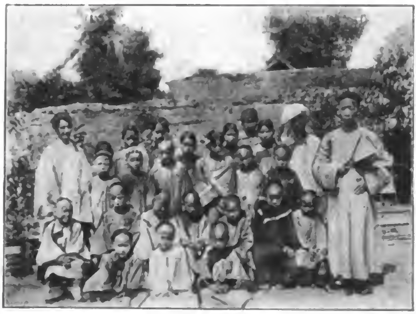
Gegen drei Uhr nachmittags zogen wir in Tching she jen ein und erlebten es hier zum ersten Male, daß ein Herbergswirt uns ohne irgend einen Grund abwies, anscheinend weil wir Europäer waren. Trotzdem ließen wir uns nicht einschüchtern und betraten die Spelunke. Sie war uns aber zu grauenhaft schmutzig, und deshalb suchten wir ein anderes Quartier auf. Auf dem Hofe unserer Herberge gewahrten wir einen Sarg, auf dem ein weißer Hahn festgebunden war. Die Leiche wurde von Shun king in die Heimat des Verstorbenen befördert, denn der Chinese will dort bestattet sein, wo seine Angehörigen wohnen, damit diese die Totenopfer für ihn darbringen können. Wenn sich ein Sohn des Himmlischen Reiches krank fühlt und bemerkt, daß sein Ende herannaht, reist er deshalb auch gern noch in seine Heimat, um dort zu sterben. Es ist dies billiger als der Transport seiner Leiche.

In kurzen Worten möchte ich hier die Gebräuche beim Tode eines Chinesen erwähnen. Die Leiche wird eingesargt und auf den Hof des Hauses gestellt. Dieser ist mit Matten gedeckt und zu

einer geräumigen Halle umgewandelt worden, in welcher die Trauerfeierlichkeiten abgehalten werden. Ueber den Stufen, die zur Eingangstür des Hauptgebäudes führen, wird ein Podium errichtet, über welchem auf vier Eckpfeilern ein giebelförmiges Dach schwebt. Auf dem Podium befindet sich ein Tisch zur Aufnahme der Opfergaben für die abgeschiedene Seele. Auf ihm stehen auch die Totenlampe, Blumenvasen, zwei Leuchter und ein Räucherbecken. An der dem Hofe zugekehrten Seite dieses Tabernakels hängt ein schwerseidener Vorhang von dem Dache herab bis zu dem Deckel des Sarges, welcher dicht an dieser Seite des Podiums steht. An den anderen beiden Eckpfeilern hängen Bänder mit Sprüchen herab. Vor dem Opfertisch befindet sich der etwas niedrigere Libationstisch mit Becken und Becher. Auf dem Fußboden daneben steht die Libationskanne mit dem Opferwein und daneben ein kleines Polster zum Niederknien.

Am ersten Tage nach dem eingetretenen Tode wird vor dem Haustore eine Fahnenstange mit daran befestigtem Opferpapier angebracht, damit hierdurch die Seele des Abgeschiedenen aus der Unterwelt ins Haus zurückgeleitet werde. Der Hof wird mit Laternen geschmückt. Es stellen sich nun die Leidtragenden gewöhnlich am zweiten Tage ein. Sie treten an den Libationstisch und werden von Gongschlägen begrüßt, welche zugleich für eine vor der Tür stehende Musikbande das Signal geben, ihre schauerlichen Weisen ertönen zu lassen. Währenddessen vollbringt der Leidtragende die Libation und begibt sich ins Haus, um zu condolieren. Er bringt eine Gabe für den Toten mit. Die Verbrennung der Opfergaben, die alle aus Papier hergestellt sind, erfolgt der Feuersgefahr halber außerhalb des Hauses an einem Ort, nach welchem sich unter Vorantritt der Musikbande der ganze Zug der Leidtragenden mit den Priestern in feierlicher Weise begibt. Dort knien alle auf mitgebrachten weißleinenen Polstern nieder, die Priester verbrennen die Opfergaben. Zu Hause wieder angelangt, erhebt sich das übliche Wehklagen als Ausdruck des Kummers, daß die Seele nun in der Unterwelt ist. Die Priester erfüllen während dieser Tage eine Unmenge einzelner

Zeremonien, sprengen mit Weihwasser und streuen Teigkügelchen umher. Dabei erschallen laute Litaneien. In der dritten Nacht erreichen diese Feierlichkeiten ihr Ende und die Priester kehren in ihren Tempel zurück. Die Beerdigung findet dann, wie schon früher erwähnt, an einem von den Priestern als glückbringend bezeichneten Tage statt. Die letzte Nacht vor der Bestattung bringen die Angehörigen schlaflos und am Sarge kniend zu.



Missionsschülerinnen.

Am 18. November ging es früh weiter. Ich hatte mich am Abend zuvor, weil ich stark erkältet war und Husten und Schnupfen hatte, früher als gewöhnlich unter die Decken begeben und fühlte mich daher, ordentlich durchgewärmt, wieder frischer zur Reise.

Unser einziges Maultier war tags vorher vernagelt worden und ging auf drei Beinen. Natürlich konnten wir ihm die Geldlast unter diesen Umständen nicht aufbürden und beauftragten unsere Soldaten, zwei Kulis zum Tragen der Kisten zu beschaffen. Unterdessen bemühten wir uns selbst, das Eisen von dem Hufe herunterzubringen. Eine gaffende Menge rührte kein Glied, als wir baten, uns Hammer und Zange zu leihen, teilnahmlos sahen die Leute unseren vielen Versuchen, das Kunststück mit Hilfe von Kücheninstrumenten fertig zu bringen, zu. Endlich gelang es uns unter dem Gezeter

des Kochs, der für seine Sachen fürchtete. Inzwischen schleppten die Soldaten zwei widerwillige Träger herbei, die kolossale Forderungen stellten. In unserer Notlage blieb uns nichts weiter übrig, als dieselben zu bewilligen, und wir zahlten ihnen dann die Hälfte, wie üblich, sofort aus. Die Geldkisten wurden mit dem Tragegerüst an zwei Stangen befestigt und los ging die Reise. Mulus geht ledig jeder Last auf drei Beinen mit.



Missionsschüler, Knaben und Mädchen.

Kaum waren wir unterwegs, als der Himmel seine Schleusen öffnete. Es war nur gut, daß unsere Soldaten Regenschirme hatten anstatt der Waffen, sonst hätten sie es vielleicht alle so gemacht wie der eine, welcher ohne dieses Schutzdach war. Dieser nahm nämlich ohne weiteres einem Chinesen, der seinen Schirm vor die Tür gestellt hatte, während er wohl im Hause zu tun hatte, denselben fort und antwortete auf unsere diesbezüglichen Vorstellungen, er würde ihn morgen wieder zurückbringen. Sicherlich hat er dieses vergessen. Die Polizeisoldaten sind groß in solchen Sachen. Sie entnehmen von Kaufleuten ihre Bedürfnisse ohne weiteres und denken garnicht daran, sie zu bezahlen. Jene Geschäftsleute verhalten sich dabei auch völlig ruhig, denn sie fürchten, daß die Soldaten sie beim Mandarin anschwärzen, und sie dann womöglich eingesperrt werden

würden. Die Chinesen haben eine enorme Geduld. Sie lassen sich diese Zustände ruhig gefallen und denken garnicht daran, zu murren oder sich gegen die Bedrückungen durch die Beamten aufzulehnen. Da ihnen andere, bessere Zustände bei ihrem engen Gesichtskreise völlig fremd sind, gibt es auch keine Agitation, und ein sozialdemokratischer Volksbeglücker würde tauben Ohren predigen. Rafft einmal eine Dürre, eine Hungersnot, eine Ueberschwemmung tausende hinweg, der Staat hilft nicht, um dem Uebel zu steuern, er gibt keinen Käsch, um den geschädigten Leuten bei der Wiederherstellung ihres zerstörten Besitztums behilflich zu sein. Die Mandarine schaffen keinen Rat und brauchen das geduldige Volk auch nicht zu trösten oder zu beruhigen. Infolgedessen herrschen so oft die ärmlichsten Verhältnisse. Es gibt in China keinen Mittelstand, es gibt nur sehr reiche oder sehr arme Leute, die eigentlich bloß vegetieren. Bei den geringen Löhnen kann trotz dem eifrigsten Fleiße, trotz der größten Sparsamkeit kein Wohlstand aufkommen. Es kommt dabei nun auch noch die häufige Blödsinnigkeit in der ganzen Handlungsweise der Chinesen hinzu und die äußerst primitiven Hilfsmittel, die sie bei allem ihrem Tun und Treiben haben. Trotzdem sind die Leute glücklich und fröhlich. Sorgen sind dem Chinesen unbekannt, er macht sich keine, er erträgt jedes Geschick mit Gleichmut, weil es eben sein Geschick ist.

Als wir in Loa dia tschwang frühstückten, hörte es zu regnen auf und wir beschlossen in unserem Kriegsrate, weiter zu reiten. Unterwegs amüsierten wir uns köstlich über die Panik, welche mein Hund Carlo unter seinen chinesischen Gattungsgenossen verursachte. Sobald er erschien, rissen die gräßlichen Köter in wilder Flucht aus, als ob sie den leibhaftigen Satan gesehen hätten. Carlo war viel zu vornehm, um dieses Hundeproletariat auch nur eines Blickes zu würdigen.

Nach einem Marsche von 56 km nahmen wir Herberge in Tiau dang ba und fanden gute Aufnahme.

Sobald wir unter Dach waren, plätscherte der Regen wieder lustig los und ergoß sich während der Nacht in Strömen hernieder.

Als wir aber am 19. November morgens uns in Bewegung setzten, hatte der Himmel Mitleid mit uns. Er blieb zwar stark bewölkt, aber es regnete doch nicht mehr, und wir konnten trocken unsere Straße auf einer Hochebene dahinziehen.

Bei Dung guan tang überschritten wir den Lu dji choa auf einer schönen steinernen Brücke und später den Bau ning choa, auf den Karten Kia ling kiang genannt, auf mehreren Booten. Damit waren wir in Shung king fu, einem größeren Ort, wie schon aus der Bezeichnung Fu hervorgeht, glücklich angelangt.

Der Name eines Flusses lautete fortwährend anders. Ein und derselbe Fluß wird mit verschiedenen Namen benannt, je nach der Nähe des Ortes, an welchem er gerade vorbeifließt. Der Chinese gibt ihm den Ortsnamen und hängt das Wort choa (Fluß) an. So ist es für den Fremden sehr schwer, sich zurecht zu finden, zumal die Karten natürlich der Eigentümlichkeit dieser chinesischen Sitte nicht Rechnung tragen. Unterwegs fanden wir Höhenzüge, welche mit Eichen bestanden waren; das war ein freudiger Anblick, denn dieser Baum ist in China außerordentlich selten. Er erinnerte uns an unsere deutsche Heimat.

In Shung king fu war ein großer Teil der Herbergen so vollgepfropft, daß wir keinen Raum fanden, auf einen anderen Teil verzichteten wir ihrer zweifelhaften Güte wegen nur allzu gern. So fanden wir erst nach einstündigem Umhersuchen eine gute Unterkunft.

Wir brachten unseren äußeren Menschen in Ordnung und begaben uns dann zu den Missionaren. Den französischen Missionar trafen wir nicht an, der englische aber, Mr. Evans mit seiner Frau nahmen uns in der freundlichsten Weise auf und duldeten nicht, daß wir an ihrem Abendessen nicht teilnehmen wollten. Die Hausfrau ließ es sich nicht nehmen, uns Brot und Kuchen für die weitere Reise zu backen, und sandte beides uns in der fürsorglichsten Weise zu. Wir bewiesen unsere Dankbarkeit durch eine namhafte Stiftung für die Missionskasse.

Der Ortsmandarin hatte uns sogleich nach unserer Ankunft in

der Stadt eine Ehrengarde von vier Soldaten gestellt. Viele Bilder konnten wir aber beim besten Willen mit den Kerlen nicht herausstecken, wir wunderten uns nur, daß das Volk diesen lahmen und gebrechlichen Menschen gehorchte und sich ihre Hiebe gefallen ließ, die sie unbarmherzig mit ihren wuchtigen Knütteln, ihren einzigen Waffen, austeilten, sobald ihnen und uns nicht rechtzeitig bei unseren Ausgängen Platz gemacht wurde. Uns zu Ehren hatten die Leute zwar ihr bestes Obergewand, ganz neue rote Soldatenkittel, angelegt, unten aber sahen sehr zerrissene Beinkleider hervor, und nur recht mangelhaftes Schuhwerk bekleidete ihre Füße. Waren wir unter Dach, so standen sie vor der Tür aufgebaut da, gingen wir aus, so eröffneten zwei den Zug und zwei schlossen ihn.

Als wir abends von der Mission in unser Quartier heimkehrten, meldete uns einer unserer Soldaten aus Wan-hsien, ein anderer Soldat hätte ihm sechs Taels gestohlen, das Geld, welches ihm ein Offizier zur Uebermittlung an seine in Cheng tu wohnhafte Mutter anvertraut hätte. Er verlangte von uns eine Untersuchung der Angelegenheit, wir lehnten sie aber, wohl wissend, daß sie doch resultatlos verlaufen würde, ab und wiesen den Mann an den Mandarin. Der Bursche mochte dieser Behandlung der Sache jedoch etwas skeptisch gegenüberstehen und kam mit seinem Kameraden aus Wan-hsien auf eine andere Art der Lösung dieser Frage. Er verfolgte ein uns freilich recht zweifelhaft erscheinendes Verfahren. Auf seine Veranlassung begaben sich am folgenden Morgen vor unserem Aufbruche alle Chinesen, welche in den Verdacht des Diebstahls kommen konnten, in einen Tempel, den Cheng choang miao, wo jeder vor dem Götzen Kotau machte und ein Zettelchen mit seinem Namen, seinem Geburtsdatum und Heimatsort verbrannte. Der Götze sollte nun den Dieb ermitteln und ihn mit einem plotzlichen Tode sofort bestrafen. Anscheinend fiel dem lao ye, dem alten Herrn mit den Glotzaugen, die Erledigung der ihm gestellten Aufgabe ebenso schwer, als sie den menschlichen Richtern gefallen wäre, denn so lange wir die verdächtigen Leute bei uns hatten, erfreuten sie sich trefflicher Gesundheit und waren ihres Lebens froh.

In Shung king fu sollte ich auch ein allerdings etwas verspäteter Zuschauer einer Prozession sein, von der ich deshalb nicht mehr alles sehen konnte. Unter einer entsetzlichen Musik schritten eine Menge Fahnenträger einher, Ehrenschirmträger, aufgeputzte Kinder, Gongschläger und 16 Träger mit einer grünen Sänfte, welche mit gelber Seide ausgeschlagen war. In ihr thronte ein recht grimmig herniederblickender Götze mit mächtigem, schwarzen Schnauzbart und einer Krone auf dem Kopfe. Das dicht gedrängte Volk auf den Straßen verneigte sich vor dieser Puppe tief oder machte Kotau, selbst die Kinder auf den Armen der Mütter mußten ihr Ehrfurcht beweisen. Die Leute verbrannten Papiergeld, und überall sah ich vor den Häusern Räucherstangen brennen. Wie ich erfuhr, war der Tag, der erste des zehnten Monats, dem Andenken der Verstorbenen geweiht. Der Götze sollte für das verbrannte Scheingeld den Toten neue Winterkleider geben.



Strasse in Shung king.

Mit unseren Kulis hatten wir hier einen besonderen Tanz. Gewöhnlich halten sie in Shung king fu einen Ruhetag, wenn sie dorthin kommen. Uns lag aber viel mehr daran, die Zeit zu benutzen, als in der Stadt, die nichts Interessantes bietet, herumzulungern. Wir hatten deshalb keine Lust, an dem alten Kuligrundsatz festzuhalten und gaben Anweisung, am nächsten Morgen um 7 Uhr aufzubrechen, ohne uns an die mürrischen Gesichter zu kehren.

Als der 20. November angebrochen war, schliefen unsere Träger, ohne unsere Befehle zu beachten, ruhig und sanft in den Tag hinein.

Wir machten kurzen Prozeß und holten sie einfach vom Hausboden, wo sie unter dem Dache ihre Lagerstätten hatten, herunter, ließen uns auch auf eine von ihnen vorgeschlagene Kontraktänderung nicht ein und trieben energisch zum Weitermarsch. Sie wollten bei Gewährung eines Ruhetages nämlich auf ihren Tagelohn verzichten — nach dem Vertrage mußten wir ihnen auch die Ruhetage bezahlen — es hätte also bei der Abrechnung nur Weiterungen gegeben, wenn wir nicht unbeugsam geblieben wären.

So zogen wir denn im Regen aus dem westlichen Tore hinaus und kletterten nach Ueberschreitung des Hsi choa auf der Yung nan ciao (ciao = Brücke) die Steinstufen zum Djin tchüan shan (Goldteichberg) langsam hinauf. Die Luft war so dick, der Himmel so trübe, daß eine Fernsicht oder ein Einblick in die Täler, welche links und rechts von dem Kamme sich befanden, auf dem wir dahinritten, völlig ausgeschlossen war. Desto schneller konnte daher unsere Reise von statten gehen. Nur einer unserer Soldaten war imstande, mit uns Schritt zu halten. Nur eine Rast von fünf Minuten wurde gehalten, es ging den ganzen Tag über schlank weiter, bis wir abends um $6^1/_2$ Uhr nach Zurücklegung von 60 Kilometern in Pang chi hsien Halt machten. Das war freilich kein Ruhetag für unsere Kulis gewesen!

Merkwürdig war es, daß trotz der Schnelligkeit unseres Marsches der Mandarin schon wieder von unserer bevorstehenden Ankunft Kenntnis erhalten hatte. Telegraphische Verbindung gibt es nur zwischen den ganz großen Städten, Zwischenstationen fehlen, also konnte eine Benachrichtigung auf diesem Wege nicht erfolgt sein. Ein Läufer mußte sofort nach unserer Ankunft in einem Orte mit der Abschrift unserer Pässe nach unserem nächsten Ziele geeilt sein und so von Yamen zu Yamen unsere Annäherung berichtet haben.

Er sandte uns wieder einige Soldaten entgegen, die uns in eine gute Herberge brachten. Dort lagen schon Geschenke des Mandarin für uns bereit. Nudeln, Tee, Lichte und Kuchen. Auch war das Quartier sauber hergerichtet.

So anerkennenswert diese Liebenswürdigkeit war, konnten wir

dem guten Manne doch nicht danken, weil wir zu sehr ermüdet waren, und mußten uns begnügen, ihm unsere Karten zu senden.

Erst um 7 Uhr langten unsere letzten Träger an. Sie hatten mit Laternen sich zurechtfinden müssen.

Unser lahmes Maultier konnte uns nichts nutzen, das Uebel ließ nicht nach, und so benutzten wir hier eine sich bietende Gelegenheit, das Tier zu verkaufen.

Damit beschlossen wir unser Tagewerk, und bald schnarchten wir um die Wette.

Beim Ausreiten am anderen Morgen, den 21. November, sahen wir unser verkauftes Grautier noch einmal. Es war an einer Straßenecke vor einem Hause angebunden und schien sich bei dem ihm vorgeworfenen Strohfutter nicht behaglich zu fühlen, sondern sich nach den Fleischtöpfen Egyptens zurückzusehnen.

Der Begleitsoldatenwirtschaft waren wir herzlich satt geworden. Entweder konnten uns die Leute nicht folgen, oder sie trieben allerlei Allotria. Obschon wir unter Hinweis auf die beiden Männer, die von Wan uns bis Chengtu begleiten sollten, auf weitere Hilfe verzichteten, schickte uns der Mandarin dennoch drei Leute und einen Unteroffizier. Es half alles nichts, wir mußten uns ihre Begleitung oder Anwesenheit gefallen lassen.

Es war so neblig, daß wir kaum zehn Schritte weit sehen konnten. Als wir aber in höhere Regionen kamen, hatten wir wieder, wie in letzter Zeit so oft schon, den schauerlich schönen Eindruck, als ob wir inmitten eines wallenden Meeres beim schönsten Sonnenschein unter azurblauem Himmelsdache auf einer Insel dahinpilgerten und in größeren oder geringeren Entfernungen andere Inseln erblickten.

Die Wälder hatten aufgehört. Die Berge waren mit herrlichem Graswuchse bedeckt, duftende Veilchen lugten zwischen den feinen Halmen hervor.

Als wir wieder ins Tal kamen, war der Nebel verschwunden, wenigstens konnten wir die außerordentlich zahlreichen Salzwerke betrachten, die es in dieser Gegend gibt.

Die Gewinnung des Salzes ist sehr interessant. Ueberall befinden sich im Erdboden tiefe Löcher von etwa $1^1/_2$ Fuß lichter Weite, mit Holzbekleidung abgesteift. In diesen Löchern sammelt sich Salzwasser an. Neben dem Loche ist nun ein Gestell mit einem Rade von 4—6 m im Durchmesser aufgestellt. Um dieses Rad, welches ziemlich breit und ähnlich wie bei einer Wassermühle mit Schaufeln versehen ist, damit die Kulis darauf treten können, um es zu bewegen, ist ein Bambusseil von einer Länge bis zu 200 Fuß aufgewickelt. Soll nun Salzwasser geschöpft werden, was täglich zweimal, des Morgens und des Abends, geschieht, so wird in den Brunnen mit Hilfe des Seiles ein Bambusrohr, eine Stange von 15—20 m Länge, hinuntergelassen. Das Rohr hat unten und oben eine eiserne Spitze mit je einem Loch, welches sich selbsttätig durch einen Lederpfropfen verschließt. Es wird so tief hinabgelassen, daß es sich mit Salzwasser völlig anfüllen kann, und dann heraufgewunden. Der Lederpfropfen wird darauf entfernt, und das Salzwasser läuft in einen untergehaltenen Eimer ab. Ein Brunnen liefert jedesmal bis zu drei Eimern Wasser. Dieses wird zu einem „Salzgewinner" gebracht, welcher den Eimer, je nach der Qualität, mit 70—100 Käsch bezahlt. Er filtert das Wasser dann durch Strohmatten und kocht es ab, bis er das Salz vom Wasser geschieden hat.

In dieser Gegend war das Salz blendend weiß, während ich es sonst nur in China immer grau gefunden hatte. Das Pfund kostete 44 Käsch.

Bei Chuei chia tschwang (tschwang = Dorf) kamen wir an einem verlassenen und verfallenen Fort vorüber. Nur die Ringmauer und das Tor waren noch einigermaßen erhalten. Die inneren Baulichkeiten, welche wohl nur aus Lehm errichtet waren, lagen in Trümmern. Ein Lehmhaufen verriet jedesmal die Stätte, wo ein Kasernement gestanden hatte. Steine und Holzteile waren verschwunden und jedenfalls eine begehrte Kostbarkeit für die Dorfbewohner gewesen. Auffallend viele Pailus befanden sich auf unserem Wege. Die unter Wasser stehenden Felder deuteten auf ergiebigen Reisbau hin.

Wir hatten Gelegenheit, einen Chinesen bei einem Werke zu beobachten, das uns erst schleierhaft war. Der Kerl hatte die Hosen ganz hoch aufgekrempt oder vielleicht ganz abgelegt und watete in dem Morast der Reisfelder umher. Ueber die Schulter gehängt trug er einen Beutel an einem Bastseile, in der linken Hand hatte er einen kegelförmigen Korb mit abgeschnittener Spitze, oben und unten offen, mit der rechten Hand machte er mit einer Stange im



Soldaten einer Tschang be yün.

Wasser Bewegungen, als ob er mähte. Dann stürmte er plötzlich auf eine Stelle los und setzte schnell den kegelförmigen Korb in das trübe Naß, faßte oben in die Oeffnung hinein und rührte in dem Morast umher. Oft ging er weiter und nahm den Korb wieder heraus, das Mähen begann von neuem. Dann stülpte er wieder den Korb ins Wasser und so ging es weiter, bis wir schliesslich sahen, daß er einen Fisch zutage förderte, den er in den Beutel verschwinden ließ, welchen er auf dem Rücken trug, und dann sein Beginnen mit mehr oder weniger Erfolg fortsetzte. Der Mann fischte. In dem Moorboden haben Fische ihre Schlupfwinkel. Mit der Stange jagt er sie dort heraus, merkt sich die Stelle, wo der Fisch sein neues

Versteck sucht und stülpt dann schnell den Korb dorthin, wo er mit der Hand so lange sucht, bis er seine Beute ergriffen hat, wenn diese ihm nicht entwischt.

Bei unserer Mittagsrast in Guan shan tschwang bestürmten uns fliegende Händler in großer Menge und boten uns ihre Waren an. Unter den Speisen war viel ekelhaftes Gemisch. Sauber sah aber gekochter Reis, mit braunem Zucker übergossen aus und mundete mir ebenso gut wie Wall- und Erdnüsse, welche ebenfalls mit solchem Zucker kandiert waren. Ein anderer Händler bot uns Rauchgelegenheit. Er hatte eine Wasserpfeife, deren Rohr durch immer aneinandergeschobene Mundstücke sehr verlängert werden konnte. Während man für einen Käsch den üblichen einen Zug rauchen konnte, stopfte er einen neuen Pfeifenkopf, setzte ihn in Brand und reinigte den anderen, sodaß das Geschäft ohne Unterbrechung fortgehen konnte, ein Manöver, ganz für die Bequemlichkeit der Chinesen geschaffen.

Gegen Abend gelangten wir nach Ta yü du und zu einem dort Ta yü du choa genannten, 300 m breiten Flusse, der aber eigentlich Tun chuan choa heißt. Auf Schiffen setzten wir hinüber nach Fei choa tschen, wo wir zur Nacht blieben. Das Tal des Flusses war mit Roggen, Kartoffeln und roten Rüben bestellt und prangte in frischestem Grün. Der Fluß selbst war außerordenlich mit Dschunken belebt.

In unserer Herberge quartierte auch der chinesische Major Wang, welcher für die Tshang be yün-Armee 1000 Rekruten nach Chengtu ausheben sollte.

Bei der Aushebung gelten folgende Vorbedingungen: Der sich meldende Mann, nach unserer Bezeichnung der Rekrut, muß von tadelloser Führung sein, für welche sich der Ortsälteste und sonstige Ortsinsassen verbürgen müssen, er muß lesen und schreiben können, muß seine Familienverhältnisse genau kennen, er darf nur zwischen 18 und 35 Jahre alt, nicht unter vier Fuß groß sein, muß in 2 Stunden 20 Li zurücklegen und 100 catties (60 kg) heben können.

Spieler, Opiumraucher und Leute mit Gebrechen oder sonstigen Lastern werden nicht genommen. Seine Körpergröße wird gemessen,

indem er durch ein reckartiges Gerüst, dessen Querbaum die Mindestgröße angibt, hindurchgehen muß. Der Infanterist erhält, wenn er in der Kompagnie exerziert, täglich 80 Käsch, im Bataillonsverbande 100 Käsch. Durchschnittlich kommt er so auf monatlich 3—4 Taels, der Kavallerist auf das Doppelte dieses Betrages. Der Soldat muß sich seine Nahrung, sein Essen und Trinken, das Futter für sein



Polizei-Soldaten.

Pferd von seinem Offizier kaufen, er muß für sich und sein Roß, da es Kasernen nicht gibt, selbst ein Unterkommen beschaffen, wie er auch sein Pferd selbst mitbringen und für seine Uniform einen Preis von 5 Taels entrichten muß, eine Summe, die ihm freilich zurückerstattet wird, wenn er seinen Abschied nimmt. Durch dieses System haben die Offiziere einen ganz netten Nebenverdienst. Sie erhalten auch nur ein geringes Gehalt. Der Leutnant bekommt monatlich 11 Taels, der Hauptmann 25, der Major 40—60, der General 300.

Noch im Dunkel des Morgens des 22. November setzten wir die Reise fort und zwar durch eine mäßig hügelige Landschaft. Hin und wieder zeigte sich eine Bergspitze seitwärts, und fast jedesmal

stand ein Tempel darauf. Wie in Siebenbürgen die evangelischen Gemeinden ihre Kirchen trutzhaft mit Mauern umgeben haben, so waren auch diese Tempel befestigt. Die Tempelfestungen sollen zur Zeit des Mohamedaneraufstandes entstanden sein und erst im Jahre 1902 während der Hungersnot in den Provinzen Kantung und Kanchi der Bevölkerung gegen von dort herbeikommende Räuberbanden Schutz gewährt haben.

Terrassenförmig bauen sich die Berge auf und sind zumeist mit Roggen angebaut. Auch Ingwer gedeiht sehr gut. Spanischer Pfeffer wird viel gepflanzt und von den Chinesen gern gekocht und als Gemüse verzehrt. Gott sei Dank, daß ich kein Chinese bin; ich versuchte das scharfe Zeug einmal zu genießen, war aber nicht imstande, es hinterzubringen, ich fürchtete, mir wäre die Zunge verbrannt.

Salzwerke waren nicht mehr zu finden.

In Guan yin ciao machten wir Halt und wurden hier von vier Polizeisoldaten, die uns der Distriktsmandarin aus San tei hsien geschickt hatte, erwartet. Sie trugen sehr lange Speere und sahen fast wie altrömische Krieger aus, wenn man den Zopf nicht bemerkte. Diese Polizeisoldaten, Lien bing, erhalten nur 3000 Käsch monatlichen Sold und führen nur ein besseres Leben, wenn sie ihren Herrn oder einen anderen über Land begleiten. Sie erhalten dann eine tägliche Zulage von 80 Käsch, was auch nicht viel sagen will. Sie sind übrigens wohl zu unterscheiden von den Soldaten des Heeres und sind nur eine Polizeitruppe.

Auf der ganzen Reise von Wan hsien an war es meist mit Pferdeställen bei den Herbergen recht schlecht bestellt. Entweder fehlten sie ganz oder reichten nicht aus. Nun war es aber stets nasses Wetter und nachts ziemlich kalt, sodaß die Ponys nicht gut unter freiem Himmel bleiben konnten. Wir brachten sie daher meist auf Anordnung der Mandarine in den Tempeln unter, woran die Ortsinsassen auch niemals Anstoß nahmen.

In unserer Herberge gab es nichts zu essen, das uns angenehm gewesen wäre. So griffen wir denn in unsere eigene Vorratskammer.

und eine Erbswurst nebst Fleischkonserven löste einmal das gewöhnliche Huhn mit Reis und die Eier mit Kuchen in sehr willkommener Weise ab.

Mit gierigen Augen umstanden uns die wackeren Einwohner von Guan yin ciao nun. Das Mahl selbst interessierte sie aber nicht, sie liebäugelten mit den Konservenbüchsen, die wir auch einem freundlichen Jungen schenkten. Damit waren unsere Kulis aber nicht einverstanden, wie wir aus ihren Blicken lesen konnten. Es war ihnen eine Squeeze entgangen. Sonst waren sie es, die wie Stoßvögel über diese Blechbüchsen herfielen, um sie bei nächster Gelegenheit zu verkaufen. Deshalb warfen sie wütende Blicke auf den glückstrahlend mit seiner Beute abziehenden Jungen.

Am 23. November blickte der Himmel wieder recht trübe uns an, die Wolken hingen fast lose herunter und drohten, jeden Augenblick sich zu ergießen.

In einige Verlegenheit kamen wir, weil heute unsere Uhren alle verschieden gingen, eine der meinen war sogar stehen geblieben. Wir nahmen die mittlere Zeit an und warteten auf einen Sonnenstrahl zur Mittagszeit, um genaue Zeitangaben zu erhalten. Selten ist ein Chinese im Besitze einer Uhr, er richtet sich nur nach der Sonne, und scheint diese nicht, so versteht er es, aus dem Ausdehnen und dem Zusammenziehen der Pupille eines Katzenauges annähernd die Zeit zu bestimmen.

Wir ritten immer noch weiter nach Westen und kamen durch viele Ortschaften, die einen recht wohlhabenden Eindruck machten. Die Häuser waren neu angestrichen, die Zimmer der Herbergen gut tapeziert, ein sehr seltener Anblick. Wir konnten auch den Grund dafür erfahren. Vor einem halben Jahre benutzte auf dem Wege von Chengtu nach Peking der Gouverneur von Szechuan diese Straße. Leider gelang es uns nicht immer, gerade dort abzusteigen, wo er logiert hatte, weil oft diese Herbergen schon voll besetzt waren.

Zwei Merkwürdigkeiten fielen uns in diesen Gegenden auf. Während sonst in China es nur schwarze Schweine gibt, fanden wir hier sehr häufig schwarzweiß-gefleckte Schecken. Zum anderen be-

stand hier eine sonderbare Art, an Bäumen, besonders dem Mandarinbaum Neuanpflanzungen vorzunehmen.

Die Leutchen hatten Zweige abgeschnitten, sie entweder in einen Blumentopf gesetzt, oder einfach mit einem Klumpen Erde an dem abgeschnittenen Ende umgeben und diese Erdballen dann wieder an demselben Baume befestigt. Oft konnte man 10 oder mehr solcher Töpfe oder Ballen an einem Baume sehen. Diese Pflanzen gaben ihm einen wunderlichen Anblick, sie sproßten aber ganz munter und trugen sogar Früchte.

Nach einer Leistung von 50 km erreichten wir Fa cang dun. Ich verbrachte eine sehr schlechte Nacht. Unser Logierraum hatte nur eine leichte Bambusdecke, welche mit Papier beklebt war. Dort oben hielten die Ratten gerade einen Ball ab. Sie trabten und sprangen umher, daß sich die Balken bogen und machten einen fürchterlichen Skandal. Jeden Augenblick fürchtete ich, solch Tierchen würde durch eines der vielen Löcher abstürzen und mir einen Besuch abstatten. Ich bin nun gerade kein Freund dieser langschwänzigen Gesellschaft und wünschte nicht, ihre nähere Bekanntschaft zu machen. Glücklicherweise hatte ich es nicht bemerkt, daß sie doch zu uns eingedrungen waren, erst am Morgen gewahrte ich, daß sie sich über eine Wurst, welche wir in Ermangelung von Eiern und Fleisch zum Frühstück verzehren wollten und auf den Tisch gelegt hatten, erbarmt hatten. Sie war für uns geliefert. Auch die Talglichter hatten die Feinschmecker angefressen. Besonders ärgerlich war ich aber darüber, daß sie auch die Bälge von vier Vögeln, die ich tags vorher geschossen hatte, bis auf einige Federn vertilgt hatten.

Wieder war es trübe und bewölkt, als wir am 24. November unseren Marsch fortsetzten. Vier Soldaten mit langen Säbeln in Lederscheiden, Waffen, die die Leute mit Stolz erfüllten, waren heut das notwendige Uebel unserer Begleitung. Aber auch zwei Kulis liefen mit uns, vorgebend, sie wären Köche, von ihrem Herrn gesandt, uns zu bedienen. Die Kerle sahen entsetzlich aus und waren über und über mit Krätze behaftet. Diese Menschen hatte

uns sicherlich kein Herr als Köche zugeschickt, offenbar war es ein Trick dieser Schmutzfinken selbst, nur um Trinkgeld zu verdienen. Wir erklärten ihnen, Köche nicht gebrauchen zu können, und daß wir ihnen kein Trinkgeld geben würden, aber sie verließen uns nicht, waren vielmehr sehr mißvergnügt, als wir ihnen jedes Trinkgeld am anderen Morgen ausschlugen, soviel sie auch bettelten. Wir durften aber nicht nachgeben, sonst hätten wir auf diese Weise täglich solche Gesellen bei unserer Karawane gesehen.

Unser Weg bot nichts Interessantes. Zahlreiche Eisvögel und Schnepfen belebten die Reisfelder, welche mit großen Mandarinbaumplantagen abwechselten. Wälder gab es nicht. Die Mandarinfrüchte sind billig und zahlreich, die Bäume konnten die Last kaum tragen. Wir taten uns gütlich an der saftigen, wohlschmeckenden Frucht und stopften uns alle Taschen mit den kleinen Dingern voll.

Wie wir unseren Tagesmarsch mit der Ueberschreitung eines Flusses, des Tching ji choa, begonnen hatten, so beschlossen wir ihn auch mit dem Uebergang des 200 m breiten Djiao djia du choa. Mittels Dschunken wurde dies bewerkstelligt.

In Djiao djia du, einer sehr schmutzigen Stadt, blieben wir zur Nacht.

Am folgenden Tage, dem 25. November, wollten wir unter allen Umständen Chengtu erreichen und damit einen weiteren Abschnitt unserer Reise beenden. Schon um 4 Uhr morgens versuchten wir aufzubrechen, mußten es aber bei diesem frommen Wunsche belassen, denn es war tatsächlich stockfinster, und zudem regnete es. Gegen 6 Uhr ging es los, obschon es natürlich noch lange nicht Tag war. Auf Booten setzten wir wiederum über den Djiao djia du choa und ritten zwischen Roggenfeldern durch ein hügeliges Gelände.

Als es hell geworden war, versuchte ich das Jagdglück und schoß außer einer großen Zahl Spreen einen weißen Reiher. Ich freute mich riesig über diesen Erfolg, denn die in großen Scharen lebenden Reiher sind sehr scheu, es ist ihnen beinahe noch schwerer beizukommen, als ihren Gattungsgenossen bei uns. Zwei dieser Vögel führten gerade einen erbitterten Kampf miteinander und bissen sich,

daß die Federn flogen. Dabei gelang es mir, mich heranzupürschen und den einen der Kämpen zu erlegen.

Meinen Boy und den Mafu hatten wir nach Cheng tu vorausgeschickt, sie sollten uns ein gutes Unterkommen besorgen, weil wir dort einige Tage verbleiben wollten.

In Tei chin tschwang erwarteten uns vier neue Polizeisoldaten, die alten Schwertträger verließen uns. Auch zwei Kulis, vorgeblich Mandarindiener, versuchten wieder denselben Trick, wie vorher schon die krätzekranken angeblichen Köche. Wir verhielten uns natürlich wieder ablehnend.

Unterwegs fanden wir an der Straße einen Kuli auf einem Steine sitzend, der emsig beschäftigt war, seinen Körper selbst zu flicken. Der Mensch hatte sich am Hacken eines Fußes die Haut aufgerissen und nähte sich die Wunde mit einer Stopfnadel und einem blauen Wollfaden zusammen. Sicherlich war der gefärbte Faden anilinhaltig, doch eine Blutvergiftung trägt ein Chinese kaum davon, es ist erstaunlich, was diese Leute ertragen können. Sie haben ein außerordentlich zähes Leben und eine vortreffliche Körperkonstitution. Hygienische Gesetze gibt es nicht, und wären sie vorhanden, so würde doch kein Mensch sie befolgen. Aerztliche Hilfe brauchen die Leute selten, sie widerstehen ohne solche meist jeder Krankheit, sie können die größten Schmerzen ertragen, ohne mit der Wimper zu zucken. Dabei haben kranke Leute keine Ruhe. Bei uns ist doch erste Bedingung, einem Kranken jede Aufregung fern zu halten. Anders in China. Die ganze Verwandtschaft und Bekanntschaft eilt herbei, um ihn zu besuchen. Die Krankenstube gleicht einem Taubenschlage. Die Mäuler stehen nicht einen Augenblick still. Das alles schadet dem Patienten selten oder garnicht. Es ist ein zähes Volk und langlebig dazu. Man findet überall sehr alte Leute.

Nach längerem Ritte stießen wir auf die Hauptstrasse Chengtu—Tung tschou. Sie ist sehr breit und mit Steinquadern und Steinplatten belegt, aber bei dem fehlenden Gemeinsinn der Bevölkerung natürlich im Verfall. Die Straße bot ein sehr belebtes Bild. Hunderte von Trägern benutzen sie, hunderte von Schiebkarren passieren

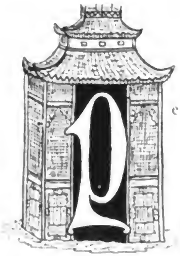
aneinander vorbei. Einzelne derselben dienten auch als Personenbeförderungsmittel. Ein Bambusstühlchen war auf der Karre befestigt, welche ein Kuli über das holprige Pflaster schob. Da das Gefährt der Federn ermangelt, muß es nicht gerade angenehm sein, darauf zu fahren. Ein entsetzlicher Geruch verpestete die Luft. Das kam einmal daher, daß Karren mit Jauchetonnen zu Dutzenden hintereinander gefahren wurden, und zum anderen von öffentlichen Anlagen an den Straßenrändern, die jeder guten Sitte und Hygiene spotteten. Ueberall befanden sich ausgehöhlte Steine, die als Bedürfnisanstalten dienen sollten und auch wirklich dazu dienten. Endlich kam Chengtu in Sicht, und zugleich setzte der Regen wieder ein. Da unsere Diener uns am Eingange zur Stadt nicht, wie verabredet war, erwarteten, begaben wir uns zum Yamen. Dort wurde uns eine gewisse Herberge als die beste im Orte bezeichnet, und wir suchten sie auf. Der erste Eindruck war nicht schön, aber dann erkannten wir sehr bald, daß man uns richtig und gut geraten hatte. Bei unserem Eintreffen erhoben die Weiber ein furchtbares Geschrei, sie fürchteten sich vor uns und wollten uns nicht im Hause dulden, aber der Hausherr war vernünftig und beruhigte sie bald.

Es war bereits dunkel, als wir endlich zur Ruhe kamen, nachdem das Gepäck geordnet und für die Pferde gesorgt war.

Wir hatten in 14 Tagen 603 km ohne Ruhetag zurückgelegt.

IX.

Cheng tu.



Peking, Nanking oder Canton zu rühmen und zu bewundern, ist begreiflich, wenn man von vornherein ihre günstige Lage an der See oder nicht fern von dieser in Betracht zieht. Dort lebt eine ganze Menge Europäer, welche Handel und Wandel zu einer Höhe emporgebracht haben, die bei der Fremdenfeindlichkeit und der Gleichgültigkeit des chinesischen Volkes alle Achtung verdient; dort ist eine bequeme Verbindung mit anderen Häfen, anderen Ländern, anderen Weltteilen vorhanden, sodaß diese Städte, ob sie wollten oder nicht, dem Drucke der Verhältnisse sich fügen und, nicht zu ihrem Schaden, aufblühen mußten.

Nun sehe man sich aber einmal Cheng tu an! Diese Stadt, tausende von Meilen von der Küste entfernt, mitten im Binnenlande und schwer zu erreichen, denn Eisenbahnen gibt es nicht, wohl aber schwierige Gebirgspfade, wie wir sie selbst gewandelt sind, oder Stromschnellen und gefährliche Klippen auf den Wasserstraßen, welche den Zugang erschweren; diese Stadt, von einer stupiden Bevölkerung meilenweit rings umgeben, sie muß jedem Fremden sofort um ihrer selbst willen imponieren.

Man hält es kaum für möglich, hier einen Ort zu finden, welcher den Seestädten nicht nur nichts nachgibt, sondern ihnen vollkommen ebenbürtig an die Seite gestellt werden kann. Es ist eine Großstadt mit, man kann schätzen einer halben Million Einwohnern, unter denen sich nur ein verschwindender Prozentsatz Europäer befindet, eine der schönsten chinesischen Städte, die es gibt, mit breiten,

sauberen, sich rechtwinklig schneidenden Straßen, an denen Läden liegen, welche durch die Mannigfaltigkeit und die Pracht ihrer Verkaufsgegenstände Entzücken hervorrufen müssen. Die Häuser sind modern eingerichtet, die Einwohner gehen gut gekleidet einher, alles atmet Wohlleben, weniger eigentlich Geschäftigkeit.

Cheng tu ist rings von einer monumentalen Stadtmauer umgeben, deren Dimensionen gewaltig sind. In der Mitte des 18. Jahr-



Cheng tu.

hunderts neu erbaut, ist sie 12 m breit, 15 m hoch und hat eine Länge von beinahe 20 km. Sie befindet sich in bester Verfassung und imponiert durch ihre Türme über den Stadttoren, in denen seit dem Jahre 1902 wieder militärische Wachtkommandos ständig untergebracht sind.

Westlich des Ortes liegt die Tatarenstadt Nei cheng, im Jahre 1662 unter Kaiser Kang hsi erbaut, mit hohen Wällen umgeben, unter deren Schutze zwei schmälere Straßen auf eine Hauptstraße münden. Reicher Baumschmuck verwandelt im Sommer die Straßen in schattige, freilich grasbewachsene Promenadenwege und gibt der Niederlassung einen anheimelnden Eindruck. Es ist dort der Sitz

des Tatarengenerals Chiang chün mit einer 6000 Mann starken Garnison, welche ebenso mandschurisch ist wie die aus ca. 15000 Köpfen bestehende Bevölkerung.

Die Umgegend von Cheng tu bietet keine Reize. Oestlich an die sanft abfallenden Gebirge angelehnt, grenzt die Stadt an einer sonst wenig malerischen Ebene.

Cheng tu ist eine alte Kaiserstadt, ehemals in den Jahren 220 bis 280 n. Chr. Residenz des Herrschers des Staates Shu gewesen, zur Zeit der sogenannten drei Reiche erbaut. Noch jetzt erinnern einige wenige Ruinen an die damalige Pracht. Auf dem Boden dieser alten, Huang cheng benannten Stadt stehen jetzt die Examinationszellen für alle die, welche hier ein Staatsexamen ablegen.

Als Hauptstadt von Szechuan ist hier der Sitz des Generalgouverneurs und der obersten Provinzialbehörden, zu denen ein ungeheures Heer von Beamten und Anwärtern irgend eines Amtes gehört. Es gibt überall in der Stadt Yamengebäude, verhältnismäßig prächtig gebaut. In einem besonders auffallenden Prachtbau befindet sich das auswärtige Amt, Yang wu chü, sowie die Zentralämter für Handel und Bergwerkswesen. Noch drei Gebäudekomplexe verdienen einer Erwähnung. Am Osttor, bei welchem die „Große Oststraße", die Leipzigerstraße Cheng tus, mündet, liegen das Arsenal, ein Artillerielager und die Münze, im Nordwesten der Stadt befindet sich die Militärschule mit einer Menge von einzelnen Baracken, im europäisch-japanischen Mischstile errichtet, und nahe dem Südtor endlich erhebt sich eine modern eingerichtete Gebäudemasse, die zur Zeit noch nicht bezogen war, es ist die Provinzialhochschule.

Im Jahre 1902 ist auch ein Kaiserlich chinesisches Postamt eröffnet. Es steht unter der Leitung eines Ausländers. Die Zahl der Europäer ist sehr gering und beschränkt sich nur auf etwa 50 Köpfe, meist Angehörige der Missionsstationen, einen englischen Generalkonsul und einen französischen Arzt, der zur Mission gehört gleichzeitig aber chinesischer Militärarzt ist. Schließlich sind noch als Ausländer einige japanische Instrukteure zu erwähnen, welche an

der Militärschule wirken und den Chinesen das beibringen, was sie selbst erst bei uns gelernt haben.

Ich hatte wiederholt Gelegenheit, der Befriedigung japanischen Wissensdurstes beizuwohnen. Rein mechanisch machten sie alles nach. In Tientsin hatten sie Erlaubnis, unser deutsches Lager zu besichtigen und sich Notizen zu machen. Sie maßen die Zeltstangen mit einer peinlichen Genauigkeit nach, schrieben sich die Starke derselben auf, die Länge, kurz, gaben zu erkennen, daß sie nach Affenmanier alles ohne Ueberlegung nachmachen wollten. So werden sie auch den Chinesen wohl ihre erworbene Weisheit eintrichtern. Leider konnte ich die Militärschule nicht besuchen, ich hätte gern einen Vortrag mitangehört.



Teeladen.

Die Hausindustrie Cheng tus ist die Seidenweberei. 3000 Webestühle sollen in Betrieb sein, unter diesen 1800 für nur schwerere, teuere Stoffe, Damast, Brokat usw. Diese Industrie scheint sich hier zentralisieren zu wollen, obgleich das Rohmaterial nur in geringem Maße von der Umgegend geliefert werden kann, die Fabrikate selbst auch nicht auf vollster Höhe stehen. Hang chou und Suchou bringen feinere Stoffe hervor, elegantere Muster, haltbarere Qualitäten. Die ungefärbten, losen Seidengazen werden nach Tibet exportiert, wo sie von den Lamapriestern getragen werden, die besseren Fabrikate bleiben meist am Orte selbst.

Als zu der Webereiindustrie gehörig bestehen zahlreiche Färbereien. Sie benutzen Anilinfarben für ihre Zwecke, nur die gelbe Farbe wird durch Saffran, Vitriol oder Pikrinsäure hergestellt.

Einen Hauptexportartikel bilden die für Tibet bestimmten

Turbans aus wilder Kueichouseide. Sie sind 30 chinesische Fuß lang, äußerst schmal und werden meist mit Magenta gefärbt.

Sonst blüht in Cheng tu noch die Eisen-, Silber-, Leder-, Lack- und Hornwarenindustrie, es wird außerdem Seife aus Moschus, Puder und Schminke fabriziert. An eingeführten Waren ist ziemlich alles zu finden, die kleinsten Nadeln, die gewaltigsten Dampfmaschinen, deutsche, englische, amerikanische Wollenstoffe, indische und japanische Baumwollenwaren, Farben, Uhren, Schirme und kosmetische Mittel.

Wir blieben fünf Tage in Cheng tu, denn einmal bedurften wir der Ruhe und unsere Ausrüstung der Ausbesserung, und andererseits war die Stadt hochinteressant und sehenswert. Wir verblieben vom 26. bis 30. November dort.

Es war schon eine Annehmlichkeit, daß man des Morgens gehörig ausschlafen konnte. Wie behaglich war es, bis 7 oder 8 Uhr liegen bleiben zu können, während wir sonst schon um 5 Uhr uns erheben mußten, um in den finsteren, nassen Morgen hineinzureiten.

Zuerst kamen wir sofort der Höflichkeitspflicht nach, allen Würdenträgern unsere Karten zuzusenden. Es waren so viele, daß unser Kartenvorrat eine gewaltige Abnahme erlitt. Den Gouverneur Chilien kannte ich persönlich bereits seit dem Jahre 1902, wo er Gouverneur von Honan in Kai föng fu war, als ich dorthin eine Urlaubsreise unternahm. Das auswärtige Amt durfte nicht vergessen werden. Die Herren revanchierten sich durch Uebermittelung ihrer Visitenkarten.

Wir machten dann Besuche beim englischen Generalkonsul Mr. Hosie und beim französischen Konsul. Ersterer empfing uns in ausgesucht liebenswürdiger Weise und lud uns zum Abendessen am folgenden Tage ein. Er hatte eine entzückende Sammlung sämtlicher Seidenproben von Szechuan, die er nach England zu schicken beabsichtigte. Ebenso prächtig waren die Stickereien in Seide, Gold und Silber, außerordentlich feine Sachen, und originelle Handarbeiten, sowie sonstige Erzeugnisse der Provinz. Man hätte Stunden darauf

verwenden müssen, wenn man alles eingehend hätte besichtigen wollen.

Der Generalkonsul gab uns viele praktische Winke für unsere fernere Reise und konnte dies um so mehr, als er Land und Leute genau kannte.

Als wir die französische Missionsstation aufsuchten, empfing uns der Bischof im großen Ornate mit Bischofshut und prächtigem, goldgestickten Kragen. Er trug auch das Kreuz der Ehrenlegion. Nachdem er einige Zeit sich mit uns chinesisch unterhalten, dann aber gemerkt hatte, daß wir in seiner Landessprache parlieren konnten, wurde das Gespräch französisch fortgesetzt. Auch er konnte uns gute Ratschläge für unsere Reise geben und machte uns auf Transportschwierigkeiten aufmerksam, von denen wir bisher keine Ahnung gehabt hatten.

Die Missionsstation ist ziemlich bedeutend und sehr umfangreich. Die Missionare waren liebenswürdige Leute, die anscheinend mit Leib und Seele ihrem Berufe dienen, aber keineswegs Duckmäuser und Kopfhänger sind, sie sind vielmehr weltlichen Vergnügungen nicht abhold und betreiben gern zuweilen die Jagd. Eine Anzahl junger Chinesen wurde auf der Station zu Priestern ausgebildet. Sie müssen zuerst Chinesisch lesen und schreiben lernen, dann die lateinische Sprache und Theologie studieren, damit sie später als Missionare Verwendung finden können. Mit den Missionsstationen sind häufig wohltätige Anstalten verbunden, Findelhäuser, Asyle, Hospitäler, Krankenanstalten. Der Chinese schätzt zwar entsprechend der milden Lehre des Buddhismus Wohlwollen sehr hoch, der reiche Mann gründet wohl auch wohltätige Anstalten, verteilt Suppen bei herrschender Hungersnot, oder gibt den Armen Kleider, aber in anbetracht der kolossalen Bevölkerungsmenge verschwindet solches Wohltun und ist gleich einem Wassertropfen, auf einen heißen Stein gegossen. Da helfen nun die Missionen aus, so viel sie es vermögen, und sie handeln aus wirklicher Gutmütigkeit, während der reiche Chinese einen egoistischen Grund verfolgt, er will nur von sich reden machen und erwartet eine Wiedervergeltung, in welcher Gestalt es

auch sei. Wirkliches Mitgefühl kennt der Chinese ja nicht, er verabscheut zum Beispiel Leute, die einen augenfälligen, körperlichen Schaden haben, er geht ihnen aus dem Wege, wenn er solche Krüppel nicht sogar verspottet. Er steht auf dem Grundsatze, daß ein defekter Körper notwendig auch eine defekte Seele haben, daß der Lahme, der Bucklige wohl für irgend eine verborgene Sünde büßen muß. Das sind Anschauungen, welchen man aber auch im lieben Deutschland begegnen kann. Hört man nicht oft, daß Leute von einem verwachsenen Menschen sagen, ihn hätte Gott gezeichnet, oder daß Leute einen rothaarigen Menschen als einen unwerten, charakterschlechten hinstellen?

Der französischen Missionsstation war der Docteur Legendre zugeteilt. Er ist verheiratet und hat eine sehr liebenswürdige Frau. Er führt den Titel médécin-major de la 2ᵐᵈᵉ armée coloniale und ist im Nebenamte als chinesischer Militärarzt tätig. Als solcher war er ein genauer Kenner der Tatarenstadt, welche er uns auf einem Spaziergange zeigte und eingehend erklärte.

Auch dem auswärtigen Amte machten wir unsere Aufwartung. Drei hochgestellte Mandarinen, von welchen der eine früher Attaché in Paris gewesen war, empfingen uns und luden zum Platznehmen ein. Während des Gesprächs wurden Früchte und Sekt herumgereicht. Die Herren versprachen uns, allen den Mandarinen, durch deren Machtgebiete wir noch kommen würden, von unserer Reise Mitteilung zu machen, damit uns keine Schwierigkeiten bereitet würden.

Die übrige Zeit, die nicht durch Besuchemachen eingenommen war, benutzten wir fleißig, uns die Stadt anzusehen und dabei notwendige Einkäufe zu machen.

So suchten wir einen Kartenzeichner auf, an welchen uns der Dr. Beetz in Itschang gewiesen hatte. Der freundliche Chinese fühlte sich durch die ihm übermittelten Grüße des Konsuls sehr geehrt und lud uns sofort zum Tee ein. Er offerierte auch eine Zigarre, die ein Geschenk von Be ta jen (Beetz) sein sollte. Wir tranken und rauchten und empfahlen uns dann, nachdem wir eine Karte von der Provinz Szechuan erstanden hatten.

Die Pracht der Verkaufsgegenstände in den vielen Läden war geradezu bezaubernd. Waren die Sachen auch nicht teuer, so hätte man doch gern Millionär sein mögen, um recht, recht viele der Herrlichkeiten zu kaufen. Da Rotschild aber nicht mein Onkel ist, mußte ich mich größtenteils mit dem Beschauen der wertvollen Schmucksachen, der Kuriositäten, der Seidenstickereien zufrieden geben und durfte nur einige Andenken mitnehmen. In einer Straße



Strassenbild.

befanden sich nur Läden mit den verschiedensten Pelzarten, die auch auf die Straße hinausgehängt waren, wie es in China üblich ist und zwar so, daß die Breite derselben gegen die Sonnenstrahlen schützten. Eine andere Straße, in welcher nur Seidenwaren zu haben waren, schillerte in allen Farben des Regenbogens. Zugleich konnte man überall sehen, wie die Seide gesponnen und verarbeitet wird. Die Kokons werden zu einer Schicht auseinandergezogen und daraus wird ein Kleiderfutter hergestellt, welches einen hervorragenden Schutz gegen die Kälte abgibt. Ich ließ mir einen Rock mit solchem Futter versehen und habe ohne Plage die größte Kälte ertragen können. Interessant waren auch die Verkaufsstellen der Buchhändler, der Händler mit Lampen, Spiegeln, Musikinstrumenten und selbst Musik-

automaten, sowie mit europäischen Waren. Wir kauften einen großen Vorrat von Zigarren und Konserven ein, Nadeln, Zwirn, Kakao, Bonbons. Alles war zu haben. Im Ganzen genommen kann ich wohl sagen, es liegen überall in Cheng tu Schätze versteckt, die man nicht ahnt, da die Außenwelt zu wenig mit dieser Stadt in Konnex steht.

Bei einem Photographen ließ ich mich auch schließlich noch photographieren.

Die Ordnung auf den Straßen ist überall musterhaft. Polizeisoldaten, welche einen guten Eindruck machten, sorgten für dieselbe.

Der Verkehr auf den Straßen ist enorm. Sänften in großer Zahl sieht man, wohin man kommt. Hier waren sie anders konstruiert, als ich sie bisher gesehen hatte. Die Tragstangen waren nicht gerade, sondern nach oben gebogen, sodaß die Sänfte hoch oben schwebt, und ihrem Insassen ein weiterer Umblick gestattet wird.

Wie in Peking gab es auch in Cheng tu sogenannte Singtauben. Man bindet diesen Symbolen der Sanftmut leichte Metall- oder Rohrpfeifen oberhalb der Schwanzfedern an; sobald sie sich nun in die Lüfte erheben, werden durch den Luftzug die verschiedensten Töne, ähnlich der Aeolsharfe, hervorgebracht.

Am 28. November war der Geburtstag des chinesischen Kaisers. Von einer nationalen Feier war keine Rede, nur 200 Soldaten führten eine Art Parade auf und wurden mit ihren Offizieren, die sich, was recht unmilitärisch aussah, zu diesem Zweck auf Stühle niedersetzten, von einem Photographen verewigt.

Ein Ausflug, welchen wir nach dem „Schwarzen Schaf-Tempel“, Tching yang gao, machten, war recht lohnend. Diese Tempelgruppe, die einen außergewöhnlich sauberen Eindruck machte, ist in einem herrlichen Zedernhain belegen und sehr ausgedehnt. Die Bonzen luden uns nach der erfolgten Besichtigung ihres Heims zu Tee und Kuchen ein, und wir folgten dieser Einladung gern.

In einem Hofe des Tempels war eine zahlreiche Menschenmenge versammelt. Ich staunte ob dieser frommen Schar, war aber sehr überrascht, als ich dahinterkam, daß nicht fromme Andachtsübungen

sie hierhergerufen hatte, daß sie vielmehr mit großem Interesse den Darstellungen eines Kasperletheaters folgte. Es ist in China mit größern Tempelanlagen meist eine Bühne verbunden. Die Zuschauer stehen oder sitzen auf einem Hofe vor derselben und müssen eine ganz außerordentliche Geduld haben, denn eine Theatervorstellung dauert oft mehrere Tage lang. Der Chinese schätzt aber die Zeit



Tempel.

gering und hält getrost aus, oder geht inzwischen einmal fort, um kurz darauf wiederzukehren. Einer solchen Vorstellung beizuwohnen, erfordert kräftige, gesunde Nerven, denn die Musik ist entsetzlich, und die Schauspieler sprechen oder singen nicht, sondern sie kreischen. Skandal ist die erste Bedingung dieser Kunst. Dazu kommt das ohrenzerreißende Beifallslachen der Zuschauer. Einfach entsetzlich nach unseren Begriffen! An Tischen sitzen die Zuschauer und essen, trinken und rauchen, Männer und Frauen. Die Bühne ist überdacht, an den vorderen Pfeilern befinden sich Armleuchter. Kulissen oder Requisiten gibt es nicht, dafür ist aber die Kleidung der Schauspieler sehr prunkvoll. Die Theaterstücke behandeln vornehmlich historische Tatsachen, doch gibt es auch Lustspiele. Der

Stoff ist dem alltäglichen oder gesellschaftlichen Leben entnommen. In den Pausen produzieren sich oft Akrobaten, Seiltänzer und Gymnastiker. Zu diesem Zwecke ist auch vor der Bühne eine Art Querbaum vorhanden. Die Schauspieler gehören den niedrigsten Schichten der Bevölkerung an und werden gründlich mißachtet; sie und ihre Nachkommen sind von der Beamtenlaufbahn ausgeschlossen.

Häufig findet man, wie wir es hier im „Schwarzen Schaf-Tempel" sahen, Marionettentheater. Sie sollen die ältesten Theater in China sein.

In der Herberge, man kann wohl sagen „Hôtel", in welchem wir abgestiegen waren, wohnte auch ein hoher chinesischer General, Teilnehmer am chinesisch-japanischen Kriege, ein sehr freundlicher Mann, welcher sich hier aufhielt, um bei der Truppe eine Anstellung zu suchen. Der Gouverneur hatte aber wenig für Soldaten übrig, und so wollte General Chu wieder nach Tientsin zurückkehren. Dies ist nun einmal in China so. Verliert jemand seine Stellung, so kann er oft lange suchen, bis er wieder eine gleiche, für ihn passende findet. Verarmt er während dieser Zeit, so bleibt ihm nichts weiter übrig, als durch irgendwelche Arbeit einen Verdienst zu suchen und muß meist von seiner hohen Stellung heruntersteigen.

Solchen traurigen Fall sollten wir selbst erleben. Es war natürlich in Cheng tu nicht verborgen geblieben, daß Fremde sich daselbst aufhielten, Fremde, welche quer durch das Land reisten. Da stellte sich denn eines Abends bei uns ein gut gekleideter Chinese ein, fiel auf die Erde vor uns, machte dreimal Kotau und trug uns, die wir ihn erstaunt anblickten, die Bitte vor, wir möchten ihn als Diener mitnehmen, er beanspruche keinen Lohn, nur Lebensunterhalt, wir möchten aber für ihn dann von dem nächsten Hafen, den wir erreichen würden, die Ueberfahrt nach Tientsin bezahlen, wo seine Eltern wohnten. Er wolle kein Reittier, er wolle laufen und fleißig für uns arbeiten. Er erzählte uns dann seine Leidensgeschichte. Er wäre Mandarin mit weißem Knopfe gewesen, und sein Paß, den er uns vorzeigte, bestätigte dies. Mit einem Fantai wäre er nach Cheng tu gekommen und hätte in dessen Diensten gestanden, bis

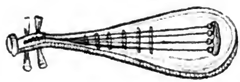
dieser anderswohin versetzt worden wäre und wohl aus pekuniären Gründen ihn und noch mehrere andere einfach entlassen hätte. So wäre er außer Stellung gekommen, hätte keine andere, seiner Bildung entsprechende bekommen können und stände jetzt vis à vis de rien. Alle seine Habe hätte er versetzen müssen, um leben zu können. Seine flehentliche Bitte rührte uns tief, aber es galt doch zu bedenken, daß die Seereise recht teuer ist, und zudem schon der Mafu zurückbefördert werden mußte. Als ich ihm dieses auseinandersetzte, empfanden mein Boy und unser Mafu Mitleid mit dem armen Teufel und erklärten sich bereit, jeder 10 Taels zur Reise stiften zu wollen. Das Ende vom Liede war, daß wir uns entschlossen, den Bitten des Menschen Gewährung zu geben. Niemand war glücklicher als er.

Wir mußten schliesslich nun auch an die Weiterreise denken. Alles Gepäck war in beste Ordnung gebracht, Sattel- und Riemenzeuge ausgebessert, die nötigen Vorräte waren eingekauft. Der französische Konsul hatte beim Mandarin für uns als Führer für den ersten Reisetag zwei Soldaten erwirkt. Die Mandarinen waren aber auf Europäer nicht gut zu sprechen und hatten dafür auch tatsächlich allen Grund. Wenige Wochen vorher war ein deutscher Herr durch Cheng tu gereist, der die unglaublichsten Anforderungen gestellt, die Beschaffung von Futter für seine fünf Pferde verlangt und die Beamten verantwortlich für all sein Hab und Gut gemacht hatte. Wo er nicht auf sofortige Willfährigkeit bei allen seinen Prätensionen stieß, soll er mit der Knute dreingeschlagen haben. Alle Puppen tanzten nolens volens, und schließlich bezahlte der Herr keinen Käsch. Darüber waren die Mandarinen mit Recht sehr aufgebracht gewesen und hatten uns gegenüber einen wohl verzeihlichen Argwohn. Als sie aber sahen, daß wir alles bezahlten und auch sonst anständige Kerle waren, waren sie beruhigt. Es ist traurig, daß man überhaupt in die Lage kommt, wegen der unfairen Handlungsweise von Landsleuten solches Mißtrauen erfahren zu müssen.

Dr. Legendre versorgte uns mit einer Anzahl Broten, die er für uns hatte backen lassen und mit neuen Medikamenten. Mir gab er

Cacaobutter mit, weil ich bei der rauhen Witterung fortwährend an aufgesprungenen Lippen litt.

Dann machten wir Abschiedsbesuche bei allen Europäern, die uns so vieles Gute erwiesen hatten, legten die Winterkleidung an, denn es wurde schon recht kalt, und verpackten die Sommerkleider mit den übrigen Gepäckstücken fürsorglich in die Tragkörbe. Wir waren bereit, unseren Marsch fortzusetzen und konnten Cheng tu ein gutes Andenken bewahren, wie auch dieses sich unserer nur im Guten erinnern kann.



X.

Von Cheng tu nach Ta tien lu.

Mit dem Beginn des Monats Dezember verließen wir das prächtige Cheng tu und ritten in etwas südwestlicher Richtung weiter, immer näher an die tibetanische Grenze heranrückend. Tibet, dieses noch ziemlich unbekannte Land, wollten wir erreichen und nach Möglichkeit versuchen, seine Grenze zu überschreiten, um wenigstens einen Blick in dasselbe hineinzutun. Auf große Entdeckungsreisen konnten wir uns nicht gut einlassen, weil die Innehaltung des uns gewährten Urlaubs immer problematischer wurde und die Zeit drängte.

Dieselben Kulis, welche uns schon seit Itschang dienten, hatten uns gebeten, uns auch weiter folgen zu dürfen. Im Ganzen waren wir mit den Leuten zufrieden, sie kannten unsere Gewohnheiten und hatten sich mit uns eingelebt, wir erklärten uns deshalb mit ihren Wünschen einverstanden. Daß wir darin einen Fehler gemacht hatten, sollte die Folgezeit sehr bald lehren. Aber wer vermag in die Zukunft zu schauen? Wer kann den Menschen ins Herz blicken? Ein paar der alten Träger verließen uns in Cheng tu, weil sie nach Hause zurückkehren wollten. Sie hatten bereits Lasten gefunden und traten wohlgemut den Rückweg an. Wenn nur die anderen es ebenso gemacht hätten!

Bevor wir aufbrachen, stellten sich vier Soldaten ein. Jeder Distriktsmandarin — in Cheng tu sind deren zwei — hatte uns zwei

Kerle geschickt. Wir wählten, weil uns diese Leibgarde zu zahlreich war, die beiden saubersten aus und sandten die anderen zurück.

So gings dann in den Sattel. Vor unserer Herberge, welche den uns sehr sympathischen Namen „Glück auf zu den Bergen"



Westausgang von Cheng tu.
Blick auf die Cheng tu Ebene.

führte, drückten wir unserem sehr netten und zuvorkommenden Herbergswirte noch einmal auf europäische Weise zum Abschied die Hand, und bald befanden wir uns außerhalb der Stadt.

Eine fast fünf Meter breite Straße, welche aber durch den Verkehr der unzähligen Karren recht verdorben und holprig war, führte uns durch die Cheng tu Ebene, in welcher fast ausschließlich Reisbau betrieben wird. Der Verkehr auf unserem Wege war ganz enorm. Hunderte von Lastenträgern und Karrenschiebern bevölkerten ihn, und letztere besonders transportierten eine große Zahl von Schweinen von oder nach Chengtu. Die armen Borstentiere dauerten mich,

denn sie waren, um durch die holprige Straße nicht von dem Gefährt herabgeschleudert zu werden, auf so unglaubliche Art und Weise gefesselt, daß ein Mitglied des Tierschutzvereins aus unserm Lande beim Anblick solcher Quälerei auf die Akazien geklettert wäre, wenn dort welche gestanden hätten. Die armen Tiere waren nämlich mit Bambusstricken an die Karre gebunden und so fest geschnürt, daß ihnen der fette Leib beinahe durch die Fesseln zerschnitten wurde.

Eine Unzahl kleiner Gehöfte füllte die Ebene an, soweit das Auge reckts und links sehen konnte. Die Häuser waren fast versteckt in den Bambuswäldchen, aus denen sie hervorlugten, als ob sie neugierig auf die fremden Reiter einen Blick werfen wollten, ohne ihr eigenes Dasein zu verraten. Auch andere Baumarten beschatteten hin und wieder die geschweiften Dächer. Wie überall, wo Reis gebaut wird, war auch hier das Gelände mit einem ganzen Netz kleiner Kanäle und Gräben, welche die Reisfelder berieselten, durchzogen.

Trotz dem trüben Wetter war das Bild, das sich uns bot, ein liebliches. Gebirge waren ringsumher nicht sichtbar.

Einen gewaltigen Skandal vollführten große Krähenschwärme, die überall zu finden waren. Ich schoß in einen solchen Haufen hinein und beförderte mit dem einen Schusse drei Krähen ins Jenseits. Solche Leistung schienen die Chinesen noch nicht gesehen zu haben und können sie bei ihren Jagdwaffen auch nicht erwarten. Mit völlig erstaunten Gesichtern sahen sie bald mich, bald die drei Leichen an. Als sie dann baten, die letzteren behalten zu dürfen und ich ihnen die Vögel gern überließ, waren sie außer sich vor Freude. Sicherlich haben sie einen Festtagsbraten daraus gemacht. Möge er ihnen gut bekommen sein!

Gegen 12 Uhr mittags machten wir am Eingange des Dorfes Soang leo hsien Halt und frühstückten. Da wir an diesem Tage die nächste Herberge nicht mehr erreichen konnten, mußten wir hier bleiben und schickten einen Soldaten mit unseren Karten zum Yamen, damit uns eine leidliche Herberge nachgewiesen würde. Es dauerte wohl eine Stunde, bis endlich ein Yamendiener erschien und unseren

Cicerone machte. Bei einer Herberge angelangt, wurde uns der Bescheid gegeben, daß kein Platz mehr vorhanden wäre. Als wir uns nunmehr anschickten, eine andere Unterkunft zu suchen, vermißten wir plötzlich den Yamendiener. Er hatte sich meuchlings aus dem Staube gemacht. Wir ließen ihn bleiben, wohin er sich geflüchtet hatte, und suchten allein die Herbergen ab. Aber überall ward uns der gleiche Bescheid, überall erschreckte, ja fast drohende Mienen. Dieser Umschwung der Verhältnisse war uns unerklärlich. Unterwegs waren die Eingeborenen, mit denen wir in Berührung gekommen waren und einige Worte gesprochen hatten, freundlich und weder scheu, noch etwa drohend. Warum wollte uns hier niemand aufnehmen? Das war wirklich rätselhaft. Aber auf der Straße konnten wir doch nicht bleiben, und weiterziehen konnten wir auch nicht, wir machten also kurzen Prozeß und ließen uns, ohne das Murren des Wirtes zu beachten, in einem Herbergsraume häuslich nieder.

Nach und nach klärte sich die Sache mit Hilfe meines Boy auf. Jener schon erwähnte deutsche Herr war auch hier gewesen und hatte mit der Knute hier ebenso wie in Cheng tu gewütet und dafür nichts bezahlt. Nun fürchteten die armen Herbergsväter, es wäre allgemein deutsche Sitte, gewährte Leistungen so zu vergütigen und mochten sich dem nicht noch einmal aussetzen. Deshalb hatte auch der Yamendiener Reißaus genommen.

Mein Fritz machte den Leuten nun klar, daß sie von uns solche Behandlung nicht zu erwarten hätten, und rief die übrigen Diener, welche uns schon länger folgten, als Zeugen dafür auf. So klärten sich denn nach und nach die Mienen, und schließlich wurden wir im Laufe des Nachmittags mit allen Leuten die besten Freunde.

Inzwischen hatte wohl auch der Mandarin von diesem Umschwung der Gefühle Kenntnis erhalten und ließ uns seine Hilfe anbieten, wo wir derselben etwa bedürften, auch anfragen, wie viele Begleitsoldaten wir für den folgenden Tag wünschten.

War auch der Friede zwischen den Chinesen und dem deutschen Volke wieder durch uns geschlossen, so gab uns der Vorfall doch viel

zu denken. Wenn sich solche Szenen in der Folge wiederholten, so war dies sehr peinlich und unbequem, ja wir mußten uns womöglich darauf gefaßt machen, einmal ernstem Widerstande begegnen zu können. Für das nächste Nachtquartier gab uns ein in der Herberge anwesender Mandarin einen Empfehlungsbrief mit auf den Weg, so daß wir wenigstens hofften, dort keine Scherereien zu haben.

Am 2. Dezember setzten wir unseren Ritt durch die Cheng tu Ebene fort. Das landschaftliche Bild war dasselbe wie am Tage zuvor, nur belebten dieses häufig Ziegen, meist von brauner Farbe, in der Nähe der Bauerngehöfte. Noch im Dämmerlichte kamen wir des Morgens an einer hochragenden Pagode vorüber, fanden unterwegs ein idyllisch belegenes Tempelchen am Wege und sahen kurze Zeit zur Linken in weiter Ferne einige Berge, den Moa ma shan, der sich jedoch bald wieder am Horizonte verlor.

Drei englische Missionare, welche uns zu Fuße begegneten und von einer Station im Innern kamen, um nach Cheng tu zurückzukehren, hatten wir, da sie, wie alle ihre Berufsgenossen, in chinesischer Tracht waren, erst erkannt, als sie schon fast vorüber waren. Wir konnten daher nur einen flüchtigen Gruß mit ihnen austauschen.

In einem Dorfe bemerkten wir vier Tibetaner, welche sich in einem Winkel niedergelassen hatten und ihren Tee kochten. Ihre Lanzen und Wurfspeere neben sich, saßen sie schweigend da und musterten uns mit finsteren Blicken. Der Eindruck, den diese sonderbaren Leute auf uns machten, regte unsere Neugier, das ganze Volk kennen zu lernen, nur noch mehr an.

Kurz bevor wir Chin djing hsien, unser Quartier, erreichten, mußten wir den Min-Fluß auf einer Holzbrücke überschreiten und sahen wieder südlich von unserer Straße einen Gebirgsausläufer näher an dieselbe herantreten, aber ebenso bald wieder verschwinden. Der schlanke Bau einer auf einem Felsen emporragenden Pagode präsentierte sich uns, den Himmel als Hintergrund, als scharfe Silhouette.

Der Min-Fluß ist für die Cheng tu Ebene von außerordentlicher Bedeutung. Er ist es, welcher aus einer sandigen Wüste einen der fruchtbarsten Landstriche in ganz China geschaffen hat. Wo im Nordwesten das Gebirge die Ebene begrenzt, liegt der Ort Kuan hsien, an dessen Mauern der wilde Sohn des Hochgebirges, der reißende Min-Fluß, vorbeieilt. Bereits im dritten Jahrhundert v. Chr. war nun ein gewisser Li ping, ein kluger Kopf, auf einen sehr praktischen Gedanken gekommen. Er hatte festgestellt, daß sich von Kuan hsien aus die Ebene nach Süden und Südosten zu, freilich mit mäßigem Gefälle, senkt. Wenn die Gewässer des Min aufgehalten, abgeleitet und gesammelt werden könnten, sagte sich Herr Li ping, dann könnte die ganze Cheng tu Ebene mit denselben prächtig berieselt werden. Es gelang ihm, diesen Gedanken in die Tat umsetzen zu können, indem er einen Kanal bauen ließ, in welchen die Fluten des Min abgeleitet wurden. Eine Schleusenvorrichtung ließ aus diesem Reservoir das befruchtende Wasser dann in ein ganzes System von Kanälen und Rinnsalen hinauslaufen und so die Ebene durchsetzen. Das war eine großartige Anlage. Sie ist noch vorhanden, und noch jetzt erhalten die Reisfelder im Frühjahre ihren Wasservorrat aus den Fluten des Min. Mit besonderem Zeremoniell werden alljährlich durch einen Mandarin die Schleusentore geöffnet. Dem Schöpfer dieser so bedeutungsvollen, großartigen Berieselung ist in Kuan hsien einer der hervorragendsten Tempel im ganzen Reiche der Mitte geweiht.

Leider lag Kuan hsien zu sehr abseits von unserem Wege. Ich konnte deshalb weder den künstlerisch schönen Li ping Tempel mir ansehen, noch die Anlagen, welche es ermöglicht hatten, die unfruchtbare Ebene zu bewässern. Ich sah nur den Erfolg und dieser war großartig.

Auf den bereits jetzt abgeernteten Reisfeldern war zwischen den Stoppeln Roggen angebaut oder es waren Saubohnen gepflanzt. Der Boden bedarf keiner Ruhe, er liefert unaufhörlich in steter Reihenfolge die reichsten Erträge. Noch am 3. Dezember konnten wir uns überall davon überzeugen.

Nachdem wir an diesem Tage den Scha djing choa, welcher, sonst 400 m breit, zur Zeit Wasser nur in einer Breite von 100 m mit sich führte, auf einer Holzbrücke passiert hatten, quartierten wir uns nach einem Ritte von 45 km in Chiung tscho ein, einem größeren, mauerumgürteten Orte. Die Herberge war gut. Der Mandarin sandte uns Speisen und seine Diener, welche uns zur Verfügung stehen sollten.

Am Nachmittage besuchten uns zwei chinesische Offiziere, welche den Wunsch äußerten, unsere Waffen besehen zu dürfen. Diese schienen sie lebhaft zu interessieren, besonders die Mauserpistole mit 10 Schuß versetzte sie in höchstes Erstaunen. Am Abend erschienen die Herren noch einmal und brachten Kuchen und einen großen Posten Fleisch mit. Nicht aber die Waffen waren es jetzt, auf die sich ihre Wünsche richteten, sondern sie baten um Marmelade und Seife, die wir ihnen gern gaben. Aus Tientsin schon hatten wir einen großen Sack mit Gegenständen aller Art, die als Geschenke dienen sollten, mitgeführt. Ihm entnahmen wir jetzt einen Spiegel und eine Mundharmonika und überreichten dem einen Herrn bezopften Kameraden diese Gaben. Er nahm sie mit Entzücken an, und der andere junge Mann gab nun recht deutlich zu verstehen, daß auch er solche Herrlichkeiten zu besitzen wünschte. Wir kannten die chinesischen Finessen zu genau und wußten, daß alles dies nur erst die Einleitung zu einem Hauptcoup sein würde, ja der Doktor und ich hatten sofort dieselbe Ahnung, als unser liebenswürdiger Besuch erzählte, er müßte eine Reise ins Innere des Landes antreten und dazu wären unbedingt Waffen nötig, daß es auf unsere Waffen abgesehen wäre. Wir hatten uns nicht getäuscht. Die Herren baten uns schließlich nach langen wortreichen und inhaltsarmen Reden, ihnen unsere Waffen zu schenken. Soweit konnten wir ihnen aber doch beim besten Willen nicht dienen. Merkwürdig war es, daß sie, die soeben noch eine Reise durchs Land ohne Wehr und Waffen für ganz unmöglich gehalten hatten, nicht begreifen konnten oder wollten, daß wir selbst ihrer doch in erster Linie benötigten und sie unter keinen Umständen zu entbehren vermochten. Sollte es auch etwa

ein Trick gewesen sein, uns in schlauer Weise zu entwaffnen? Wer kann es wissen? Der Chinese hält sich für außerordentlich schlau und pflegt solche Wege einzuschlagen, wie es jene Offiziere taten. Wir aber waren schlauer.

Am 4. Dezember verließen wir die Stadt durch das Südtor und mußten dabei fünf Peilus passieren, welche unmittelbar am Ausgange stehen. Ebensoviele befinden sich auch am Osttor, durch welches wir in die Stadt eingezogen waren. In südwestlicher Richtung vorwärts strebend, überschritten wir bald den etwa 300 m breiten Nan choa und gelangten dann in ein von zwei Höhenzügen flankiertes Tal, durch welches unsere Straße der Länge nach hindurchführte. Wir mußten sogar schon einige Höhen hinauf und hinab und waren ganz zufrieden, die Ebene verlassen zu haben, denn die Szenerie fesselte mit den immer näher und näher herantretenden Gebirgspartien unser Auge lebhafter.

Am Wege standen viele kleine Tempel mit Götzenbildern, deren Fratzen in schauerlicher Weise mit Hühnerblut beschmiert waren. Ich konnte nicht erfahren, aus welchem Grunde dieser Anstrich erfolgt war, und wer damit dem Gotte hatte dienen wollen.

Es schien ein besonders glücklicher Tag bei den Chinesen zu sein, denn mehrere Brautzüge begegneten uns. Eine Brautsänfte zeichnete sich besonders durch wundervolle Verzierungen aus. Die Bräute waren natürlich unsichtbar.

Um $2^1/_2$ Uhr hatten wir unser Marschziel erreicht und bezogen in Bei djang tschwang Quartier. Da die Wege ganz miserabel waren, trafen unsere Kulis mit den Lasten erst vier Stunden später ein. Im Orte garnisonierte eine Kompagnie chinesischen Militärs unter ihrem Führer Teo. In den Bergen sollten viele Räuber sich aufhalten, welche die Karawanen ausplündern und dabei reiche Beute machen. Anscheinend hinderte die Besatzung sie, wie man so hörte, nicht viel daran, denn Patrouillen wurden nur selten ausgeschickt, wie es sich wohl gehört hätte.

Wir hatten in unserem vorigen Quartier heftigen Regens halber in Ermangelung eines Pferdestalls unsere Tiere in einem Zimmer

untergebracht und dem Herbergswirt aus diesem Grunde eine besondere Entschädigung gewährt. Unser Wirt in Bei djang tschwang hatte von unseren Polizeisoldaten davon Kenntnis erhalten und glaubte, uns für jedes Pferd, das bei ihm im Stalle eingestellt war, 30 Käsch berechnen zu können. Erst nach vielen Auseinandersetzungen bequemte er sich, diese unverschämte Forderung herabzusetzen.



Im Gebirge.

Bei schönstem Sonnenschein rüsteten wir uns zu unserem Weitermarsch. Der Aufbruch verzögerte sich aber etwas, weil zwei von unseren Kulis heimlich verduftet waren. Der Oberkuli hatte ihnen den rückständigen Lohn und nach der Landessitte die Hälfte des nächsten Lohnbetrages im voraus gegeben, da Lohntag war. Diese Gelegenheit hatten die Kerle benutzt. So mußte erst Ersatz für sie geschaffen werden.

Gegen 7 Uhr zogen wir in den herrlichen Morgen hinaus. Es war eine prächtige Landschaft, die sich unseren Blicken bot. Unser Weg führte über eine Anzahl kleiner Höhen, rechts und links strebten Gebirgskämme zu dem blauen Himmel empor, in weiter Ferne zeigten sich die ersten Schneeberge. Wir kamen durch viele kleine

Ortschaften, die sämtlich malerisch in grünen Baumgruppen versteckt lagen. Aus Binsen wurde dort eine Art Lichtdocht hergestellt.

Lautes Getöse kündigte uns schon von weitem einen rauschenden Gebirgsfluß an. Wir hatten uns nicht getäuscht und sahen bald die über Steingeröll wild dahintosenden Wassermassen. Der Fluß hatte eine Breite von etwa 250 m und ergoß sich an unserem Wege entlang eine gute Strecke zur Linken, bis wir ihn unmittelbar vor unserem Quartier in Ya tscho überschreiten mußten. Es war zwar eine Brücke vorhanden, aber von einer Konstruktion, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte. An zwei Bambusstangen befanden sich kleinere Bambusstücke, welche, quer gelegt, diese verbanden. Auf diese Querhölzer war ein Steg von Brettern gelegt, ein niedriges Geländer schützte den Wanderer einigermaßen vor dem Inswasserfallen. Diese Schutzwehr war aber auch sehr nötig, und es wäre sogar besser gewesen, wenn sie etwas stabiler hergestellt gewesen wäre. Die Bambusbrücke schwamm nämlich auf dem Wasser und, damit dieses sie nicht stromabwärts trieb, war der gebrechliche Bau an einem Bambusseile, welches an den Enden auf jedem Ufer durch einen großen Steinhaufen festgehalten, an der stromaufwärts befindlichen Seite über den Fluß gespannt war, befestigt. Das Wasser war so reißend, daß diese schwimmende Brücke einen Halbkreis beschrieb. Der Uebergang über dieselbe war nicht gerade angenehm, wie man sich denken kann, man konnte ganz leicht seekrank werden, so tanzte man auf und nieder. Für die Pferde war es sogar gefährlich, denn sie traten fortwährend durch den gebrechlichen Belag hindurch und hätten leicht in die Flut fallen können. Da sie ungeführt sicherer gingen, ließen wir sie frei ihr Glück versuchen. Am Flusse gab es unendlich viele weiße Reiher. Leider sind die Tiere so furchtbar scheu, daß es mir nicht gelang, noch einen zu erlegen.

Ya tscho ist eine Stadt von ca. 40 000 Einwohnern und Durchgangsstation für den Warenverkehr nach Tibet, ein echt chinesischer Ort mit verwahrlosten Straßen, schmutzig und finster. Nirgends ist ein etwas größerer Laden mit besseren Gegenständen zu finden. Ein Likinamt, eine Agentur der Kaiserlich chinesischen Post und

eine Station des Regierungstelegraphen Cheng tu-Tatienlu sind aber trotzdem vorhanden.

Die Stadt ist herrlich belegen, 1650 Fuß über dem Meeresspiegel, im Halbkreise von Bergen umgeben und zwischen den rauschenden Wassern zweier wilder Gebirgsflüsse, welche oft so stark anschwellen, daß jeder Verkehr mit der Außenwelt aufhört.

Eine amerikanische Missionsstation befindet sich im Orte. Der Missionar Mr. Oppenschow machte uns einen Besuch, den wir leider nicht erwidern konnten, weil unsere Träger wieder zu lange ausblieben. Der freundliche Herr, dem wir von unseren Reiseplänen erzählten, riet uns dringend, die Stationen genau innezuhalten, da wir sonst nirgends ein Unterkommen finden und Gefahr laufen würden, unter freiem Himmel kampieren zu müssen.



Teeträger im Hochgebirge.

Sieben unserer Kulis hatten sich auf dem steinigen Wege die Füße derartig wundgelaufen, daß der Doktor erklärte, sie könnten unmöglich den Marsch weiter fortsetzen. So mußten wir denn an Ersatz denken. Unsere Notlage ausnützend, forderten die neuen Leute unerhörte Preise. Drückten wir dieselben auch wenigstens etwas herab, so blieb uns doch nichts weiter übrig, um nicht liegen zu bleiben, als mehr zu bewilligen, wie es sonst Sitte ist. Mitternacht war bereits vorüber, als dieses Geschäft endlich abgeschlossen war. Es war mit den Leuten eine gräßliche Misere.

Als wir am 6. Dezember aufbrechen wollten, stellten sich vier Knaben im Alter von 12—14 Jahren ein, die ihren blauen Kittel mit einem Uniformrock vertauscht hatten. Es sollten dies die vier Polizeisoldaten sein, welche der Mandarin zu unserem Schutze zu entsenden sich gemüßigt gesehen hatte. Unmöglich konnten aber

tatsächlich diese Jungen unsere Schutztruppe bilden sollen. Ich vermutete, daß die dazu ausersehenen Soldaten zu faul waren, mit uns zu marschieren, und lieber zu Hause ihre Opiumpfeife schmauchen wollten. Sie hatten wohl diese Bengels mit ihrer Vertretung beauftragt und freuten sich darauf, diesen nach ihrer Rückkehr das unverdiente Trinkgeld abnehmen und dann ihrem Mandarin melden zu können, wir wären sicher und wohlbehalten aus seinem Bezirk hinaus.

Bei gutem Wetter zogen wir ein enges Tal, welches mit Laub- und Nadelholz bewaldet war, entlang. Zur Linken rauschte ein Fluß dahin, der, uns entgegenkommend, seine Fluten bei Ya tscho in den Ya choa ergoß. Von den seitwärts belegenen Gebirgszügen sprudelten zahlreiche muntere Bäche hernieder und ließen ihre silberklaren Wellen in den Wassermassen des großen Flusses verschwinden. Unser Weg führte allmählich bergan zu einem Passe von 3720 Fuß Höhe, welchen wir überschreiten mußten. Die Straße war sehr schlecht, steinig und so schmal, daß gerade zwei Karawanen an einander vorüber passieren konnten.

Viele Träger mit Tee belebten das Bild. Dieser Tee ist eine minderwertige Sorte, die in der Gegend von Ya tscho gewonnen wird, wie trockene Brombeerblätter aussieht und mit Harken zusammengekehrt und in großen Netzen gesammelt wird. In Ya tscho wird er dann in Rollen gepreßt, immer zu je 20 Pfund, und in Strohmatten eingewickelt. Dieser Tee wird nach Tibet exportiert. Die Kulis tragen bis zu 160 Pfund auf dem Rücken und haben tüchtig zu schleppen, sie bringen sie nach Tatienlu, von wo aus der Transport auf Yaks weiter ins Innere geführt wird. Auch Garn, Salzstein, Tabak und Bambusmatten werden nach Tibet geschafft, während Indigo, Medizin, Kräuter und Wurzeln aller Art, eiserne Kessel und Kohlen von dort nach China heruntergebracht werden.

Die Tage wurden schon recht kurz, und es dunkelte bereits, als wir gegen 4 Uhr nachmittags in Sche djia ciao anlangten. Außer zwei Eiern war nichts Genießbares aufzutreiben, sodaß uns drei unterwegs erlegte Wildtauben mangels jeglichen Fettes auch nichts nutzen konnten. So mußte denn unser eiserner Bestand herhalten.

Unsere Soldatenbengels spielten uns noch einen Streich. Wir hatten dem ältesten von ihnen das Trinkgeld anvertraut und ihn geheißen, dasselbe mit seinen Kameraden zu teilen. Dieses gefiel ihm offenbar nicht. Er machte sich schleunigst aus dem Staube und ließ die anderen drei zurück, welche uns nun heulend umringten. Um sie los zu werden, mußten wir noch einmal in die Tasche greifen, gaben aber jedem Einzelnen das Seine und hatten wieder etwas zugelernt.

Am 7. Dezember schlugen wir eine südliche Marschrichtung ein und ritten in einem immer enger werdenden Tale am Ya choa entlang, den wir schließlich, wie auch einen Nebenarm dieses Flusses, auf Fähren überschritten. Das Flußbett ist etwa 400 m breit, führte aber nur in einer Breite von 50 m Wasser. Wenn aber heftige Regengüsse fallen oder in den Gebirgen der Schnee schmilzt, dann hört die Harmlosigkeit dieser Wasserläufe auf.

Der Weg war so beschwerlich, daß wir ohne größere Rast nur 10 km zurücklegen konnten, denn fortgesetzt mußten wir über loses Steingeröll dahinreiten und kamen bei einem Schritte vorwärts oft doppelt soviel wieder zurück. In Yung djing hsien, 2400 Fuß hoch im Gebirge belegen, machten wir Halt. Dort war alles zu erlangen, was wir wünschten. Wir kauften daher einen tüchtigen Vorrat an Fleisch, Eiern, Lichten und Kuchen ein.

In den sehr belebten Straßen wurde auch Bohnenbreikuchen in der Form eines vierkantigen Käses feilgehalten. Dies war dort eine Spezialität. Ich habe sie anderswo nicht wieder gefunden. Daß auf diesen Kuchen fingerdick die Schimmelpilze saßen, tat bei dem Geschäfte nichts zur Sache. Gekauft wurden sie zu hunderten.

Unser Futo, der Oberkuli, mußte sich wieder auf die Suche nach Trägern begeben. Fünf unserer alten Kulis hofften hier neue Lasten zurück zu bekommen und erklärten, nicht weiterfolgen zu wollen. Nach zwei Stunden hatten wir glücklich erst einen einzigen neuen Kuli geworben und mußten uns von den Leuten bis zum Abend vertrösten lassen, dann würde das Angebot größer sein. So war es auch. Es war ein großer Fehler von uns gemacht, indem wir in

Cheng tu keinen neuen Oberkuli und neue Träger engagiert hatten. Die Leute aus Itschang waren an die Verhältnisse und Wege in diesen Gegenden nicht gewöhnt und ließen uns so im Stiche. Wir hätten an diesem Tage, wenn dieser Zwischenfall nicht geschehen wäre, nach einer Mittagsrast ganz gut noch die nächste Station erreichen können.

Wir benutzten den Nachmittag, nachdem ich endlose Scherereien mit dem Einwechseln von Kupfergeld gehabt hatte, sodaß mir schier die Geduld gerissen war, zu einem kleinen Ausflug in die Umgegend, um wilde Enten zu schießen, welche auf und an den, die Stadt umgürtenden beiden Flüssen zu Hunderten zu finden waren. Aber es gelang uns nur fünf dieser Vögel, die sehr scheu sind, zu erlegen.

Mit dem Mandarin hatten wir unsere Karten gewechselt. Als wir um 10 Uhr abends im Begriffe standen, unser Nachtlager aufzusuchen, erschien ein Diener des Mandarin mit einer gewaltigen Laterne und kündete den bevorstehenden Besuch seines Herrn an. Dieser entschuldigte sein spätes Kommen mit Amtsgeschäften und stürzte sich dann in eine lebhafte Unterhaltung mit uns, während welcher er eine dargebotene Zigarre mit großem Verständnis rauchte. Als er unseren Kognak — die letzte Flasche hatten wir geopfert — gekostet hatte, flüsterte er einem seiner zahlreichen Diener, welche bei einem so hohen Besuche nie fehlen dürfen und jedes Wort der Unterhaltung aufschnappen, wenn sie nicht gar ihnen gerade zusagende Gegenstände verschwinden lassen, einige Worte zu. Der Mann entfernte sich und kehrte bald mit einer Büchse eingemachter Kirschen und einem $^1/_2$ m hohen Tongefässe mit Wein zurück, Geschenke, welche uns der Mandarin in seiner liebenswürdigen Weise übergab. Eigenhändig öffnete er die Zinnbüchse, deren Inhalt, schöne Kirschen wir sofort verzehrten. Den Wein sollten wir mitnehmen. Dadurch wurde uns eine schwere Last aufgebürdet, aber wir durften aus Höflichkeit nicht auf sie verzichten. Wir mußten das Gefäß mitschleifen, endledigten uns der Last aber sehr bald, denn der Wein war so entsetzlich sauer, daß selbst unsere Kulis ihn nicht trinken mochten. Diese verkauften ihn unterwegs an einen Händler.

Nachdem Herr Bau jen, so hieß der Mandarin mit dem blauen Knopfe, uns noch erzählt hatte, daß er während seines Aufenthalts in Peking auch einmal Gast in der deutschen Gesandtschaft gewesen wäre, wo er zu einem Diner eingeladen gewesen, verabschiedete er sich weit nach Mitternacht. Er sprach einen ausgezeichneten pekinesischen Dialekt, wie ihn eigentlich jeder Mandarin sprechen soll. Doch ist dies nicht immer der Fall. Es gibt in China so viele verschiedene Dialekte, daß sich zuweilen Leute aus weit von einander entfernten Gegenden nicht durch die Sprache verständigen können. Das erklärt sich aus den höchst mangelhaften Verkehrsmitteln und der ungeheuren Ausdehnung des chinesischen Reiches. Die Bewohner desselben kommen selten oder garnicht alle miteinander in Berührung, die Sprache kann sich deshalb nicht ausgleichen. Beamte, aus allen Himmelsrichtungen des Reiches an eine Stelle zusammengebracht, haben so den sogenannten Mandarinendialekt geschaffen. Da Peking der Mittelpunkt der Beamtenwelt ist, so ist sein Dialekt auch Mittelpunkt der Beamtensprache, und mit diesem Dialekt kommt man in ganz China stets zurecht.

Es würde hier zu weit führen, über die chinesische Sprache und Schrift eingehend zu sprechen. Es ließen sich allein darüber Bände schreiben. Nur soviel möge gesagt werden, daß die Sprache sehr schwer ist, da sie nur einsilbige Worte kennt, die weder flektiert werden können, noch Präfixe oder Endungen vorsetzen bezüglich anhängen lassen. Dazu kommt noch, daß je nach der Betonung ein und dasselbe Wort die verschiedensten Bedeutungen haben kann. Der Zusammenhang der Rede und Handbewegungen müssen da als Hilfsmittel dienen. Auch Sätze erhalten durch die Betonung verschiedenartigste Bedeutung. Jedes Wort hat ein Schriftzeichen, und es ist unmöglich, alle diese zu lernen. Die Grundlage der chinesischen Schrift ist die Bilderschrift, die aber in mannigfachster Weise ausgebaut ist.

Am frühen Morgen des 8. Dezember stellte sich, wie es uns versprochen war, der Koch des Mandarin ein, um uns ein Frühstück zu bereiten. Wir sollten aber niemals dieses genießen, denn

plötzlich war der Koch mit allen seinen Utensilien und Speisen spurlos verschwunden. Wahrscheinlich hatte ihn der Koch der Herberge an die Luft gesetzt, weil er um einen ihm selbst entgehenden Verdienst besorgt war.

Im Grunde waren wir dem Manne für seine kühne Tat dankbar, denn solches von einem Mandarin dargebotene Mahl ist oft recht ausgedehnt und hätte uns vielleicht sehr aufgehalten. Ich denke noch jetzt mit Schrecken an die lange Speisenfolge, welche ich bei solchen Einladungen oft erdulden mußte. So gab es im Jahre 1901 in Paoting fu folgendes zu essen:

1. Süße Zwiebeln, saure Bohnen.
2. Krabben und faule Eier.
3. Schwalbennester.
4. Bambussprossen.
5. Taubeneier.
6. Fisch.
7. Entenfleisch mit Krabben, stark mit Knoblauch gewürzt.
8. Hammelkoteletten.
9. Suppe aus Gedärmen.
10. Süße Nüsse in Sauce.
11. Kuchen und andere Süßigkeiten, dazu ein Glas Pfirsichbowle.
12. Spargel.
13. Ochsenfleisch mit Erbsen.
14. Pfirsichkompott.
15. Haifischflossen.
16. Pilze.
17. Nieren mit gebratenen Krabben.
18. Tausendfüße.
19. Eierpilze.
20. Einen gallertartigen Fisch.
21. Schweinebraten.
22. Gebratenen Fisch.
23. Hammelfleisch mit Gemüse.
24. Pfirsich in Tassen.
25. Entenbraten.
26. Birnen und Pflaumen, eingemacht.
27. Gänsefleisch.
28. Kuchen und Konfekt.
29. Faule Eier.
30. Tee und Zigaretten.

Und das war nur ein kleines Diner! Einige Gerichte schmeckten nicht schlecht, andere aber wieder ganz abscheulich. Dazu gab es die verschiedensten europäischen und chinesischen Getränke. Der

Genuß derselben wurde aber stark dadurch beeinträchtigt, daß jeder Tischgenosse nur ein einziges Glas hatte, in welches der Diener Rotwein, Limonade, Bier, Kauliangschnaps einschänkte, gleichgültig, ob ein Rest des vorigen Getränkes noch darinnen war oder nicht. Man mußte aufpassen wie ein Schießhund, um nur rechtzeitig den Rest im Glase unter den Tisch zu schütten, damit man nicht ein entsetzliches Gemisch erhielt.

Bei diesem Diner hatte der Gastgeber eine Theatergesellschaft kommen lassen, welche vor Tische und nachher auftreten mußte. Während der Vorstellung gab es Tee und Zigarren bezw. Zigaretten. Der Gastgeber aß selbst nur wenig, er spuckte aber desto mehr aus und schnüffelte fortwährend mit seinem Riechorgan an einer Opiumdose herum, daß allen anderen übel und weh werden konnte.

Vor unserem Aufbruche am 8. Dezember frühstückten wir also frugaler, aber in uns angenehmer Weise. Wir ritten nun wieder südwestlich weiter und kletterten in dem Tale eines ziemlich reißenden Flusses langsam bergan. Eine große Menge kleiner Nebenflüsse, welche munter von den Bergen rechts und links herabsprudelten, mußten entweder durchwatet oder auf Steinbrücken überschritten werden. Auch über den uns entgegenfließenden Hauptstrom mußten wir übersetzen. Auf den dicht an den Weg herantretenden Bergen wuchs überall Kräutertee, wenn man ihn so nennen kann, der, mit Harken zusammengekehrt, nach Ya tscho geschafft und dort für Tibet zubereitet wird.

Nach einem Ritt von 20 km machten wir in Choang ni pu Quartier, um frische Kräfte für den folgenden Tag zu sammeln, der uns, wie man uns sagte, große Wegsteigungen bringen würde. Wir waren jetzt bereits 5690 Fuß über dem Meere.

Frischgestärkt stiegen wir am 9. Dezember früh bald nach 7 Uhr in den Sattel und ritten in der alten Richtung weiter. Der Himmel machte ein recht trübes Gesicht, als wollte er uns wegen der Strapazen, die uns heut bevorstanden, bedauern, und voller Mitleid schien ein leichter Nebel uns den Ausblick auf den Weg verbergen zu wollen. In sehr engem Tale ging es langsam bergan.

Zwei kleine, von den seitwärts belegenen Berglehnen zu dem uns im Tale entgegenströmenden Flusse herabfliessende Gebirgswasser mußten auf Kettenbrücken überschritten werden. Es war dies ein Kunststück, das nicht jeder glücklich fertig bringt, denn auf fünf bis sieben, an jedem Ufer an einem Tore befestigten, eisernen Ketten, welche den Fluß überspannen, ruhte nur ein sehr primitiver Holzbelag. Die einzelnen Bretter schlossen nicht eng zusammen und waren in keiner Weise befestigt. Auf dem schwankenden Unterbau rutschten sie hin und her, sodaß Menschen und Tiere ständig Gefahr liefen, in das Wasser hinabzustürzen. Hielt man nicht genau die Mitte, so kippten die Bretter auf, wir mußten daher auf die Tiere sehr achtgeben.

Unser Weg stieg nun in kleinen Serpentinen steil an. Der Nebelschleier war verschwunden, und vor uns auf den Bergen leuchtete uns blendendweißer Schnee entgegen. Bald wateten wir in demselben umher. Unsere Kulis zogen Strohsandalen an, oder umwickelten ihre Füße mit Lappen. In der Mitte unter den Füßen befestigten sie eiserne Ringe, welche mit vier Zacken versehen waren und sie gegen das Ausrutschen schützen sollten.

Mühselig hatten wir den Paß von 4800 Fuß Höhe erklommen und wollten bereits siegesfroh aufjubeln, als wir in einiger Entfernung vor uns einen bedeutend höheren Paß erblickten, den es noch zu überklettern galt. Die landschaftliche Schönheit entzückte uns sehr. Dichtes Buschwerk bedeckte die Höhen und nicht unbedeutende Schneemassen hüllten alles in blendendes Weiß, den Felsen und Büschen oft die phantastischsten Formen gebend.

Unser Weg senkte sich allmählich wieder und war, wie schon zuvor, mit einer Menge kleiner, nur aus vier oder fünf Häusern bestehenden Ansiedelungen besäumt. Diese Anwesen machten einen äußerst armseligen Eindruck. Baufällige, jeden Augenblick einzustürzen drohende Wände trugen ein Dach, welches nur mit kleinen Brettern gedeckt war. Steine lagen darauf und verhinderten, daß der Sturm den schwachen Schutz entführte.

Auch der uns seit Cheng tu an unserem Wege begleitende Tele-

graphendraht schien sich hier keiner besonderen Pflege zu erfreuen. Die Stangen, welche ihn halten sollten, lagen umgebrochen am Wege, und Menschen und Tiere spazierten über ihn, der am Boden lag, munter hinweg. Es mochte wohl lange kein Telegraphenbeamter die Strecke inspiziert haben.

Eine aus etwa 60 Eseln bestehende Karawane mit Kupfer und Blei begegnete uns. Dann und wann trug eines der Tiere eine Glocke, um den anderen den Weg zu weisen. Ein Tier ging langsam hinter dem anderen, ein langer Zug mit vielen Lücken, oft wurde gehalten, damit die Esel sich ausruhen konnten, denn ihre Lasten waren nicht gering.

Endlich hob sich der Weg zu dem hohen Paß, den wir vor uns hatten, hinauf, und bald hatten wir wieder die Schneeregion erreicht. Unsere Mühe wurde aber, als wir die Höhe von 9620 Fuß erstiegen hatten, reichlich belohnt. Die Luft war ganz rein und durchsichtig geworden, sodaß wir einen bezaubernden Anblick genießen konnten. Unten im Tale winkte uns unser nächstes Quartier, das Städtchen Tching chi hsien, dessen Mauern wir klar und deutlich erblickten.

Doch mit dem bloßen Sehen hatten wir es noch nicht erreicht, es wartete unser zuvor noch ein recht steiler Abstieg. Wir mußten 3630 Fuß hinabklettern und das war ein gehöriges Stück Arbeit. Der Schnee war von den vielen Trägern und Lasttieren festgetreten, die Sonne hatte die Oberfläche geschmolzen und der Nachtfrost hatte dann die herrlichste Eisbahn daraus gezaubert. Vorsicht, allergrößte Vorsicht war da die Hauptsache.

Mancher Kuli verunglückt unter seiner 150 Pfund schweren Last auf diesem Wege. Auch wir sahen solche armen Kerle genug. Rührend anzusehen war es, wenn ein Kuli solchen Verunglückten in die Heimat zurücktrug, wo er keineswegs die richtige Behandlung erfährt. Rettungslos fällt er einem Quacksalber in die Hände, der dafür sorgt, daß sein Patient sein Leben lang erwerbsunfähig bleibt. Das bewies uns die Bitte von solchen Leuten, welche ein Bein gebrochen hatten, wir möchten ihnen doch Medizin für ihr Leiden geben. Also mit inneren Mitteln versuchen die chinesischen Jünger

des Aeskulap, Knochenbrüche zu heilen! — Für solche oben beschriebenen Wege haben die Kulis Stöcke, die mit eisernen Spitzen versehen sind, bei sich. Diese benutzen sie beim Gehen, um sich auf der glatten Bahn zu halten, und, wenn sie einmal Halt machen, sich auszuruhen; dann stellen sie dieselben unter die Last, welche sie auf dem Rücken behalten, anstatt sie abzulegen, und schaffen sich auf diese Weise Erleichterung.

Glücklich erreichten wir Tching chi hsien und fanden dort eine gute Unterkunft. O, wie prächtig schmeckte nach solchen Anstrengungen uns unser Mahl! Auch unseren Tieren sah man es an, wie behaglich sie sich fühlten, als sie ihr Futter kauen und dann ruhen konnten.

Meine Ruhe wurde nur bös gestört. Durch das zum Heizen dienende Kohlenfeuer im offenen Becken, wie es in China üblich ist, hatten sich Kohlenoxydgase entwickelt, die mich vergifteten und mir große Uebelkeit bereiteten.

Nachdem es uns mit vieler Not und Mühe gelungen war, neue Träger zu erhalten, die sich zuerst weigerten, das Gepäck an den zwischen Itschang und Cheng tu gebräuchlichen Stangen zu tragen, es vielmehr auf dem Rücken transportieren wollten, verließen wir am 10. Dezember Tching chi hsien und berieten beim Passieren einer Brücke dicht hinter der Stadt, welchen Weg wir benutzen wollten, denn ihrer zwei standen uns zur Verfügung bis zur nächsten Station. Der eine führte quer über die Berge, war der kürzere und wurde von den Trägern bevorzugt, der andere war etwas länger, sollte aber eben sein. Wir wählten den letzteren, waren aber sehr enttäuscht, als wir durchaus nicht auf ebener Bahn dahinreiten konnten, sondern fortgesetzt bergauf und bergab mußten. Dabei war der Weg so schmal, daß kaum zwei Menschen an einander vorüber zu gehen vermochten. Zur Linken begleitete uns ein etwa 200 m breiter Fluß, der aber stellenweise durch die eng zusammentretenden Gebirgswände bis auf 100 m eingezwängt wurde. Riesige Felsblöcke lagen in dem Strombette und machten jede Schiffahrt unmöglich, denn die Fluten stürzten über diese Hindernisse mit furchtbarer Gewalt talabwärts.

Stellenweise sah man auf den Gebirgsrücken mit Korn bestellte Aecker, doch meist deckte den Boden das in China überall bemerkbare Gras, welches saftlos und ohne Nährwert ist und eine graue Färbung hat.

In den Gebirgstälern benutzte man die reißenden Wasserläufe zum Treiben von Mühlenwerken. An der Welle des Mühlenrades war ein Stein befestigt, der die Umdrehungen mitmachte und gegen einen oberhalb angebrachten zweiten Stein rieb. Der Mais wurde zwischen ihnen sehr fein gemahlen. Zu Dutzenden folgten solche Mühlen hintereinander.



Pagode.

Unser Weg wurde erst hinter Shan kia ko, wo die von uns leider vermiedene Straße wieder einmündete, belebter.

Eine Pagode zeigte uns in der Ferne die Stelle an, wo wir Quartier machen mußten, und mit einbrechender Dunkelheit langten wir recht ermüdet in I dun tschwang an. Auch hier hatten wir wieder die Konsequenzen des Auftretens jenes Herrn, der unter der Bevölkerung mit der Knute sich Respekt zu erwerben beflissen gewesen war, anstatt klingende Münze zu geben, zu bekämpfen. Verschüchterte Gesichter starrten uns entgegen, keiner wollte unseren müden Knochen ein Lager gewähren. Lebensmittel wollte uns nie-

mand abgeben. Wir quartierten uns aber ohne weiteres in einer Herberge ein und suchten den sich sträubenden Wirt zu beruhigen. Das gelang uns schließlich auch und ihm verdankten wir es, wenigstens einige Eier kaufen zu können. Fünf unterwegs geschossene Tauben mußten das nicht zu bekommende Fleisch ersetzen, sie schmeckten uns mit dem üblichen Reis auch ganz gut.

Chinesische Kuchen zu erlangen, war unmöglich. Zuerst behauptete der Bäcker, keine Eier zu haben. Als wir ihm diese brachten, erklärte er, es wäre kein Mehl da. Auch diesem Mangel halfen wir mit Unterstützung unseres Herbergswirtes schnell ab und baten den Bäcker nun, uns eine Form zu leihen, da der Koch den Kuchen backen wollte, aber jener Halunke bedeutete uns nun in seiner unverschämten Ruhe, er besäße auch keine Form. So mußten wir auf Brot verzichten.

Mein Pferdchen, welches mich so gut getragen hatte, hatte zu meinem Bedauern eine Druckstelle bekommen. Ich mietete mir deshalb, um das Tier zu schonen, ein anderes Pferd und mußte pro Tag 500 Käsch dafür bezahlen. Der Besitzer gab mir einen kleinen, zerlumpten Jungen als Begleiter mit.

Der 11. Dezember erforderte wieder die Anspannung aller unserer Kräfte. Ueber gewaltige Granitblöcke und entsetzliches Steingeröll ging es im engen Tale langsam bergan, um dann plötzlich in kurzem Zickzackwege stark zu steigen. Bald hatten wir wieder Schnee unter den Füßen, und die seitwärts von den Berghängen herunterfließenden Bäche waren zu mächtigen Gletschern gefroren. Je höher wir kamen, desto nebliger wurde es und dabei so glatt, daß wir absteigen und die Pferde führen mußten.

Nichts ahnend schritten wir so dahin, als plötzlich wenige Schritte entfernt zwei Auerhähne aufflogen und im Nebel verschwanden, ehe wir schußfertig wurden. Das dichte Buschwerk schloß jede Verfolgung aus, wir konnten den Weg nicht verlassen und natürlich waren die Vögel an denselben nicht gebunden.

Endlich haben wir die Paßhöhe erreicht, 9850 Fuß. Die Straße führte dort durch einen Tempel hindurch und zahlreiche Weihrauch-

stangen vor den Götzenbildern zeigten an, daß die Lastträger hier ihre Opfer dargebracht hatten.

Obwohl es recht ungemütlich dort oben war, denn der Nebel fiel in dünnen, scharfen Eiskristallen hernieder, mußten wir doch eine Rast halten, um unseren Tieren Erholung zu gönnen. Dann begann der steile Abstieg, der wegen des in eine spiegelglatte Eisfläche verwandelten Weges außerordentlich gefahrbringend war. Wir waren



Schwierige Wege.

nicht imstande, den eigentlichen Weg zu benutzen und mußten dicht neben diesem im tiefen Schnee einherwaten, um sicherer zu gehen.

Drei Tibetaner fanden wir seitwärts am Wege sitzend und sich ihren Tee bereitend. Sie schienen auch dort übernachten zu wollen, denn unmöglich konnten sie noch vor Dunkelwerden den Paß überschreiten.

In Choa lin ping, einem elenden, kleinen Neste, mußten wir die Nacht zubringen. Die Herberge starrte von Schmutz, doch war desto mehr für Ventilation gesorgt. In dieser Hinsicht war des Guten für uns zuviel vorhanden, und wir mußten den Herbergswirt erst veranlassen, das Fenster mit Papier zu verkleben, da auch nicht ein Fetzen davon zu sehen war. Durch die Zimmerdecke sah man den Himmel, durch große Löcher am Fußboden pfiff der Wind. Lebensmittel waren nicht zu haben, sodaß wir wieder einmal zu den Kon-

serven unsere Zuflucht nehmen mußten. Unser Herbergsvater war ein starker Opiumraucher und ein großer Weiberfreund. Indem er beim Geldwechseln den Kurs bedeutend herunterzudrücken versuchte und mich prellen wollte, sollte mein Boy es gut haben. Er bot ihm für die Nacht ein besonders vergnügliches Lager an.

Ehe wir uns zur Nacht rüsteten, gingen wir noch ein wenig ins Freie. Die Landschaft war überaus imposant. Im Mondlichte erglänzte auf den Bergen der Schnee in allen Farben, die Sterne funkelten, und wilde Gebirgspartien zeigten sich rings unseren Blicken. Dabei die erhabene Ruhe, es war geradezu feierlich!

Beim Oellämpchen schrieb ich dann meine Tagebuchnotizen und zeichnete meine Karte, den Weg, den wir am Tage zurückgelegt hatten, dann machte ich meinem Pony einen nassen Umschlag auf seine Druckstelle und kroch selbst unter die Decke

Um schreiben und zeichnen zu können, war ich natürlich mit dem dazu erforderlichen Material versehen, denn in den Herbergen gibt es dieses ebensowenig wie in den Häusern der gewöhnlichen Bevölkerung. Bleistifte sind dort unbekannte Dinge, Tusche und Schreibpinsel sind gewöhnlich nur zu haben, wenn gerade ein Händler mit diesen Gegenständen sich zufällig dorthin verirrt.

Am 12. Dezember führte unser Weg uns stark bergab. Das Wetter war herrlich. Bald stießen wir auf den Ta du choa, der mit rasender Geschwindigkeit nach Süden fließt. Auf seinem östlichen Ufer bogen wir ihm entgegen nach Norden ab und passierten unaufhörlich kleine Ortschaften, in denen die Grundstücke mit Hecken von Agaven, welche überall in diesen Gegenden herrlich gedeihen, eingefaßt sind. In La ding ciao mußte Quartier genommen werden, aber in der ziemlich kleinen Stadt wimmelten so viele Menschen auf den Straßen herum, daß wir schon ahnten, es würde mit einer Unterkunft schlecht bestellt sein. Richtig waren die Herbergen auch bereits völlig überfüllt. Ein Diener vom Yamen, wohin wir uns wandten, wollte zwar mit Gewalt in einer Herberge Raum für uns schaffen, doch das Murren der Leute war so intensiv, daß wir, um

uns nicht ernstliche Ungelegenheiten zu bereiten, dort auf ein Nachtlager lieber verzichteten.

Ein Tempel mußte uns nach langer Zeit wieder einmal seine gastlichen Pforten öffnen, obwohl der Hüter desselben von unserem Besuch absolut nicht sehr erbaut war, denn er machte zu der draußen vor der Türe stehenden, ungeheuren Menschenmenge alle möglichen Bemerkungen über uns. Ich war darauf gefaßt, daß der gaffende Volkshaufe, angestachelt durch dieses Benehmen des Tempelaufsehers, jeden Augenblick uns zu Leibe gehen würde. Ostentativ machten wir uns mit dem Laden unserer Schußwaffen zu schaffen, und ich möchte beinahe glauben, daß dieses Manöver uns allein Ruhe verschafft hat.

Während wir auf dem Fußboden aus alten Brettern eine Schlafstelle zu errichten uns bemühten, war mein Boy auf den Ankauf von Fleisch und sonstigen Nahrungsmitteln ausgegangen, und unsere anderen Diener beschäftigten sich damit, dem Tempelhüter beizubringen, wir wären gute Leute und bezahlten alles. Das half denn auch mit der Zeit. Er wurde gemütlicher, kochte uns Teewasser und brachte uns selbst Stühle und Pritschen.

Unser Quartier war im ganzen leidlich, nur quälte uns furchtbar der beißende Qualm eines Holzfeuers, mit dem der Tempelwärter sein Stübchen neben dem großen Raume, in welchem wir uns häuslich niedergelassen hatten, zu erwärmen trachtete. Die Augen schmerzten uns, und ab und zu mußten wir deshalb in die frische Luft gehen. Obschon es völlig dunkel geworden war, standen draußen noch immer gaffende Leute in Menge, um unser Treiben zu beobachten.

Abends stellte sich der Baumeister des Tempels ein und tat sehr wichtig. Er beklagte sich über die so geringen Geldspenden der Leute, daß sein Werk nicht zu Ende gebaut werden könnte. Die Namen der Geldspender prangten in großen Lettern an der Decke. Er zeigte sie uns, wie es schien, mit einer einladenden Handbewegung, als ob er gern auch unsere Namen dort anbringen wollte. Doch wir stellten uns furchtbar dumm an.

Bevor wir einschliefen, erschien der alte, wohl 80 Jahre tragende Tempelhüter mit einem Kollegen, um eine Andacht zu verrichten. Der alte Mann setzte sich auf einen Stuhl vor dem Götzenbilde, doch so, daß er diesem den Rücken zukehrte, und murmelte wohl eine Viertelstunde lang, sich dabei von Zeit zu Zeit den Leib schlagend, seine Gebete herunter, während der jüngere Mann ein schauerliches



Götzenbilder.

Konzert veranstaltete. Er trommelte auf einer über Bambus gespannten Haut herum, schlug mit zwei Bambusstöcken, die er in der linken Hand hielt, den Takt dazu und trampelte dabei mit den Füßen.

Erst nachdem diese Melodie verklungen war, gelang es uns, die Augen zu schließen. Der furchtbare Qualm, mit dem uns der Hüter des Hauses vielleicht auszuräuchern versucht hatte, konnte ihnen zwar nun nicht mehr schaden, aber unsere Atmungsorgane litten unter demselben desto mehr. Am 13. Dezember erwachten wir mit einem entsetzlichen Durst, der Hals brannte uns und Kopfschmerzen plagten uns sehr. Unsere Kleidung roch widerlich, und

froh, diese Nacht hinter uns zu haben, stiegen wir in den Sattel und ritten in die frische Luft hinaus, nachdem wir unserem Herbergsvater ein anständiges Trinkgeld mit der Bitte, es zum Weiterbau des Tempels zu spenden, übergeben hatten. Ob er es wohl abgeliefert hat?

Noch im Orte selbst überschritten wir auf einer 125 m langen Hängebrücke den Ta du choa, und das Schwanken derselben verbesserte unser Kopfweh gerade nicht. Glücklich überwanden unsere Tiere die Gefahr, von dem lockeren Brückenstege hinab in den 20 m tiefen, dahinsausenden Strom zu stürzen, und auf dem anderen Ufer desselben ging es dann weiter an ihm entlang. Der Weg führte über loses Steingeröll, und war durchaus nicht angenehm.

Ueber uns schwebte in den Lüften hoch oben ein riesiger Vogel, es war der erste Adler, den wir zu sehen bekamen. Mit einer Jagdbeute von sechs wilden Tauben nahmen wir in Wa ce go Herberge, einem elenden, kleinen Neste, in welchem wir aber bleiben mußten, weil eine andere Unterkunft ganz unmöglich war. Der amerikanische Missionar hatte Recht, wir mußten uns unbedingt an die Stationen halten.

Am 14. Dezember erreichten wir, nachdem wir während des ganzen Monats uns keinen Ruhetag gegönnt hatten, Ta tien lu und beschlossen, dort einige Tage zu rasten. Es war noch ein mühevoller Weg, der uns dorthin brachte. Gewaltige Felsblöcke machten ihn fast unpassierbar. Je höher wir kamen, desto schwieriger wurde er, denn nun stellte sich dazu noch wieder Schnee ein und eine Menge spiegelglatter Eisflächen. In den Felsen nisteten Tausende von wilden Tauben, sogenannte Felstauben, von denen wir einige schossen.

Eine eigenartige Ueberbrückung des Flusses, der neben unserem Wege dahinrauschte, lernte ich hier kennen. Ein Bambusseil war über das Flußbett gezogen und an den Ufern an Felsblöcken befestigt. An dem Seil hing ein Haken, an dem Menschen oder Tiere, die hinüberwollten, befestigt und mittels einer Leine dann am Seil entlang sich zogen, bezügl. gezogen wurden. Es sah dies höchst possierlich aus. Wir brauchten diese Rutschbahn nicht zu benutzen.

Am Tore von Ta tien lu erwartete uns unser Hofmeister, wie wir den Chinesen, der uns seit Cheng tu begleitete, nannten, um ihm einen seiner heimatlichen Würde einigermaßen entsprechenden Titel zu geben.* Wir hatten den Mann vorausgeschickt, damit er unsere Karten auf dem Yamen abgeben und Quartier für uns machen sollte. Er hatte alles aufs Beste besorgt.

Von Cheng tu bis hier hatten wir 440 km zurückgelegt.



XI.

Ta tien lu.

Es war nicht so einfach, nach Ta tien lu hineinzukommen. Hunderte von Trägern mit Teelasten stauten sich am Eingange der Stadt. In einem großen Schuppen wurden die Lasten abgewogen, mit denen die Leute angelangt waren, und da zur Abnahme immer nur einer hinzugelassen wurde, so stockte der ganze Verkehr. Die Kulis erhielten hier auch ihren wohlverdienten, aber kärglichen Lohn ausgezahlt.

Es kostete uns große Mühe und viele Zeit, bis wir uns mit unserer Bagage glücklich durch diesen Menschenknäuel hindurchgearbeitet hatten.

Unser Hofmeister führte uns bis fast an das andere Ende der Stadt, wo unser Quartier in einem früheren Lamakloster vorgesehen war. Die Lamas hatten den alten Bau, nachdem sie in ein neuerbautes Kloster übergesiedelt waren, als Herberge für Durchreisende zur Verfügung gestellt. Vertrauen erweckend sah das Haus nicht gerade aus, aber wir erkannten doch, nachdem wir uns andere Herbergen angesehen hatten, von deren fürchterlichem Schmutze wir nicht gerade erbaut waren, daß unser Hôtel noch das beste von allen war und ließen uns häuslich nieder.

Die Einrichtung war schon tibetanisch, wie alles in Ta tien lu. Wir wohnten nicht mehr zu ebener Erde wie in den chinesischen Herbergen, sondern im ersten Stockwerke, denn in tibetanischen

Häusern pflegen im Erdgeschosse die Ställe für die Tiere belegen zu sein. Eine tibetanische Frau führte im Hause die Aufsicht und nahm auch die Gelder in Empfang, zwei Rupien pro Tag.

Kaum waren wir abgestiegen, als der französische Missionar uns einen seiner Diener zusandte, der uns in der Stadt herumführen und uns beim Einkaufen behilflich sein sollte. Das war recht gut



Ta tien lu.

gemeint, der Kerl, welcher freilich sehr gut tibetanisch sprach und verstand, entpuppte sich aber als ein ganz geriebener Kunde, der es nur auf seinen Vorteil abgesehen hatte und bei unseren Einkäufen möglichst vieles Geld in seine eigene Tasche verschwinden ließ.

Ta tien lu liegt dicht eingeengt zwischen zwei gewaltigen Gebirgszügen und ist infolgedessen sehr langgestreckt. Die Straßen sind außerordentlich eng und recht schmutzig. In dieser Hinsicht stimmen die Chinesen und die Tibetaner, so verschieden sie auch sonst sind, völlig überein, ja letztere übertreffen an Unsauberkeit noch die ersteren. Trotzdem macht die Stadt, deren Bevölkerung schon, abgesehen von einigen chinesischen Kaufleuten, völlig tibeta-

nisch ist, einen ganz malerischen Gesamteindruck. Sie ist eine Handelsstadt. Tee geht westwärts nach Tibet hinein, Pelze und Gold und Silber werden von dort hierher geschafft, um weiter ostwärts transportiert zu werden. Es gibt daher viele Silber- und viele Pelzläden.

Noch am ersten Tage unseres Aufenthalts in Ta tien lu machten wir dem französischen Missionar einen Besuch, um uns für seine Liebenswürdigkeit zu bedanken und zugleich von ihm Rats einzuholen über unsere Weiterreise, den Weg und die Geldverhältnisse. Auch dem englischen Missionar machten wir unsere Aufwartung.

Wir erlebten da infolge dieser Besuche noch am folgenden Tage eine amüsante und doch peinliche Szene.

Der englische Missionar machte uns einen Gegenbesuch und fand bei uns bereits seinen Kollegen französischer Nationalität vor. Beide benahmen sich zu einander so förmlich, daß wir zuerst nicht recht wußten, was wir davon halten sollten und stellten die Herren gegenseitig vor. Wir hatten nicht ahnen können, daß beide, obwohl sie bereits seit Jahren am selben Orte gemeinsamen Beruf ausübten, noch nicht einmal persönlich mit einander bekannt waren. Sie saßen sich stumm gegenüber. Später erzählte uns der Engländer, er hätte, als er nach Ta tien lu gekommen, seinem französischen Kollegen, der bereits dort war, einen Besuch gemacht, wäre aber weder empfangen, noch mit einem Gegenbesuche beehrt worden. Das war wieder einmal ein treffendes Beispiel dafür, welches Vorbild in der Einigkeit christlicher Glaubensgenossen den anzuwerbenden Seelen gegeben wird.

Herr Soerensen, der englische Missionar, obgleich ein Schwede von Geburt, war uns in liebenswürdigster und aufopferndster Weise überall behilflich und fungierte bereitwilligst als Dolmetscher, wo es immer nötig war.

Auch unsere tibetanische Herbergswirtin war stets sehr freundlich und hilfsbereit, sie wies unsere Diener zurecht, damit sie gute und reelle Kaufleute fänden, wenn Einkäufe zu machen waren und sagte ihnen sonst auch immer in praktischer, wohlmeinender Weise Bescheid. Sie war in ihrem Benehmen auch uns gegenüber keines-

wegs furchtsam und scheu, wie es die Chinesinnen stets gewesen waren. Das alles hatte für uns großen Wert.

In der Stadt residiert ein tibetanischer Häuptling, welcher aber dem chinesischen Mandarin unterstellt ist, denn Tibet, ganz Tibet, ist ein Vasallenstaat von China. Ein Todesurteil jedoch, wenn es einen Tibetaner betrifft, kann der Häuptling fällen, ohne eine Bestätigung nachzusuchen, wie es der Mandarin zu tun verpflichtet ist, er hat für sein Volk selbstständig Gewalt über Leben und Tod.



Lama.

Der Häuptling besitzt einen Palast in Ta tien lu und einen zweiten außerhalb für den Sommeraufenthalt. Die Winterresidenz zeigte uns der englische Missionar, welcher mit dem Besitzer des Palastes auf sehr gutem Fuße stand. Der Häuptling war nämlich zu unserem größten Bedauern gerade von Ta tien lu abwesend, weil er sein Volk rund um diese Stadt inspizierte. Er ist ein fremdenfreundlicher, lernbegieriger Mann und ein großer Nimrod. Sein sehnlichster Wunsch soll es gewesen sein, einmal mit Europäern gemeinsam auf die Jagd gehen zu können, um deren Jagdmethode und die ihm fremden Waffen kennen zu lernen. Nur zu gern würden wir ihm diesen Gefallen getan haben.

Sein Palast in Ta tien lu ist ganz im chinesischen Stile gebaut und unterscheidet sich kaum wesentlich von einem Yamen; selbst den grenzenlosen Schmutz vermißten wir nicht. Eine große Mauer umgibt den ganzen Komplex, zu welchem auch ein Lamatempel gehört. Als wir diesen besichtigten, hielten die Priester gerade Gebete für den Häuptling und seine Angehörigen. Sie murmelten vor sich hin. Von Zeit zu Zeit wurde mit einer schrill klingenden, kleinen Glocke geläutet, und schauerliche Töne erschallten aus einem trompetenartigen Instrument, welches ein Priester blies. Während alle Lamas im Halbkreise auf dem Erdboden hockten, begab sich ein Priester vor das Bild des Häuptlings und machte mit einem Stäbchen allerlei Zeichen vor demselben. Damit sein Hauch das Bild nicht treffen konnte, hatte er sich ein weißes Tuch vor den Mund gebunden. Das Murmeln von Gebeten schloß diese Feier, wie es sie eingeleitet hatte.

Zu dem Palaste gehört auch ein großer Garten, in welchem außer weißen Fasanen und anderen Vögeln und Tieren auch zwei junge Leoparden, welche in der Umgegend gefangen sein sollten, sich ihres Daseins erfreuten. Wie man uns erzählte, hielt der Häuptling im Parke seines Sommerpalastes eine große Zahl stattlicher Hirsche. Ein Schwefelbad soll sich ebenfalls in demselben befinden, welches er Durchreisenden zur Benutzung jederzeit gern zur Verfügung zu stellen pflegt.

Da bei den Tibetanern jeder dritte männliche Sproß einer Familie Lama werden muß, war der Häuptling, von seinen Stammesuntergebenen „König“ genannt, als dritter Sohn seiner Eltern ursprünglich Lama geworden. Als sein älterer Bruder aber starb, hatte er das rote Priestergewand wieder abgelegt und avancierte zum „König von Ta tien lu“.

Natürlich machten wir auch dem Mandarin unseren Besuch. Der 71 Jahre alte Herr war sehr freundlich und führte uns auch seine Kinder vor, denen wir zur größten Freude des Vaters von den uns vorgesetzten Süßigkeiten abgaben. Mit dieser Eroberung verschwanden sie dann lautlos.

Auf den Straßen traf ich unendlich viele Lamapriester. Die Tracht derselben ist wesentlich verschieden von der der chinesischen Priester, welche auf Buddha schwören. Ein dickes, schlafrockähnliches Gewand von roter Farbe wird durch einen Gürtel zusammen-



Ta tien lu: Lamakloster.

gehalten, ein Umhang von gleicher Farbe und aus sehr grobem, rohem Stoffe bestehend, wird von ihnen darüber getragen. Der Schädel ist glatt rasiert. Sie saßen an den Straßenecken oder an der Mauer ihres Klosters, wärmten sich an den Sonnenstrahlen und drehten fortwährend ihre Gebetmühlen, mit Gebeten bedruckte Walzen und waren mit ihren Gedanken während dieser mechanischen Tätigkeit sicherlich ganz wo anders. Andere freilich trugen Rosenkränze und beteten sie ab, fortgesetzt dieselbe Gebetsformel murmelnd: „Om mani padme hum". (O du Lotos im Kleinod, Amen.) Besonders fanatische Lamas bliesen auch auf Instrumenten, die aus Menschenknochen hergestellt waren.

Das Kloster war ein ganz stattlicher Gebäudekomplex. Es war nur recht bedauerlich, daß man es nicht betreten durfte. Alle Lamaserien sind für Ausländer gesperrt.

In Ta tien lu ist die letzte Poststation. Weiter ins Innere hinein hört auch die Telegraphenverbindung auf.

Beinahe wäre ich in Ta tien lu vom Tode ereilt worden. Gleich in der ersten Nacht bekam ich ganz entsetzliche Kopfschmerzen, wachte von denselben wiederholt auf und erhob mich schließlich, da mir furchtbar übel geworden war, und ging ins Nebenzimmer, wo der Doktor wohnte. Dort brach ich ohnmächtig zusammen. Mein Reisegenosse schaffte mich sofort auf mein Lager zurück und stellte eine Kohlenoxydgasvergiftung fest, wie ich sie schon einmal, aber nur in gelindem Grade, gehabt hatte. Ich hatte vor Beginn der Nacht die sehr defekten Papierfenster fest verkleben lassen, weil es sehr kalt war, und der starke Wind in das Zimmer blies. Daher konnte wieder das Gas, welches sich aus dem offenen, zum Erwärmen des Raumes aufgestellten, so unpraktischen Kohlenbecken entwickelte, nicht abziehen und machte mich krank. Der Doktor ließ schleunigst die Fenster ihrer Papierbekleidung berauben, damit das Gas entweichen konnte, und fächelte mir reichlich frische Luft zu. So kam ich denn auch bald wieder zu mir, fühlte mich aber den ganzen Tag über noch sehr unwohl, und es dauerte geraume Zeit, bis mein Herz wieder anfing ruhig zu arbeiten. Es war wirklich ein großes Glück, daß ich sofort in richtige Behandlung kam, denn ohne meinen hilfsbereiten Doktor wäre das Uebel wohl nicht beseitigt worden. Meine Diener hätten wohl um mich her gestanden und Buddhas Hilfe angefleht, aber ob dieser mich gerettet hätte, erscheint mir recht zweifelhaft. Dank sei daher meinem Lebensretter!

Wir blieben in Ta tien lu bis zum 19. Dezember und verproviantierten uns während dieser Tage ordentlich, denn es war die letzte Gelegenheit, wo wir für die Reise Nahrungsmittel kaufen konnten. Der Kakao, der Zucker und der in Büchsen befindliche Schinken waren zwar nicht sehr gut und mochten ein kleines Menschenalter erlebt haben, aber es blieb uns keine Wahl. Bei dem Erstehen von Fleisch,

Reis, Mehl und Holzkohlen — es mußte an alles gedacht werden — mußten wir sehr auf der Hut sein, da die Tibetaner einen Käufer, zumal einen Fremden, nur zu gern übers Ohr hauen, indem sie zwischen das Mehl Sand mischen und durch hineingeschmuggelte Steine den Holzkohlen ein höheres Gewicht verleihen. Außerdem schafften wir uns Pelze an und versahen uns sonst noch mit warmer Kleidung, denn es war bitterkalt geworden. Die Butter und die Milch, die hier zu haben war, vom Yak herrührend, war außerordentlich gut. Da die Tibetaner die Butter in ledernen Säcken zu transportieren pflegen, war diese äußerlich wohl schmutzig, doch nach Entfernung der Schmutzkruste war sie goldgelb. Auch Kartoffeln waren zu haben. Zum Andenken an unseren Aufenthalt in der Stadt kauften wir einige Silbersachen. Der



Tibetaner.

Händler wog dieselben erst ab, stellte danach seinen Preis und und berechnete dann noch außerdem den Arbeitslohn, welchen die Herstellung eines jeden erfordert hatte.

Die Preise für alle Gegenstände waren im Verhältnis zu denjenigen, die wir sonst bezahlt hatten, recht erheblich. So kostete ein Ei anstatt 6 hier 11 Käsch. Auch der Kurs des Taels war gegen früher von 1400 auf 1050 Käsch gefallen. Wir mußten unsere Taels nunmehr in Rupien umwechseln, da chinesisches Geld fernerhin überhaupt nicht mehr genommen wurde. Früher gab es in den tibetanischen Ländern englische Rupien. Sie waren aber selten geworden und standen sehr hoch im Kurse, sodaß wir gezwungen waren, die erst kürzlich eingeführten chinesischen Rupien, welche in der Münze in Chengtu geprägt werden und das Bild des chinesischen Kaisers tragen, ein-

zuwechseln (1 Rupie = 0,38 Taels = 380 Käsch). Es ist eigentlich erstaunlich, daß diese chinesische Münze die englische so schnell zu verdrängen imstande war. Wir waren recht froh, der Taels entledigt zu sein, denn nun hörte das langwierige Nachwiegen auf. Da es keine kleinere Münze als die Rupie gibt, wird diese etwa wie ein Zweimarkstück große Münze in vier Stücke geschlagen, wenn es gilt, kleinere Beträge zu entrichten. Gewogen wurden diese Stücke aber nicht.

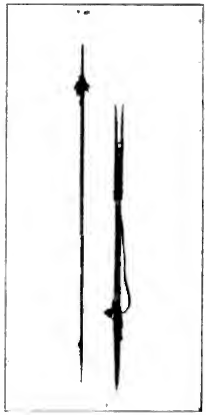
In Tibet herrscht ein eigenartiges System, „Ula" genannt, nach welchem die Tibetaner als chinesiche Vasallen verpflichtet sind, jedem Reisenden, mag er nun Chinese sein oder nicht, ein Lasttier für täglich nur eine einzige Rupie zu stellen. Von Distrikt zu Distrikt werden diese Tiere dann gewechselt. Auf diese Weise entrichten die Tibetaner einen Tribut an China.

Von besonderem Interesse war die Kleidung der Tibetaner. Sie ist in den einzelnen Gegenden des Landes sehr verschieden.

Die Männer tragen einen Rock aus Pelz, zumeist vom Schafe, die Haare nach innen gekehrt, nach außen blickt das rohe Fell. Wenn die Leute beim Arbeiten warm werden, oder die Sonne es mit ihren Strahlen recht gut meint, dann lassen sie den Pelz vom rechten Oberkörper und Arm herunterrutschen, sodaß diese Körperteile völlig entblößt sind, denn Unterkleider oder etwa Leibwäsche sind dort unbekannte Luxusartikel. Nur Strümpfe tragen die Leute, sie haben, ohne daß der Hacken herausgearbeitet wird, einfache Zipfelform. Oft entblößen sie auch den ganzen Oberkörper. Der obere Teil des Pelzrockes hängt dann einfach nach unten und wird am Körper nur durch einen Gürtel und die zusammengeknüpften Aermel festgehalten. An dem Leibgurt hängt, wie bei dem Chinesen, meistens eine Pfeife, ein Tabaksbeutel und ein Steinfeuerzeug. Ein ledernes Beinkleid und Zeugstiefel, recht bunt, mit emporgehobener Spitze und Sohlen aus Schweinsleder vervollständigen die sehr einfache Kleidung. Taschen kennt der Tibetaner nicht, er steckt die wenigen Gegenstände, deren er bedarf, in den Pelz hinein und trägt sie so, durch den Gürtel am Verlieren behindert, auf dem bloßen Leibe. Die Männer sind bartlos,

angeblich sollen sie sich die Barthaare mit kleinen Zangen ausreißen. Das schwarze Hauptthaar wird in einen Zopf geflochten und dieser um den Kopf gewunden. In Ta tien lu trugen die Männer vielfach einen schwarzen Turban. Als einzigen Schmuck zieren silberne oder auch goldene Ringe, welche reich mit Türkisen, dort sehr häufigen Edelsteinen, oder mit Korallen besetzt sind, den Zopf.

Es sind kräftige, grobknochige Gestalten, sie machen mit ihren Waffen einen kriegerischen Eindruck. Den Säbel pflegen sie fast niemals, auch beim Essen nicht, abzulegen; man sieht sie stets mit demselben, quer durch den Gürtel gesteckt, vorn am Körper ihn tragend. Er ist etwa 1 m lang, und seine Scheide mit reichem, edelsteingeschmückten Silberbeschlag versehen. Außerdem tragen sie eine kolbenlose, dünne Flinte, an welcher sich eine oben über die Mündung hinausragende, zum Niederklappen eingerichtete Gabel befindet. Diese dient, heruntergelassen, als Stütze beim Zielen. Auch Lanzen mit scharfer Spitze werden als Waffe nebenbei geführt.


Tibetanische Lanze und Flinte.

Die Frauen tragen Pelze und Schuhe genau wie die Männer, aber lieben reichen Schmuck, welcher ihnen ein recht eigentümliches Aussehen gewährt. An den Ohren hängen etwa 5 cm lange, goldene oder silberne Zierate, vielfach in Halbmondform, mit Korallen besetzt. Auf dem zu zwei Zöpfen geformten Haar, in welches bunte Schnüre, meist von roter Farbe, eingeflochten sind, prangen am Hinterkopfe, in der Mitte ein großer silberner Teller, rechts und links zwei kleinere von derselben Form, alle wieder mit Korallen oder Edelsteinen verziert. Die Zöpfe tragen die Frauen ebenfalls nach Art der Männer. Der Leibgurt ist oft mit Silberschmuck und blauen oder roten Edelsteinen geschmückt.

Der wertvolle Schmuck steht zu dem Schmutz, welcher krustenartig den Körper bedeckt, im krassesten Gegensatz. Männer und Weiber waschen sich im Winter niemals, weil sonst, ihrer Ansicht nach, ihnen die Haut einspringen würde. Ebenso wird das Kopfhaar nur äußerst selten einmal gekämmt. Ob sie aber zur Sommerszeit Waschungen vornehmen, erschien mir stets sehr fraglich, der Schmutz sah so echt aus, daß ich behaupten möchte, sie vertauschen nur die Pelze mit Kleidungsstücken aus buntem Baumwollenstoff und sind dann mit ihrem äußeren Menschen fertig.



Tibetanerin.

Am 18. Dezember hatten wir zu vormittags um 11 Uhr die Packtiere bestellt, um einmal probeweise die Lasten zu verteilen und so festzustellen, wie viele Tiere wir gebrauchen würden. Der Transport des Gepäcks mittels Tragsänften mußte von jetzt ab aufhören, da er auf die hier landesübliche Weise bequemer bewerkstelligt werden konnte. Nur eine Sänfte wollten wir beibehalten. Wir entließen deshalb alle Träger bis auf drei, welche schon von Itschang mit uns gegangen waren. Diese wollten bis nach der Provinz Yünnan uns begleiten, um dann auf einem südlicheren Wege, welcher ihrer Ansicht nach nicht durch so schwer passierbare Gebirge führen soll, nach ihrer Heimat zurückzukehren. Dort meinten sie auch bessere Gelegenheit zu haben, Lasten zu erhalten. Zwei von ihnen trugen die Gepäcksänfte, der dritte in einem Kasten zwei allerliebste kleine

Pekinghunde, welche ich in Ta tien lu gekauft hatte, um sie mit nach Deutschland zu nehmen.

Auf das Erscheinen der bestellten Lasttiere warteten wir vergeblich. Wir schickten daher zum Mandarin und ließen anfragen, wann dieselben uns zugeführt werden würden. Ein Diener vom Yamen brachte darauf die seltsame Nachricht, daß erst von außerhalb Tiere erwartet würden, wir müßten noch einen Tag warten. Der englische Missionar erklärte sofort, daß diese Meldung unwahr sei, und wir selbst witterten ebenfalls, daß irgend etwas dahinterstecken müßte. So war es auch. Wir gingen selbst nach dem Yamen und erfuhren dort, daß die Handwerker mit der Anfertigung der bestellten Sachen noch nicht fertig waren und sich deshalb an den Mandarindiener und an jenen gewinnsüchtigen Führer, den uns der französische Missionar zur Verfügung gestellt hatte, gewandt hatten mit der Bitte, sie sollten etwas erfinden, das uns noch festhielte. In Anbetracht des versprochenen Squeeze ließen die beiden Kerle sich nicht lange bitten und logen uns so infolgedessen fürchterlich an. Der Mandarin fuhr nun aber nicht übel dazwischen. Die Schneider mußten an unseren Pelzen nähen, daß ihnen die Nadel in den Fingern glühte, die Sattler und Schuhmacher mußten ebenso mit Hochdruck arbeiten. Da unser Schuhzeug auf dem Geröllboden unterwegs sehr gelitten hatte, ließen wir uns tibetanische Stiefel machen.

Der liebenswürdige Mandarin wollte die Unart seines Dieners wieder gut machen; er sandte uns alle möglichen Geschenke zu, auch Fleisch vom Yak, welches außerordentlich gut war.

Bevor wir Ta tien lu verließen, ward uns noch die frohe Kunde, daß jener deutsche Herr, der uns durch sein Auftreten so oft schon unliebsame Szenen heraufbeschworen hatte, hier Kehrt gemacht hatte, weil erst in Litang wieder eine Mandarinstation war, und er vorher von den finsteren Tibetanern wohl kaum etwas umsonst erhalten hätte. Ihnen gegenüber mochte er wohl seine Methode nicht anzuwenden gewagt haben. Wir hatten so wenigstens die Gewißheit, daß wir nach dieser Richtung hin keine Besorgnisse mehr zu haben brauchten.

XII.

Von Ta tien lu nach Batang.

Bevor wir am 19. Dezember Ta tien lu verließen, folgten wir noch einer Einladung des englischen Missionars zum Frühstück und taten dies um so lieber, als wir unser Koch- und Eßgeschirr bereits verpackt hatten.

Um 11 Uhr vormittags brachten uns zwei Tibetaner acht Lasttiere, Ponys und Maulesel. Selbstverständlich mußten wir den halben Preis für die Tiere im voraus entrichten. Der Mandarin hatte uns den guten Rat erteilt, das Geld nur dem tatsächlichen Besitzer persönlich zu bezahlen und nicht anderen Leuten zu geben, die sich etwa einfinden würden. Seine Warnung war nicht umsonst gewesen, denn richtig stellte sich ein Kerl ein, der das Geld wirklich verlangte, indem er uns vorlog, er müßte erst die Tiere für uns suchen und dann das Geld im voraus geben. Wir gingen auf diesen Schwindel natürlich nun nicht ein. Der Kerl zog ab.

Unsere Bagage war zum Teil in Zeugsäcken, zum Teil in Kisten und Ledersäcken untergebracht. Diese Kollis banden die Treiber, 2 Tibetaner, ohne sie erst groß abzuwiegen, einfach mittels lederner Schnüre auf den Tragsätteln fest. Da das Gewicht nun nicht immer gleichmäßig verteilt war, geschah es oft, daß dem Tier die eine Hälfte unter den Bauch rutschte, und jenes die tollsten Sprünge machte, um sich dieses ungewohnten Anhängsels zu entledigen.

Eine unzählbare Menschenmenge stand bei diesen Reisevorbereitungen auf dem Hofe der Herberge um uns her. Endlich konnten wir uns in Bewegung setzen und zogen bei rauhem, windigem Wetter und nur spärlichen Sonnenstrahlen in südlicher Richtung aus Ta tien lu hinaus. Wir nahmen Abschied von der Stadt und der „wollenen Schlafmütze“, einer Bergspitze, welche von der Bevölkerung so benannt wird, weil sie das ganze Jahr hindurch mit Schnee bedeckt sein soll, und kamen nach kurzem Ritte zu einer Steinbrücke, welche über einen kleinen Fluß führt, und damit an die eigentliche Grenze von Tibet oder richtiger gesagt Chinesisch-Tibet, denn das wirkliche Land des Dalai Lama beginnt erst hinter Batang. Die Chinesen bezeichnen aber das Land, welches hinter dieser Brücke belegen ist, schon als Tibet und kümmern sich, wenn dort Unruhen ausbrechen, nicht um die Wiederherstellung der Ordnung, dies den Tibetanern selbst überlassend. Der englische Missionar, welcher uns zu Pferde das Geleit gegeben hatte, verabschiedete sich hier von uns.



Pyramide von heiligen Steinen.

Unser Weg führte uns in einem schluchtartigen Tale langsam bergan, in die Schneeregion hinein, und bald hatten wir das Vergnügen, auf dem schönsten Glatteis herumzuschlittern.

Feierliche Stille, nur von den nicht unschönen Tönen der Karawanenglocken unterbrochen, herrschte in diesem Berggebiet. Dichtes, etwa 1 m hohes Gestrüpp, mit welchem die zerklüfteten Berge be-

wachsen waren, sah mit nur wenigen Aesten aus der schweren Schneedecke hervor, welche auf ihm lastete. Es war daher gänzlich ausgeschlossen, vom Wege nennenswert abzuweichen, und wir mußten deshalb darauf verzichten, auf Fasanen Jagd zu machen, die ab und zu in einiger Entfernung aufflogen.

Am Wege fanden wir wiederholt Steingruppen in Pyramidenform. Die einzelnen Platten trugen Inschriften, das buddhistische Gebet „Om mani padme hum".



Im Hochgebirge.

Nach einem Marsche von 10 km erreichten wir Tsche to. Es wurde uns dort nicht schwer, eine Unterkunft auszuwählen, da nur ein einziges Haus vorhanden war. Unser Zimmer erhielt Luft und Licht nur durch ein kleines Loch, welches das Fenster vertreten sollte. Im Finstern richteten wir uns, so gut es ging, häuslich ein, holten die Kochtöpfe hervor und bereiteten unser Mahl, um dann beim Scheine eines Stearinlichtes unser auf dem Erdboden hergerichtetes Nachtlager aufzusuchen.

Als wir am anderen Morgen, den 20. Dezember, aus unserer Höhle hinauskrochen, lachte uns die Sonne vom blauen Himmelszelte entgegen, aber es waren 13 Grad Celsius unter Null. In der Nacht hatte es ein wenig geschneit.

In der engen Bergschlucht ritten wir, wie am Tage zuvor, weiter. Wieder waren die schroffen Felsen an beiden Seiten zerklüftet, als hätte ein Riese mit gewaltigem Schwerte hineingehauen. Niederes

Gestrüpp war die einzige Vegetation, welche unter der Schneedecke erkennbar war.

Eine ganze Schar Tauben, Tiere so groß wie eine Möve, unendlich viele Fasanen und Steinhühner regten den Jagdeifer an, und mancher Vogel wurde der Bagage einverleibt, um uns als willkommener Braten zu dienen.



Unser Wirt.

Wir rückten langsam weiter bergan vor und überschritten einen Paß von 15090 Fuß, waren also 6000 Fuß höher als Tags zuvor. Der Weg war mit Eis bedeckt und außerordentlich schwer passierbar. Kein Dorf war in dieser Gegend sichtbar, nur hin und wieder wurde eine aus Felssteinen und den primitivsten Mitteln errichtete, kaum aus der Ferne wahrnehmbare, elende Hütte, einsam am Wege liegend, sichtbar. Der Charakter des Hochgebirges wurde immer prägnanter. Hinter dem Passe hörte, bis auf ganz dürftiges Gras, jede Vegetation auf. Wiederholt ließ uns der Kompaß im Stiche. Magneteisensteine, welche in riesigen Tafeln stellenweise sichtbar waren, ließen ihn nicht funktionieren. Es herrschte eine tiefe, lautlose Stille in dieser Gebirgswelt. Nur eine große Yak-Karawane, bei welcher immer 20—30 Tiere von einem Tibetaner getrieben wurden, benutzte denselben Weg wie wir. Die Treiber waren mit Flinte und Säbel wohlbewaffnet.

Ohne unterwegs eine Rast gehalten zu haben, trafen wir, als es bereits dunkel war, nach Zurücklegung von 35 km in Nan leang ba ein, einem Dorfe mit weit auseinanderliegenden Gehöften. Als unsere tibetanischen Treiber an die Tür eines Hauses klopften, wurde es

bald sehr lebendig in demselben, es öffnete jedoch niemand. Die Bewohner erschienen dann erst vorsichtig auf dem Dache, um sich zu überzeugen, wer Einlaß begehrte, und was wir wollten. Nachdem der Hausvater sich darüber beruhigt hatte, daß keine Räuber bei ihm einzudringen beabsichtigten, öffnete er die Pforte und ließ uns in das mit Kienfackeln erleuchtete Haus ein. Diese Beleuchtungsart war hier üblich, Oel oder gar Petroleum gibt es in den tibetanischen Bergen nicht.



Tibetanisches Haus.

Unsere Tiere wurden nun in den Räumen des Erdgeschosses untergebracht, dann stiegen wir zu den Wohnzimmern des Stockwerks auf einer Holztreppe hinauf.

Unsere drei Träger hatten uns nicht folgen können und waren auch um 8 Uhr abends noch nicht zur Stelle. Wir waren deshalb um sie und unser Gepäck besorgt. Unsere beiden Mafu begaben sich schließlich, nachdem mehrere Schüsse als Signal abgefeuert waren, deren Knall die Berge in vielfachem Echo zurückwarfen, auf die Suche. Als auch sie bis 11 Uhr nicht zurückgekehrt waren, legten wir uns mit Besorgnis nieder. Der arme Hauptmann Dietz, dessen Schlafsachen sich bei der fehlenden Bagage befanden, wurde von dem Doktor und mir mit je einer Decke versehen, um wenigstens etwas Bequemlichkeit genießen zu können.

Während des Abends erhielten wir den Besuch von unseren Wirtsleuten. Der Hausherr war abschreckend schmutzig, sein Haar bildete ein wüstes Durcheinander, und einige dünne Strähnen hingen ihm bis auf die Schultern hernieder. In ähnlicher Verfassung befanden sich seine teure Gattin und die Kinder. Die Herrschaften

ließen sich bei uns nieder und beobachteten unser Tun und Treiben. Unsere Hoffnung, sie mit einer dargebotenen Zigarre loszuwerden, erfüllte sich nicht, sie hockten um unser Kohlenbecken herum und wärmten sich die Finger, sich fortwährend, uns natürlich unverständlich, unterhaltend. Als die Zigarre aufgeraucht war, gab der Herr Papa durch Mienenspiel zu erkennen, er wünsche noch eine zweite. Wir verstanden ihn aber nicht, und so wurden wir die Gesellschaft los.

Als der 21. Dezember anbrach, waren unsere Leute noch nicht eingetroffen. Wir mußten deshalb auf sie warten und den Aufbruch hinausschieben. 23 Kältegrade ließen alles gefrieren. Beim Abspülen unserer Teller bildete sich sofort auf ihnen eine Eisschicht.

Endlich, gegen 11 Uhr vormittags kamen unsere Kulis, von den beiden Mafus begleitet, an. Diese hatten fast die Hälfte des Tagemarsches zurückgehen müssen, bis sie den einen Träger fanden; die beiden anderen waren noch bedeutend weiter zurück und konnten erst am Morgen gefunden werden. Die bedauernswerten Kerle hatten ohne Speise die Nacht draußen im Freien zubringen müssen, da sie bei der herrschenden Dunkelheit kein Haus hatten finden können.

Natürlich gönnten wir ihnen erst eine Erholungspause und benutzten unsererseits den Vormittag dazu, uns das Haus, in welchem wir domizilierten, genauer anzusehen.

Inmitten eines tibetanischen Hauses befindet sich ein freier Hof, welcher rings von einem Gange umgeben ist. Von diesem führen im Stockwerke Türen in die verschiedenen Zimmer, unten sind, wie schon erwähnt, die Stallungen belegen. Das flache Dach ist eine feste Lehmtenne, auf welcher das Korn gedroschen und nebst dem Stroh aufbewahrt wird. Auf dem Dache kann man rings spazieren gehen und seine Blicke in die Ferne schweifen lassen, wenn man es nicht als besonderes Vergnügen betrachten sollte, in den schmutzigen Hof hinabzublicken.

Auf dem Gange an den Zimmern standen 32 kleine und 6 etwa 1 m große Gebetmühlen in den Winkeln umher, und oft ging

der Herbergswirt zu diesen hin, setzte sie in rotierende Bewegung und murmelte dazu seine Sprüche.

Um 1 Uhr mittags hatten unsere Kulis ausgeruht und ihren Reis verzehrt. Wir brachen auf. Unsere Karawanentiere hatten wir bereits eine Stunde früher auf den Weg geschickt. Als wir unsere Reittiere satteln wollten, fehlten ihrer vier. Wo mochten sie geblieben sein? Waren sie gestohlen oder durch die offene Tür davongelaufen, weil es ihnen vielleicht zu langweilig wurde, heute so lange zu warten? Sie waren verschwunden. Die ganze Gegend wurde von uns abgesucht und vom Dache aus mit dem Glase durchforscht. Vergeblich! Endlich fanden sie sich in einem dunklen Stalle des Nachbarhauses vor. Dorthin konnten sie wohl nur von diebischen Eingeborenen getrieben sein, die da hofften, wir würden sie nicht finden.



Tibetanisches Haus mit Gebetflagge.

Unser Weg war diesmal vorzüglich, ohne Geröll und ohne besonders erwähnenswerte Steigungen. Wir blieben immer auf einer Höhe von ca. 12 500 Fuß. Das Tal verbreiterte sich allmählich und mehrere Häuser lagen zerstreut bald rechts, bald links an der Straße, welche an einem Gebirgsflusse entlang führte. Die ganz aus Felsgestein erbauten Häuser hatten nur kleine Türen, auf den Dächern wehten an Stöcken befestigte Gebetflaggen im Winde. Es sind dies Zeuglappen, die mit Gebeten beschrieben sind, meist weiß, doch auch grün oder in anderen beliebten Farben. Zuweilen sind auf diesen Fetzen auch Tiere abgebildet.

So kahl die Landschaft war, zeigte sich doch überall Leben. Auf den Bergabhängen kletterten Yaks umher und suchten sich mühsam

ihre Nahrung in dem dürftigen Gras. Auf den Gebirgsbächen gab es eine Unmenge Enten. Scharen von Aasgeiern durchschnitten die Lüfte oder hatten sich über ein gefallenes Karawanentier, wie man ihrer viele am Wege finden konnte, hergemacht, um das Fleisch von den Knochen abzureißen, daß nur die Skelette übrig blieben. Dem Hauptmann Dietz gelang es, einen Geier zu erlegen.

In der Sonne war es angenehm warm, sodaß der Ritt ganz erfreulich war. Zahlreiche Gebetsteine fanden sich an dem Wege vor, oft waren diese Gruppen noch mit Gebetsflaggen besteckt.



Unsere Wirtsleute.

In Tung noa lo blieben wir zur Nacht. In dem kleinen Dorfe gab es keine Lebensmittel zu kaufen, sodaß wir Konserven opfern mußten.

In dieser waldlosen und daher holzarmen Gegend heizen die Leute mit Yakmist, der, an die Giebelseite des Hauses in runden Platten angeschmiert, von der Sonne getrocknet wird.

So bequem der Ritt an diesem Tage gewesen war, so beschwerlich sollte er am 22. Dezember werden. Die Straße war anfangs zwar noch sehr bequem breit und gut im Stande, doch nach wenigen Stunden hörte sie einfach auf. Wir mußten einen steilen Berg von beträchtlicher Höhe erklimmen und lösten diese schwere Aufgabe, indem wir auf dem losen Geröll Zickzackwindungen machten. Das graue Gestein war stark verwittert und zeigte nur selten an einzelnen Stellen einen kümmerlichen Graswuchs. Desto häufiger fanden wir Schneeflächen.

Als wir den Gebirgspaß von 15 300 Fuß glücklich erstiegen

hatten, lag in kurzer Entfernung ein noch weit höherer vor uns, den wir aber erst erreichen konnten, nachdem wir ein beträchtliches Stück bergab und wieder bergan geklettert waren. Dieser zwischen den Pässen befindliche Sattel hatte ebenso steile Seiten, wie der Weg von dem zweiten 15700 Fuß hohen Passe talabwärts stark abschüssig und gefahrvoll war.

Das Landschaftsbild änderte sich nun mit einem Schlage. Wenn auch die Gebirgshöhen kahl blieben, so nahm uns im Tale ein prächtiger Wald in seinen Schatten auf. Mächtige Tannen erfüllten die kalte Luft mit würzigem Dufte. Die Stämme waren von enormer Dicke und vielfach mit ihren Zweigen bis zu den Spitzen hinauf derartig mit Moos und Flechten überwuchert, daß die Tannen von den Schmarotzern oft erstickt und ihres grünen Nadelschmuckes beraubt waren. Alle Täler und Schluchten wiesen diese Urwaldszenerie auf.



Tibetaner zu Pferde.

Auf dem Passe trafen wir drei bis an die Zähne bewaffnete Tibetaner zu Pferde, die keinen vertrauenerweckenden Eindruck machten, große Gestalten mit finsterem Gesichtsausdrucke, von denen wir übereinstimmend glaubten, es wären Räuber, vor denen uns die Missionare gewarnt hatten. Auch unsere Träger waren dieser Ansicht und empfanden es mit Befriedigung, daß wir bei ihnen waren.

Die Straße war ziemlich belebt. Wir überholten einige Karawanen, welche aus etwa 200 Yaks bestanden.

Diese Büffelart ist kräftig gebaut, trägt lange feine Haare und ist mit einer lang herabhängenden, welligen Mähne geschmückt, wie auch der lange Schwanz eine bis zum Boden herabreichende Quaste trägt. Mehrfach gewundene Hörner schmücken die Stirn. Ihre Farbe ist bräunlich schwarz, den Rücken entlang läuft ein silbergrauer Streifen. Man findet aber auch braune, selbst gescheckte



Yaks mit Teekasten im Gebirge.

Tiere. Der Yak ist ein sehr bescheidenes Tier und mit der ärmlichen Grasnahrung, welche ihm seine Heimat, das tibetanische Hochland, bietet, zufrieden. Er ist ein geübter Bergkraxler, sonst aber faul und langsam. Er lebt wild in den Bergen, dient jedoch den Tibetanern auch gezähmt als Haustier, wie bei uns das Rind. Sein Fleisch ist vorzüglich und wohlschmeckend, seine Milch und die aus derselben hergestellten Produkte ein wirklicher Genuß. Der Yak wird auch in diesen Gegenden als fast einziges Lasttier benutzt und trägt ebenso willig einen Reiter.

Läßt er sich von ihm bekannten Menschen wohl streicheln und reinigen, wenn sie letzteres überhaupt für nötig erachten sollten, so behält er doch, selbst gezähmt, immer einen gewissen Grad von Wild-

heit. Mit seiner enormen Körperkraft trägt solches Tier gewöhnlich 100 Pfd. oder auch sogar noch schwerere Lasten spielend; steile Wege erschöpfen ihn nicht, auch ermattet er in der dünnen Luft hoch oben im Gebirge niemals, wie dieses bei anderen Tieren der Fall ist.

Nur wenige Treiber sind für eine größere Yakkarawane erforderlich, da die Tiere zusammenhalten und folgsam sind; für 20—30 Yaks genügt ein Mann. Uebernachtet solche Karawane, so bleiben, wenn es auch noch so kalt ist, die Tiere im Freien. Von ihren Lasten befreit, suchen sie sich ihre Nahrung selbst und werden dann an Leinen in mehreren Reihen hintereinander in der Nähe des Lagers befestigt, wo die Treiber, in Decken gewickelt, schlafen. Mit den Hunden halten sie gemeinsam Wache.

Diese Karawanenhunde gleichen in ihrer Gestalt fast unseren Schäferhunden und sind so wachsam, daß sie schon bei Wahrnehmung des geringsten Geräusches einen Höllenlärm machen. Es ist eine Kreuzung zwischen der tibetanischen Dogge und einer Chinesenhündin. Außer ihnen gibt es noch die Tibetanerdogge, ein riesiges, schönes Tier von meist schwarzer Farbe mit langer Behaarung, die größte Doggenart der Erde.

In Woa lung sche nahm uns ein leidliches Quartier auf. Nach den Beschwerden des Tagemarsches ließen wir uns unterwegs geschossene Tauben gut schmecken und setzten uns um einen brennenden Scheiterhaufen, der uns erwärmte, auf den Fußboden nieder. Andere Sitzgelegenheit gab es nicht, denn in ganz Tibet ist kein Stuhl zu finden. Der Rauch zog durch eine Oeffnung in der Decke ab. Dann wickelten wir uns bald in unsere warmen Decken, denn durch die rissigen Holzwände pfiff der Wind ganz abscheulich hinein, und schliefen den Schlaf des Gerechten.

Am 23. Dezember morgens 8 Uhr ging der Marsch bei herrlichem Wetter weiter. Das Tal, in welchem wir dahinzogen, und die unteren Teile der Gebirgszüge waren mit Tannen und auch mit Birken dicht bewaldet, deren weiße Stämme sich von dem dunklen Nadelgewande der ersteren stark kontrastierend abhoben. Ein Gebirgsflüßchen begleitete uns allmählich bergab, auf mehreren Hänge-

brücken mußten wir es überschreiten, weil der ziemlich bequeme Weg bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer entlang führte.

Kolkraben und Krähen gab es in Menge, auch mausgraue Eichhörnchen mit rostgelber Brust zeigten sich uns wiederholt, um, scheu wie sie waren, jedesmal schleunigst auszureißen, sobald sie unser gewahr wurden.

Eine Karawane nötigte uns zu einem Aufenthalt von ziemlich einer Viertelstunde. Auf dem nur schmalen Wege in dem engen Tale mußten wir ihr ausbiegen und halten. Die Treiber waren auf Ponnies beritten, ab und zu trug ein Yak eine Glocke um den Hals.

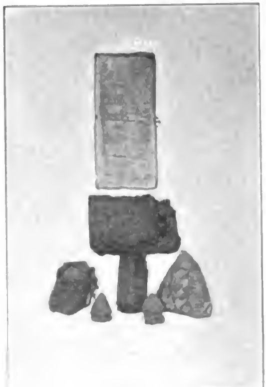
Gegen ½5 Uhr trafen wir in Choa ko ein und empfingen alsbald den Ortsältesten, einen Offizier des dort befindlichen chinesischen Wachtkommandos. Die Straße von Ta tien lu über Batang führt nach Lhassa, der tibetanischen Hauptstadt, und ist stellenweise mit Militärposten und Mandarinenstationen besetzt. Hier fanden wir den ersten Posten hinter Ta tien lu. Wir baten den Offizier, uns behilflich zu sein, Reis, Fleisch und andere nötige Nahrungsmittel zu erhalten. Wie wir es vorausgesehen hatten, bekamen wir die Antwort, es wäre davon nichts zu haben. Erst unser Hinweis darauf, daß der Mandarin in Ta tien lu uns dessen bestimmt versichert hätte, veranlaßte den Herrn, zu erklären, er würde einmal nachsehen, ob es noch etwas zu kaufen gäbe. Nun, am Abend hatten wir dann auch alles, was wir brauchten, und zwar so reichhaltig, daß wir für einige Tage Proviant mitnehmen konnten. Bemogelt hatten uns die Leutchen aber doch. Das angebliche Yakfleisch entpuppte sich auf der Reise nachher bei näherer Betrachtung als Pferdefleisch und ging uns verloren, weil wir außer dem Doktor keine Neigung hatten, es zu verzehren.

Unsere Pferde einer großen Gefahr zu entziehen gelang uns noch im letzten Augenblick. Im Stalle, wo sie übernachten sollten, standen rotzkranke Maultiere, wir mußten unsere Tiere daher schleunigst anderswo unterbringen.

Auf dem unmittelbar am Orte vorbeifließenden Ta choa benutzten die Eingeborenen ganz eigenartige Boote als Beförderungsmittel. Sie

waren ziemlich klein, fast rund gebaut und aus Ochsenhäuten hergestellt, schwammen aber vorzüglich.

Einen seltsamen Eindruck machten die kleinen Erdpagoden, welche an den Felswänden am Eingange des Dorfes standen. Kranke und Bittende sollten sie aufgestellt haben. Es waren etwa 10 cm hohe Kegel, ähnlich den Räucherkerzen bei uns, und aus Erde und Lehm geformt.



Tibetanische Schriften, Gebetflaggen und -Steine.

Bevor wir am 24. Dezember weiterreisten, mußten wir einen Wechsel unserer Lasttiere vornehmen. Da uns der Ortsälteste erklärt hatte, daß vor 10 Uhr vormittags kaum die neuen Tiere, Yaks, zur Stelle sein könnten, benutzten wir diese Gelegenheit, einmal auszuschlafen.

Die alten Treiber mußten mit ihren Tieren das Gepäck dann noch auf einer Schiffbrücke, welche der starken Strömung des Ta choa und seinem Eisgange kaum den nötigen Widerstand entgegenzusetzen vermochte, ans andere Ufer dieses Flusses und eine steile Steigung hinauf in ein dort oben belegenes Dorf schaffen, weil erst da der Wechsel erfolgte.

Unsere neuen tibetanischen Führer stritten sich zunächst eine geraume Zeit wegen des Gepäcks herum, bis sie endlich sich geeinigt hatten. Dann bedeuteten sie uns durch Gebärden, sie wollten von uns im voraus Zahlung erhalten. Wie üblich gaben wir natürlich die Hälfte. Sie schienen damit nicht einverstanden zu sein, und es hielt schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß die andere Hälfte ihnen nachher entrichtet würde.

Dann ging die Reise los. Die Mittagssonne meinte es diesmal

besonders gut, ihre Strahlen brannten förmlich hernieder, sodaß wir, an solche Temperatur nicht mehr gewöhnt und warm gekleidet, mit Freuden den Schatten der dichten Tannenwälder begrüßten. Es war wieder der vollkommene Urwald, und ein Jammer zu sehen, wie hier die Baumriesen mit ihrem kostbaren Holze unbenutzt zu Grunde gingen. Wirr lagen die abgestorbenen Stämme übereinander, ein wüstes Chaos bildend.

Lockeres Steingeröll und gigantische Felsblöcke ließen uns nur langsam bergan steigen. Dann und wann gab es einen gewaltigen Krach, wenn einmal ein Yak mit seiner Last gegen einen Felsblock anstieß, und wir fanden unsere Annahme bestätigt, daß unser Hab und Gut auf diesen Wegen außerordentlich leiden würde. So fanden wir ein kupfernes Waschbecken breitgedrückt, zu einem unförmlichen Teller umgewandelt vor.

Gegen 4 Uhr nachmittags erreichten wir unser Tagesziel, Ma goa zung, ein ganz kleines Dörfchen, 12300 Fuß hoch gelegen. Das einzige vorhandene Fremdenzimmer war sehr eng. Luft und Licht drang nur von oben durch das Rauchabzugsloch hinein. Aber wir stellten ja keine großen Anforderungen und fühlten uns ganz behaglich.

Unsere Gedanken flogen weit hinüber nach Deutschland, wo jetzt die Kerzen der Weihnachtsbäume angezündet wurden, und unsere Lieben gewiß auch unser gedachten. Eine etwas wehmütige Stimmung, die uns beschleichen wollte, ließen wir aber nicht aufkommen, wir vertrieben sie, indem wir die Vorbereitungen zu unserer Weihnachtsfeier ins Werk setzten. Auf der ganzen Reise schon hatten wir uns fest vorgenommen, diesen Abend unter allen Umständen so festlich zu begehen, wie es nur möglich war.

Ein gütiges Geschick hatte uns ja gerade zum Weihnachts-Heiligenabend in eine Gegend geführt, wo an Tannenbäumen kein Mangel war. Im Walde fanden wir daher bald ein passendes Weihnachtsbäumchen, an welchem wir drei kleine Kerzen befestigten. Jeder hatte eine aus seinem Vorrate, der ja leider nicht zu Extravaganzen geeignet war, gespendet. Bald hockten wir dann um das so

geschmückte Bäumchen herum und sangen Weihnachtslieder, deren Töne wahrscheinlich zum ersten Male in dieser wilden, abgelegenen Gebirgsgegend gehört wurden. Eine gebratene Ente war unser Mahl, und Kaviar, den wir für diese Feier besonders aus Hankau mitgebracht hatten, bildete die Festtagsdelikatesse. Unsere Diener beschenkten wir je mit einer Zigarre.

Unsere Feier hatte einige Tibetaner herbeigelockt, welche von der Bedeutung derselben natürlich keine Ahnung hatten. Die Pilze, welche sie uns als Geschenk verehrten, sollten deshalb auch keine Weihnachtsgabe sein, sondern nur ein Austausch gegen Schießpulver, welches sie zu haben wünschten. In der Gemütsstimmung, in der wir uns befanden, hätten wir es ihnen wohl gern gegeben, aber wir hatten nur fertige Patronen bei uns und reichten ihnen deshalb eine Hand voll Tabak als Gegengabe.



Tibetanerinnen.
Im Hintergrund unser Gepäck.

Unsere Wirtsleute konnten sich aus unserem Tun und Treiben gar keinen Vers machen. Offenbar fürchteten sie einen bösen Zauber und flehten in ihrer Weise um Schutz gegen die schwarzen Mächte. In der Küche, welche vom Rauche beinahe glasierte Wände hatte, saß ein Mann in einer Ecke, hielt eine lange, mit Gebeten beschriebene Tafel in der Hand und murmelte dieselben herunter. Eine rabenschwarze Frau stand, einer Wand zugekehrt, mit zusammengelegten Händen da, die sie abwechselnd gegen die Stirn und die Brust drückte.

dann fiel sie auf die Knie und berührte mit dem Kopfe den Erdboden. Diese Uebungen wiederholte sie unausgesetzt, ich zählte dreißig Male, sie hinderten sie aber nicht, inzwischen an sie gerichtete Fragen zu beantworten.

Nur eine dünne Holzwand trennte unser Gemach von der Küche, sodaß der höchst unangenehme Qualm auch zu uns eindrang. Das war eine recht häßliche Zugabe. Es war merkwürdig, daß unsere Diener gegen diesen Uebelstand völlig unempfindlich waren. Sie schliefen, da sonst keine Unterkunft für sie war, zumeist in der Küche und fühlten sich dort in der Wärme sehr wohl.

Festtagsruhe gab es natürlich für uns nicht.

Am 25. Dezember ging es schon um 6½ Uhr früh auf schauderhaften Wegen weiter bergan bis zu einer Höhe von 15 800 Fuß. Wieder folgte diesem Gebirgspasse in ganz kurzer Entfernung ein noch höherer. In dem Sattel zwischen beiden gab es viele Antilopen, die uns leider nicht auf Schußweite herankommen ließen. Die zierlichen Tiere verschwanden mit graziösen Sprüngen hinter Felswänden oder in Schluchten, ohne daß wir sie erreichten, obwohl wir eine Stunde lang sie im Schnee verfolgten. Da jeder Baumwuchs dort oben fehlte, hatten wir auch keinerlei Deckung.

Wir hätten die Tiere noch garnicht gesehen, wenn uns nicht unsere tibetanischen Führer auf sie aufmerksam gemacht hätten, und erst dann auch vermochten wir sie nur mit dem Glase zu erkennen, so weit waren sie noch entfernt. Die Eingeborenen haben erstaunlich scharfe Augen. Auf unendlich weite Strecken wiesen sie uns oft Fasanen und Steinhühner, die wir mit unsern Augen vergeblich suchten.

Wir mußten häufiger unterwegs kurze Rast machen, denn es war uns unmöglich, in der dünnen Bergesluft den beschwerlichen Weg ohne Unterbrechung zurückzulegen. Die Luft zum Atmen wurde uns knapp und das Herz arbeitete ungestüm.

Auf der höchsten Spitze der zweiten Höhe von 16 000 Fuß stand ein Wachthaus, in welchem ein chinesischer Offizier mit einigen Soldaten stationiert war. Hier lösten sich auch unsere beiden Begleitsoldaten ab, welche uns immer noch ständig folgten.

Es begann nun ein ungeheuer steiler Abstieg bis nach Chi noa loa, wo wir Quartier machten. Je tiefer wir kamen, desto mehr nahm die Vegetation zu, bis wir schließlich wieder durch Nadelwald dahinritten. Eine fasanenähnliche Hühnerart, doch nicht mit so langem Schwanze geschmückt, war hier zu finden. Der Doktor erlegte solch' einen Vogel, der uns gebraten vorzüglich mundete.

Das Dorf, in welchem wir Halt machten, bestand nur aus vier Häusern und unser Wirt war ein Chinese, der eine Tibetanerin zur Frau hatte. Bei solchen nicht selten vorkommenden Ehen werden die Kinder tibetanisch erzogen und tragen auch diese Landestracht.



Gebirgslandschaft.

Unsere drei Träger blieben wieder einmal aus. Um 10 Uhr erst vernahmen wir ihre Rufe und beantworteten diese, um ihnen unseren Aufenthalt anzuzeigen. Litten diese Leute selbstverständlich auch sehr unter der dünnen Atmosphäre, so rückten wir selbst doch nicht so schnell vor, daß sie uns nicht hätten folgen können. Es lag wohl böser Wille vor, weil sie der Geschichte überdrüssig geworden waren und der Ruhetage keine vorhanden. Die Tragsänfte brachten sie garnicht mit und behaupteten, sie wäre ihnen unterwegs gänzlich zerbrochen.

Uns sagte die fortwährende Besorgnis, die Kulis würden einmal tatsächlich in räuberische Hände fallen, und der Schlendrian auch nicht mehr zu und so beschlossen wir, die Leute zu entlassen. Es

fehlten zudem mehrere Gegenstände, und den Holzkohlensack hatten sie zwischen meine reine Wäsche gesteckt.

Unser Nachtlager bestand auf diesem Teile der Reise aus einer Schicht Heu, welches es überall gab, und darübergebreiteten Decken. Trotzdem wir uns möglichst warm einwickelten, empfanden wir doch die bittere Kälte sehr empfindlich.

Am Morgen des 26. Dezember entließen wir zwei unserer Träger, den letzten, der nun noch aus Itschang übrig blieb, behielten wir bei uns. Es war jener, der die kleinen Hunde trug, und sich uns stets als vortreffliche Hilfskraft erwiesen hatte. Er holte das Wasser, machte das Kochfeuer an, rupfte sehr geschickt die geschossenen Vögel ab und war uns in jeder Hinsicht nützlich. Wir machten ihm aber zur Pflicht, stets unterwegs bei der Karawane zu bleiben, und dies versprach er uns auch fest.

Wir vergrößerten bei dem vorgenommenen Tierwechsel unsere Anzahl der Yaks auf zehn Stück, mußten aber den vollen Betrag im voraus entrichten, weil wir sie sonst überhaupt nicht erhalten hätten. Die Leute erklärten einfach, es gäbe keine, sobald sie aber Geld sahen, waren sie da. Die Treiber verlangten ihrerseits nun auch ihr volles Trinkgeld, ehe sie ihren Dienst antraten. Darauf ließen wir uns aber nicht ein, so viele Kotaus sie auch machten.

Unser Weg führte wieder über einen schwer zu ersteigenden Paß von 15 200 Fuß Höhe. Es mußten 2000 Fuß steiler Höhe erklommen werden, ehe es wieder bis auf 14 200 Fuß hinabging. Die Sonne schien warm und brachte den Schnee, wo sie ihn traf, bald zum Schmelzen. Es war ein eigenartiger Anblick, die Höhen auf der einen Seite ohne die weiße Hülle, und auf der anderen unter dieser fast vergraben, zu sehen.

Die Missionare hatten uns viel von dem Ma dji, einem dem Strauße an Gestalt sehr ähnlichen Vogel mit langem, kurzgestutztem Schwanze erzählt. Jetzt sollten wir ihn kennen lernen. In Herden bis zu 30 Stück suchen sie auf dem Boden sich Würmer als Nahrung. Nachts sitzen sie auf den Bäumen. Wir kamen nicht zu Schusse, weil die Tiere sehr scheu waren. Sobald nur eins von ihnen die Gefahr

gewittert hatte, stieß es einen eigentümlichen, langen Ton aus, welcher genügte, alle übrigen zu warnen. Sofort sausten sie davon.

Ein einzelnes Haus am Wege, ganz aus Holz gebaut und mitten im Walde belegen, war das Ziel, wo wir von dem Tagesmarsche auszuruhen beabsichtigten. Sze ma la tung hieß das Anwesen. Mobiliar war nicht vorhanden.

Schreiende Töne aus dem Walde erweckten uns am Morgen des 27. Dezember. Wie fernes Hundegebell hörte es sich an, unsere Tibetaner machten uns aber aufmerksam, daß es Ma dji wären, welche sich so bemerkbar machten. Von Jagdeifer beseelt, schüttelten der Doktor und ich die Decken ab, ergriffen die Gewehre und eilten hinaus in das noch herrschende Halbdunkel, hinein in das Dickicht. Wir folgten den Lauten. Die Töne kamen anscheinend aus unmittelbarer Nähe, aber der dichte Tannenbestand ließ uns nicht viel umherblicken, obschon es immer mehr Tag wurde und hell genug, um schießen zu können. Ich hatte mich ganz dicht an die Vögel herangeschlichen, als sie mich witterten und von dannen flogen. Sie hatten hoch oben in den Zweigen der dichten Tannen gesessen. Ich hätte, während sie aufflogen, vielleicht noch mit Erfolg schießen können, wenn es unter den Zweigen nicht gerade hier gar zu wenig hell gewesen wäre; der Himmel war nirgends sichtbar, so dicht waren die Bäume und Zweige ineinander verflochten.

Ich war sehr verdrießlich über die Resultatlosigkeit meiner Jagdexkursion, schoß aber noch einen Fasanenhahn und kam so doch nicht ganz ohne Beute zurück. Die Fasanen waren in der dortigen Gegend grau und hatten einen kurzen, roten Schwanz, das Gefieder lag nicht glatt an, sondern war ziemlich rauh. Der Doktor hatte noch besonderes Mißgeschick, er kam auf dem Glatteise, welches überall auf den Wegen vorhanden war, zu Falle und zerbrach dabei den Kolben an seinem Gewehr.

Die Sonne war bereits aufgegangen, als wir gegen 8 Uhr aufbrachen und einen mühevollen Weg begannen, welcher während des ganzen Tages andauern sollte. Ueberall legten sich Gletscher quer über unsere Straße, und nur mit größter Vorsicht durften wir sie

überschreiten. Die Landschaft war öde und wurde beim Passieren einer Bergkuppe wieder ganz kahl. Unsere beiden Soldaten hatten uns vor Räubern gewarnt, welche ihrer Kenntnis zufolge diese Gegend unsicher machen sollten. Wir blieben deshalb mit unserem ganzen Trosse zu einem geschlossenen Zuge vereinigt.

Als wir wieder etwas bergab kamen, bemerkten wir viele schwarze Zelte. Schäfer wohnten in denselben, deren Herden auf den Höhen weideten. Die Besitzer der in China und bisher auch in Tibet von uns garnicht angetroffenen Schafherden ließen diese während des ganzen Jahres draußen im Freien.

Gern hätten wir ein Schaf gekauft, es gelang uns dies aber nicht, und so mußten wir auf eine Unterbrechung der uns manchmal schon überdrüssigen, gewöhnlichen Kost verzichten.

Nach einem Marsche von 35 km gelangten wir nach Chuo su cia und suchten die Herberge, eine trostlose Lehmbude auf. Die Decke unseres Zimmers war so niedrig, daß wir etwas gebückt gehen mußten, um uns nicht den Kopf zu stoßen, jedoch war in der Mitte ein Tisch vorhanden, um welchen wir Gepäckstücke als Sitzgelegenheit gruppierten. Rund herum an den Wänden machten wir unsere Streu zurecht. Durch das übliche Loch in der Decke blickten freundliche Sterne auf uns hernieder, zugleich drang aber eine so eisige Kälte in den nicht heizbaren engen Raum hinein, daß sie uns durch Mark und Bein ging.

Bevor ich mich niederlegte, sah ich noch einmal nach den Pferden im Hofe, wo allein sie nur untergebracht werden konnten. Die armen Tiere zitterten vor Kälte am ganzen Körper, aber ich konnte ihnen doch nicht helfen. 18 Grad unter Null. Unter der Hoftür stieß ich auf einen menschlichen Körper und glaubte schon, daß jemand verunglückt oder betrunken hier niedergesunken wäre. Es war ein Tibetaner. Als ich ihn geweckt hatte, machte er mir klar, daß er zum Hause gehörte und hier schlafen wollte, um zu verhindern, daß Räuber unsere Pferde entführten. Der Mann trug nur seinen gewöhnlichen Pelz, hatte keine Decke und lag auf dem kahlen Erdboden. Die herrschende Kälte schien ihn nicht zu berühren.

Hier in diesem Dorfe trugen die Frauen auf dem Rücken vom Kopfe herunter lange Perlenschnüre als Schmuck.

Beim herrlichsten Sonnenschein zogen wir am 28. Dezember unsere Straße dahin. Sie war von Stein und führte an einem uns von der Höhe herab entgegenstürzenden Gebirgsbache entlang. Eine Steigung von 1200 Fuß brachte uns auf eine Höhe von 15 750 Fuß, von welcher in sehr steilem Abstiege hinuntergeklettert werden mußte bis auf 14 900 Fuß. Nirgends war ein Baum oder auch nur ein Strauch sichtbar, überall kahles Gestein mit Schnee und Eis.

Karawanentiere, die uns begegneten, waren mit kapitalen Hirschgeweihen reich beladen. Es war dies ein Beweis, daß es in den Bergen viele, stattliche Hirsche geben mußte, die doch mit den primitiven Jagdwaffen immer nur im geringen Maße erlegt werden konnten. Die Geweihe wurden nach China hinuntergeschafft, wo die Quacksalber aus ihnen Medizin herstellen.

Am Nachmittage erblickten wir am Ende eines langgestreckten Tales das Städtchen Li tang.

Als wir uns dem Eingange desselben näherten, standen Hunderte von Eingeborenen und eine Menge Lamas, welche von unserer Ankunft bereits Kunde erhalten hatten, da und erwarteten uns. Der chinesische Militärmandarin empfing uns außerordentlich liebenswürdig und hatte im Yamen des Zivilmandarin, der gerade versetzt war und dessen Wohnung leer stand, für uns Unterkunft geschafft, da eine Herberge nicht vorhanden war. Als unsere Bagage eingetroffen war, säuberten wir uns und machten dem freundlichen Herrn unseren Besuch. Wir legten den Weg zum Militärlager zu Pferde zurück, da wir sonst durch die uns begleitende ungeheure Menschenmenge zu sehr behindert gewesen wären.

Der Militärmandarin war ein sehr energischer Mann, das verriet schon sein ganzer Gesichtsausdruck, und Energie war hier am Orte auch sehr angebracht, denn die Bevölkerung ist übelberüchtigt. Erst vor einem halben Jahre waren zwischen den Tibetanern und den Lamas Unruhen ausgebrochen. Als nun die Chinesen Frieden stiften wollten, geschah es, wie so oft, daß beide gegnerischen Parteien mit

einem Male einig waren und gemeinsam über die Friedenstifter herfielen, die sogar flüchten mußten. Erst aus Ta tien lu dorthin entsandte Soldaten änderten durch ihr Eingreifen die Sachlage und machten die Chinesen wieder zu Herren derselben. 70 Lamas samt ihrem Oberhaupte mußten den Streich mit ihrem Leben büßen und das Schwert, mit welchem der Oberlama geköpft worden war, stand bei dem Mandarin noch in der Zimmerecke. Er zeigte es uns.

Die Lamaserie, in welcher gegen 5000 Lamas wohnen sollten, liegt am äußersten Ende der Stadt und lehnt sich an einen Bergabhang an, sodaß die einzelnen Häuser teils übereinander stehen und schon von weither sichtbar sind. Die Lamaklöster sind meist überall so angelegt. Die Häuser haben flache Dächer, unter denen auf den weißgetünchten Wänden ein breiter, roter Streifen gezogen ist. Aus diesem Häusermeere ragen die Tempel mit ihren zwiebelförmigen, vergoldeten Kuppeln hervor. Unzählige Flaggen spielen im Winde. Solches Kloster bietet, zumal im glänzenden Sonnenlichte, einen prächtigen Anblick dar, der durch die Erscheinung der Lamas mit ihren roten Gewändern nur noch gewinnt.

Li tang ist ein furchtbar armseliges Nest, nur ganz kleine unbedeutende Kaufläden sind vorhanden. Die Gasse, welche sich durch den kleinen Ort hinzieht, ist abschreckend schmutzig. Abfälle aller Art werden von der Sonne gedörrt und eine Unzahl von Fliegen war wohl geeignet, Seuchen zu verbreiten, die hier nicht selten sind. Aasgeier und Raben saßen auf den Schmutzhaufen dicht an der Stadt in reichlicher Menge, und es war nicht schwer, einige dieser Tiere zu schießen. Mühsamer war es, solchen Riesengeier abzubalgen, und ich bewunderte die Kunst des Doktors, welche er bei diesem Geschäfte an den Tag legte.

Ich hatte schon einen großen Vorrat von Vogelbälgen. Sie waren alle von Vögeln, welche es in der Heimat nicht gibt, und die ich geschossen hatte, um das Gefieder als Rarität aufzubewahren. Als liebe Andenken an viele Episoden schmücken sie jetzt ausgestopft mein Zimmer. Mein Boy war Meister darin, den Vogelleichen den Balg abzustreifen. Ich brachte es nie vollkommen fertig. Aergerlich

war es nur, daß häufig Ratten die zum Trocknen über Nacht ausgebreiteten Bälge zerzaust oder gänzlich verzehrt hatten.

Auch in Li tang tragen die Frauen sehr vielen Schmuck. Vom Kopfe herunter hingen ihnen über den Rücken herab drei lange schwarze Tuchstreifen, welche mit Perlenschnüren und edeln Steinen reich besetzt sind. Auch die drei silbernen Teller wurden wie in Ta tien lu hier vielfach am Kopfe getragen. Oft sah ich Frauen, denen als besondere Zierde eine Haarsträhne bis auf die Nasenspitze über das Gesicht herunterhing. Ihren Schmuck legen die Frauen auch bei der Arbeit nicht ab. Ich sah eine Wasserträgerin, welche wohl 50 silberne Platten in der Größe eines Zweimarkstücks zu langen Ketten auf dem Rücken vereinigt trug und darüber ein zylinderförmiges Holzgefäß mit Wasser gebunden hatte, um es so zu tragen.



Tibetanischer Frauenschmuck.
Kopfteller, Armring, Gebetschnure, Götzenhauschen fur die Reise (unten in der Mitte).

Es schien fast, als sollte es uns hier nicht gelingen, Schmucksachen zu kaufen. Doch als es dunkel wurde, schlichen sich Lamas zu uns und holten aus den Falten ihrer Röcke oder aus den Aermeln die wundervollsten Sachen hervor, um sie uns zum Kaufe anzubieten. Aus Furcht, andere könnten es sehen, ließ aber keiner von ihnen uns viele Zeit, die Gegenstände lange zu betrachten. Obwohl sie anfangs horrende Preise forderten, ließen sie doch mit sich handeln, und wir kauften Gebetmühlen, silberne Häuschen mit Hausgötzen, wie sie diese Leute auf Reisen mit sich führen, Rosenkränze und vieles andere.

In Li tang hielten wir einen Ruhetag und ergänzten dabei unsere Vorräte. Wir erstanden auch einen halben Ochsen für fünf und ein

Schaf für drei Rupien, zerstückelten das Fleisch und verpackten es in unsere Ledersäcke.

Am 30. Dezember erschienen pünktlich zur vereinbarten Zeit die bei den Lamas bestellten Yaks vor unserer Tür. Wir zahlten den ganzen Betrag im voraus, waren aber nicht bereit, ihnen für die Besorgung der Tiere noch ein Trinkgeld zu verabfolgen. Da machten die Kerle sehr kurzen Prozeß mit uns, steckten uns das gezahlte Geld wieder zu und verschwanden blitzschnell samt den Yaks. Da standen wir.

Ich ritt nun zum Militärmandarin, um ihm diesen Vorfall mitzuteilen, als bereits ein ganzer Schwarm der Lamas auch zu ihm sich ergoß, um ihre Forderung auf Trinkgeld von neuem zu stellen. Der Mandarin riet mir, nachzugeben, da sonst mit den Leuten nichts anzufangen wäre, und wir nur den Schaden hätten. Er glaubte, eine Rupie Trinkgeld wäre genügend. Ich zahlte sie; die Herrschaften waren aber keineswegs zufriedengestellt und verlangten, da ihnen nunmehr der Kamm schwoll, noch mehr. Jetzt schlug der Mandarin aber eine andere Tonart an, drohte mit den unglaublichsten Strafen und warf die ganze Bande zur Tür hinaus.

Kaum war ich wieder in unserem Quartier angelangt, als uns stillschweigend und mürrisch die Yaks zugeführt wurden. Man muß bei solcher Gelegenheit immer den Revolver in der Hand haben, sonst wird man als Fremder mit dieser gefährlichen Gesellschaft nicht fertig. Wir waren froh, als wir Li tang hinter uns wußten.

Bei frostklarem Wetter ging es langsam bergan. Der Wind war so scharf, daß uns die Augen heftig schmerzten, er pfiff über die kahlen Felsen daher, daß die traurige Einöde noch ungemütlicher dadurch wurde. Wir hielten möglichst mit unserer Karawane zusammen und hielten lieber öfter eine kurze Rast, wenn wir voraus gekommen waren, um sie der Sicherheit halber wieder herankommen zu lassen.

Gegen Abend zeigten uns unsere Führer in einiger Entfernung Totang, das Haus, in welchem wir übernachten mußten, d. h. sie versuchten, es uns zu zeigen, denn mit dem besten Willen waren

wir nicht imstande, etwas Hausartiges erkennen zu können. Erst nachher, als wir unmittelbar davorstanden, konnten wir es bemerken, weil es an drei Seiten durch Anschüttungen mit der Erdoberfläche fast völlig ausgeglichen war. Nur die Vorderseite mit einer niederen Tür war frei. Der nicht heizbare Raum, welcher uns aufnahm, war nur gerade so hoch, daß wir, ohne anzustoßen, in ihm umhergehen konnten, und so eng, daß wir uns wie die Heringe auf dem Erdboden zusammenpacken mußten. Der Doktor hatte es vorgezogen, auf einer Kiste sein Lager aufzuschlagen, leider war dieselbe aber ein Sammelbehälter für Yakmist, den die Bewohner zum Feuern in der Küche brauchten, und der zur Verbesserung der Luft nicht gerade beitrug.

Ich fühlte mich an diesem Tage recht unwohl und fieberte stark. Ich hatte mir an Buttertee, den mir morgens der Mandarin vorgesetzt hatte, den Magen gründlich verdorben. Buttertee ist das Nationalgetränk der Tibetaner. Seine Zubereitung ist eine ziemlich einfache. In einem Topfe wird auf ein Stück Butter kochender Tee gegossen, etwas Salz hinzugetan, und nun diese Mischung mit einem Stäbchen umgerührt, bis die Butter zergangen ist. Das Getränk ist deshalb sehr fett und wird demjenigen, der an dasselbe nicht gewöhnt ist, leicht zuwider. Doch der Tibetaner trinkt davon 2—3 Schalen hintereinander. Unsere Führer bereiteten sich im Anschluß an dieses Gebräu in ihren Schalen noch kleine Klöße. Sie taten Mehl oder Kleie in die Tasse, goßen etwas Tee hinzu und formten durch schnelles Drehen derselben und zugleich des Teigs Kugeln, die ziemlich trocken waren. Sie verspeisten sie stets mit sichtlichem Behagen. Die Teeblätter werden öfter als einmal benutzt und nach dem Gebrauch jedesmal sorglich aufbewahrt. Mehl, Kleie, Butter, Salz, alles wird in Ledersäckchen von den Tibetanern mitgeführt, wenn sie sich auf eine Reise begeben.

Hinter Li tang hatten wir einen Reisegenossen bekommen; Herr Lu, ein Chinese, war uns nachgeeilt und bat uns, unter unserem Schutze nach Ba tang mitreisen zu dürfen. Aber wie sah der Mensch aus! Offenbar war er ein wohlhabender Mann, denn sein ganzes

Um und An verriet dies. An seinen Fingern funkelten viele mit großen Edelsteinen besetzte, goldene Ringe. Seine Kopfbedeckung war die übliche Kappe, aber er hatte ein Fuchsfell um dieselbe geschlungen, die Lunte und die vier Läufe hingen hinten herunter. Mehrere übereinander gezogene dicke Kleider und Pelze machten den schon an sich recht wohlbeleibten Herrn ganz unförmlich. An einem gelben Bande trug er, über die Schulter gehängt, ein silbernes Häuschen mit seinem Götzen. Zum Schutze seiner Augen gegen die blendende Sonne hatte er, wie es oft zu finden ist, einen Fächer unter die Kopfbedeckung geschoben, der weit hervorragte. Mit angezogenen Knieen hockte der Mann fast ein halbes Meter über dem Sattel, denn zwei große Säcke mit Pferdefutter, verschiedene Ledersäcke mit Nahrungsmitteln und Kleidern, sowie eine Schlafdecke dienten ihm noch als Unterlage. Dieser Herr Lu sah verboten aus, und wir mußten die Zähne aufeinanderbeißen, um nicht loszulachen, so oft wir diese Gestalt ansahen.

Der letzte Tag des Jahres 1903 führte uns durch eine noch ödere Gegend, wie sie zuvor gewesen war. Auf den Bergen von gewaltigen Dimensionen wuchs nicht einmal Gras, nacktes Gestein war allenthalben allein die Szenerie. Wir kamen in Höhenverhältnisse, die mein Aneroidbarometer nicht mehr anzuzeigen vermochte. 16 500 Fuß hoch, waren wir der Welt entrückt, tiefe Stille umgab uns. In der Ferne ragten die schneebedeckten Spitzen des Nen da Peak, der eine Höhe von 23 000 Fuß haben soll, majestätisch zum Himmel empor und waren in der klaren Luft deutlich erkennbar, bis sie uns, als wir tiefer hinabgestiegen waren, durch andere Gebirgszüge verdeckt, entschwanden. Nur ab und zu belebte ein Kolkrabe oder eine schwarz-weiße Elster die Monotonie.

An einem Hause aus Lehmsteinen, mitten in der Wildnis, einer Postenstation, hielten wir kurze Rast.

Als wir La ma oer erreichten, wollten unsere Karawanenleute daselbst übernachten und schimpften weidlich, ohne daß wir darauf achteten, als wir einfach weiterritten, weil erst La ma ya das in Aussicht genommene Quartier war.

Es ging allmählich wieder auf 13 630 Fuß hinunter und nach und nach stellten sich auch wieder in den Schluchten Tannenwälder ein. Trotz dem steilen, abschüssigen Gelände konnten wir es uns nicht versagen, auf eine Herde Ma dji Jagd zu machen, doch wieder blieb, als ob ein böses Geschick uns verfolgte, das Resultat aus. Der Doktor hatte sich in seinem Eifer zu einer zu weiten Verfolgung hinreißen lassen und konnte wegen des steilen Abhanges nur auf weiten Umwegen wieder den Saumpfad erreichen. Der Mafu sollte ihn, während wir mit der Karawane weiterzogen, erwarten, fürchtete sich aber vor Räubern und ließ seinen Herrn im Stiche, sodaß dieser allein nachfolgen mußte.

Nach einem Ritte von 50 km kamen wir bei Mondschein nach La ma ya und mußten erst wieder lange klopfen, bis die Herberge mit allen Sicherheitsmaßregeln sich uns öffnete. Diese war insofern besser als die sonstigen Unterkunftshäuser, als sich in ihr ein Zimmer für nach Lhassa hindurchreisende Mandarinen mit besserem Komfort befand. Wir waren zu ermüdet und ermangelten zudem eines passenden Getränkes, um Sylvester feiern zu können und legten uns zeitig nieder.

Vom sogenannten Bette aus riefen wir uns dann in der Nacht ein gegenseitiges, wohlgemeintes „Prosit Neujahr" zu.

Am 1. Januar 1904 wurden vor unserem Aufbruche die Lasttiere und Treiber gewechselt, obschon die Tibetaner uns solche vorzuenthalten versuchten, um uns einen Tag bei sich zu fesseln. Unsere Pferde erschienen uns stark rotzverdächtig, doch, da sie noch ganz munter sich zeigten, hofften wir, daß wir uns getäuscht hätten.

Nach kurzer, starker Steigung erreichten wir bald eine Höhe von 14970 Fuß, die sich den Tag über in ihrem Aussehen nicht wesentlich veränderte. Die Gebirge waren kahl, nur vereinzelte Tannen schmückten die zahlreichen Schluchten, an denen unser Weg entlang führte. Kleine, aber reißende Wasserläufe brachten in dem Gelände hie und da eine Abwechselung.

Halbrechts lag der gewaltige Nenda Peak in seiner ganzen Ausdehnung vor uns. Drei riesige Bergkegel hoben sich schroff aus

einer Gebirgsgruppe empor, der mittlere war der niedrigste von ihnen, der von uns entfernteste der höchste. Von der Sonne beschienen, erschien der ewige Schnee, welcher diese Berge krönte, in purpurnem Lichte. Es war ein herrlicher Anblick, den wir den ganzen Tag über genossen.

Am Wege zählte ich über hundert Gebetsteingruppen.



Unsere Führer beim Kochen.
Im Hintergrunde die Yaks mit dem Gepäck.

Von einer Höhe aus wurden wir Zeugen eines ungeheuren Waldbrandes in den tiefer belegenen Gegenden. Täglich schon hatten wir ganze Strecken verkohlten Grases und verbrannter Tannen gesehen. Jetzt hatten wir das tobende Element in seiner vollen Tätigkeit vor uns. Der Wind trieb eine kilometerlange Feuerlinie mit Blitzesschnelle vorwärts, und furchtbarer Qualm schwebte über den züngelnden Flammen, die bald hoch emporloderten, bald am Boden entlang krochen, überall reichliche Nahrung findend. Erst Schneemassen oder ein Wasserlauf setzt dieser Verheerung ein Ziel.

Ein solcher Waldbrand ist in diesen Gegenden leicht entfacht. Die Karawanenleute gehen bei dem Kochen ihrer Mahlzeiten gewöhnlich sehr unachtsam mit dem Feuer um. Man findet am Wege solcher Kochstellen viele. Steine umgeben die Feuerstelle. Auf drei größeren Steinen ruht der Kessel, in welchem das Teewasser gekocht wird, Zweige oder gesammelter Yakmist dienen als Feuerungsmaterial. Mittels eines Blasebalges ganz sonderbarer Konstruktion werden die

Flammen entfacht. Nach beendeter Mahlzeit wird nun aber das Feuer nicht etwa gelöscht, nein, die Leute stellen nur Steine um dasselbe herum, und wenn ein stärkerer Windstoß darüber saust, so fliegen die Funken davon und entzünden das trockene Gras, das dann bald lichterloh brennt. Es ist traurig, daß auf diese Weise so wertvolle Holzbestände achtlos dem Verderben verfallen.

Diese tibetanischen Blasebälge bilden ein konisches Instrument, das vorn eine eiserne Spitze hat und hinten offen ist. Der Mann, welcher dieses aus Leder hergestellte, außen noch mit den Haaren versehene Instrument benutzt, legt das eiserne Rohr an das Feuer und ergreift mit beiden Händen den offenen Teil desselben, ihn mit einer heftigen Bewegung von oben nach unten zusammenpressend, sodaß die aus dem Innern verdrängte Luft durch die Spitze entweicht.

Nachdem wir einem pfeilschnell zu Tale schießenden Bache eine Strecke lang gefolgt waren, gelangten wir zu den drei einzelnen Häusern des Dörfchens Oer lang wan, wo wir bleiben mußten.

Noch am Abend, als wir einmal ins Freie gingen, um den funkelnden Sternenhimmel zu betrachten, sahen wir in der Ferne den tobenden Waldbrand, der in der Dunkelheit einen noch imposanteren Anblick gewährte. Auf der anderen Seite glänzte der Schneeriese des Nenda Peak in fast greifbarer Nähe — und doch war er noch ein recht beträchtliches Stück entfernt — im matten Schimmer.

Die chinesischen Soldaten, welche an der von uns benutzten, nach Lhassa führenden Straße zwischen Li tang und Ba tang in 50 km Entfernung Stationen besetzt hielten, trugen keine Uniform, waren zumeist sogar tibetanisch gekleidet, sodaß man sie kaum als Chinesen erkennen konnte. Sie waren mit tibetanischen Sitten und Gebräuchen so vertraut, ja sie waschen und kämmen sich ebenso selten, daß sie ihre Nationalität beinahe ganz vergessen haben. Meist sind sie an Tibetanerinnen verheiratet.

An einem Flußlaufe ging am 2. Januar unser Weg weiter. Dieser wäre ganz gut gewesen, wenn er nicht häufig durch Eisberge, die quer über ihn fort sich erstreckten, unterbrochen worden wäre. Mit großer Vorsicht mußten diese Stellen passiert werden. Einmal ge-

rieten drei Pferde von uns ins Rutschen, aber sie erlitten glücklicherweise keinen Schaden. Erhebungen hatten wir nicht zu überwinden.

Unser Reisegenosse, Herr Lu, erzählte uns, er hätte erfahren, daß gerade an jener Stelle, wo der Doktor seine einsame Wanderung nach der erfolglosen Jagd gemacht hatte, auf einer seitwärts befindlichen Höhe 19 Räuber gelagert hätten. Einen Mandarindiener,



Tibetanerinnen an der Strasse.

welcher nach Li tang unterwegs gewesen wäre, um einen Brief seines Herrn zu befördern, hätten sie angehalten und des Schreibens beraubt.

Diese Kunde erschien uns nicht unwahrscheinlich, denn es war uns schon aufgefallen, daß alle Karawanenleute, welche uns in diesen Gegenden begegneten, geladene Gewehre und brennende Lunten in der Hand mit sich führten, um sofort sich zur Wehr setzen zu können.

Auf den kahlen Höhen am Wege bemerkten wir zur Abwechselung in der Vegetation jetzt vereinzelte Lebensbäume, während in den Tälern die Tannen als alte Bekannte uns begrüßten. Um 3 Uhr nachmittags kamen wir in San ba ins Quartier. Auf den Dächern lagen Rollen, welche wie riesige Würste aussahen. Es war Heu, welches dort nicht wie bei uns in Haufen aufgetürmt, sondern in dieser Weise zusammengedreht wird, um Raum zu ersparen.

Als wir eine Gruppe von Frauen und Kindern photographieren wollten, kamen wir schlecht an. Als wenn der Böse hinter ihnen wäre, rissen sie aus, sobald sie nur den Apparat sahen. Es war uns die Abneigung der Leute, getypt zu werden, oft bemerkbar geworden. Sie drehten sich um oder hielten die Hände vors Gesicht.



Hauptmann Dietz mit zwei erlegten Madji.

Die in den Erdboden fast vergrabenen Häuser waren eigentlich nur an den auf ihnen herausgesteckten Gebetsfahnen zu erkennen, sonst sah man sie immer erst, wenn man dicht vor ihnen stand. Oefter war vor ihnen ein Platz durch eine Einfriedigung aus Dornengestrüpp abgegrenzt. Derselbe diente dazu, des Nachts die Yaks, welche dorthin zusammengetrieben waren, gegen die Angriffe von Raubzeug, besonders Wölfen zu schützen.

Der Erwähnung bedürfen noch die dort gebräuchlichen Leitern, auf denen man in das obere Stockwerk hinaufklettern muß. Es sind dies einfache Baumstämme, in welche Stufen hineingehauen sind; jedenfalls eine kompakte Einrichtung.

Am 3. Januar hatten wir auf steilem Pfade wieder einen Paß von über 16000 Fuß Höhe zu überwinden. Rechts von uns lag ein etwas höherer Berg, der mit dem Passe eine Wasserscheide bildete. Zuerst uns entgegen, nachher mit uns, stürzten wilde Bäche talabwärts. Oben auf der Höhe frühstückten wir an einem Wachthause und nahmen dann Abschied von dem uns immer noch sichtbar gebliebenen Gebirgsriesen, dem Nenda Peak.

Als wir bis auf 14280 Fuß glücklich hinabgeklettert waren, mußten wir nördlich ausweichen, weil jenseits eines Flusses eine massige, sehr steile und hohe Gebirgswand uns den Weg verlegte. Während kein Baum bisher sichtbar gewesen war, änderte sich die Landschaft in dem Flußtale mit einem Male. Es war ein erfreulicher Anblick, als eine große Menge von Obstbäumen mit unseren Pflaumen ähnlichen Früchten sichtbar wurden. Nachdem wir eine Hängebrücke passiert hatten, erreichten wir, diesmal mit einer Beute von drei Ma dji, unser Nachtquartier, das aus sieben Häusern bestehende Dorf Ta suo, wo wir wiederum nur ein einziges Zimmer zu unserer Verfügung fanden.

Unterwegs war der Pony meines Boy an Herzschwäche und Lungenblähungen zusammengebrochen. Die dünne Gebirgsluft hatte ihn dahin gebracht. Wir mußten daher öfter Ruhepausen machen, damit sich das arme Tier ausruhen und erholen konnte, und schließlich mußten wir es stellenweise schieben und ziehen, um es nur unter Dach und Fach zu bringen.

Gegen Abend brachten uns drei hier stationierte Soldaten Kohl, rote Rüben, Granatäpfel und Nüsse, natürlich in der Absicht, für diese ihnen selbst geschenkten Lebensmittel von uns Geld zu erhalten. Wir gaben ihnen ein Trinkgeld, und munter zogen sie von dannen, als sie ihren Zweck erfüllt sahen.

Die Frauen in Ta suo trugen außer dem bereits geschilderten Schmuck noch andere Zierate und sahen darin gut aus. Sie hatten lange Schnüre aus außerordentlich großen Perlen, silbernen Ringen und knöchernen Scheiben um den Hals gelegt, und auf dem Rücken prangte ein großer, silberner Teller mit Edelsteinen und Korallen.

Bei einer Zimmertemperatur von — 10° C. machten wir am 4. Januar unsere Morgentoilette. Die Zeit unseres Aufbruchs konnten wir nicht genau bestimmen, weil unsere Uhren um eine volle Stunde differierten.

Von 14750 Fuß mußten wir auf einem sehr steilen Wege bis auf über 16000 Fuß klettern. Serpentinen gab es nicht, es mußte geradeaus vorgeschritten werden. Lief unser kranker Pony auch recht

traurig einher, so hatte er sich doch merkwürdig erholt und hielt auch trotz der großen Höhe tapfer aus.

Unsere Führer meldeten uns plötzlich zwei Antilopen, die sie rechter Hand uns zeigten. Hoch oben, 2000 Fuß über uns, bemerkten wir mit Hilfe unseres Feldstechers sogar dreizehn dieser zierlichen Tiere. Es wurde sofort eine Jagd beschlossen, mochte uns das Bergesteigen auch noch so sauer werden. Jeder von uns dreien suchte sich ein Tal aus, von welchem aus er sich bergan hinaufpürschen wollte. Es war nicht leicht, vorwärts zu kommen. Auf halbem Wege sah ich bereits, wie die Antilopen in großen Sätzen sich salvierten. Ich gab deshalb die Kraxelei auf. Starkes Herzklopfen stellte sich bei mir ein und mit langen Pausen trat ich den Rückweg an. Der Doktor hatte es fertig gebracht, bis auf 300 m an das Wild heranzukommen, schoß auch mit seiner Mauserpistole, hatte aber natürlich keinen Erfolg, denn das Schießen war ein sehr unsicheres, wenn man alle Momente, die zusammenwirkten, in Betracht zog: die Jagdaufregung, die dünne Luft, der anstrengende Weg, das schnell arbeitende Blut und die immerhin noch große Entfernung. Halbtot fanden wir drei, — auch der Hauptmann Dietz hatte kein Resultat zu verzeichnen — uns wieder zusammen, hielten kurze Rast und eilten dann unserer



Der Mafu mit den Pferden des Hauptmann Dietz.

Karawane nach, welche inzwischen schon unserem Gesichtskreise entschwunden war.

Ehe wir noch den Paß erreichten, wurde ein Pferd des Hauptmanns von der Höhenkrankheit befallen und warf sich sofort nieder. Es sollte von seinem Besitzer aufgegeben und totgeschossen werden, aber der Mafu bat inständigst um sein Leben und erklärte, er würde zurückbleiben und alles versuchen, um es wieder auf die Beine zu bringen und es uns nachzuführen.



Tibetanische Pyramide mit Gebetflaggen.

Der letzte Aufstieg zu der steilen Höhe brachte zwei Pferde zu Falle, eins, welches dem Doktor, und ein anderes, welches mir angehörte. Beide jedoch rappelten sich wieder auf und sehr langsam wurden die letzten hundert Meter mit den kranken Tieren bis auf die Höhe zurückgelegt. Es war jammervoll, die armen Tiere so leiden zu sehen, ohne daß man ihnen zu helfen in der Lage war. Sollte man die Pferdchen mit einem sicheren Schusse von ihren Qualen erlösen? Dazu war schließlich immer noch Zeit. Sie konnten sich erholen, und wir sie nur schwer entbehren. Wir selbst konnten ja kaum eine kurze Strecke gehen, ohne wegen der Atemnot Pausen zu machen. Die Haut wurde trocken, die Lippen sprangen uns auf. Es waren schauderhafte Zustände.

Endlich waren wir glücklich oben. Gebetsflaggen auf einer Pyramide von heiligen Steinen flatterten im Winde. Om mani padme hum!

Bergab ging es besser. Wie wir selbst, erholten sich auch unsere Ponys immer mehr, sodaß wir bald unsere Karawane, welche schon einige Stunden auf uns gewartet hatte, einholten und nun eilends vorwärts strebten, um noch vor Dunkelwerden unser Quartier Bang za mu tang zu erreichen.

Dieses aus sechs Gehöften bestehende Dorf liegt mitten im dichtesten Tannenwalde auf einer kleinen Blöße, rings von Gebirgszügen mit schroffen Wänden umgeben.



Pagode bei Batang

War zuletzt infolge des Steingerölls der Abstieg noch sehr schwierig gewesen, so gelangten wir doch wohlbehalten ans Ziel.

O, wie trefflich schmeckte uns unser Abendessen! Wie behaglich fühlten wir uns, die müden, überanstrengten Glieder anstrengten Glieder ruhen lassen zu können.

Wir waren bis auf einen Tagemarsch an Batang herangekommen und am 5. Januar sollten wir es erreichen.

In aller Frühe wurde mein Fritz und unser Hausmarschall Zeling in Begleitung eines Soldaten vorausgesandt, um Quartier zu machen. Sie nahmen einen Brief an den katholischen Missionar von seinem Glaubensgenossen in Ta tien lu mit, der uns anvertraut war.

Unser Weg führte auf losem Steingeröll mit ungeheurem Falle fast bis Batang durch sehr dichten Tannenwald. Das Tal war sehr eng und glich einer Schlucht. Auch hier hatte ein Waldbrand enormen Schaden verursacht, die Baumriesen waren bis zur Spitze verkohlt.

Etwa 10 km vor Batang hörte der Wald auf, trockener Graswuchs trat an seine Stelle.

An einer Pagode vorbeireitend, gewahrten wir in der Ferne ein villenartiges Gebäude. An hohen Mastbäumen flatterten wie in Flaggenparade lange Wimpel im Winde. Das Landhaus des Missionars konnte es deshalb nicht gut sein, wie wir zuerst vermuteten, es war vielmehr ein tibetanisches Klubhaus und diente religiösen Zwecken. Die Häuptlinge hielten dort, wie uns gesagt wurde, ihre Zusammenkünfte ab, und außerdem wurden in diesem Tempel tibetanische Feste gefeiert.

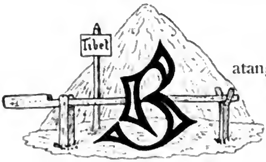
An diesem Hause bog der Weg scharf ab, und Batang, welches unseren Blicken bislang durch Höhenzüge verdeckt geblieben war, lag vor uns.

Wir jauchzten auf, als ob wir das gelobte Land erreicht hatten.

In 17 Tagen und nur einem Ruhetage hatten wir 540 km des schwierigsten Weges glücklich zurückgelegt.

XIII.

Batang. Weiterreise bis Atundze.



Batang machte, wie es sich in einem Talkessel anmutig uns präsentierte, einen recht freundlichen Eindruck mit seinen roten Häusern, die wie Backsteinbauten aussahen. Bei näherer Besichtigung stellte es sich aber heraus, daß es Häuser waren, die aus rotem Lehm aufgeführt sind. Von ihnen hoben sich die Wohnstätten der Oberhäuptlinge und der Unterhäuptlinge sofort erkennbar ab; die Domizile der ersteren hatten weiß angestrichene Wände, die der letzteren wiesen weiße Streifen auf, welche senkrecht auf den Lehm gepinselt waren.

Das Klima von Batang ist ein sehr mildes, weil der Ort rings von Bergen umgeben und so gegen die scharfen Winde geschützt ist. Die Berge sind fast kahl, nur dürftiger Graswuchs bedeckt sie. Die Temperatur schwankt zwischen — 1 und + 7° C.

Obwohl wir tatsächlich außerordentlich schnell von Ta tien lu bis hierher gereist waren, hatten die Relaisreiter, welche der Mandarin in Ta tien lu mit der Nachricht unserer bevorstehenden Ankunft nach Batang gesandt hatte, in viel kürzerer Zeit denselben Weg zurückgelegt. Vier Tage vor uns hatte der Mandarin bereits Kenntnis von unserem Eintreffen erhalten. Es ist diese Schnelligkeit im Grunde genommen eigentlich nicht wunderbar, denn die Reiter haben ja keine Bagage, die sie aufhält wie uns. So legen sie beispielsweise mit Eilbriefen die Strecke von Batang nach Peking in 14 Tagen zurück, und in weiteren zwei Wochen kann der Mandarin bereits im Besitze einer Antwort sein.

Auf dem Umschlage des Briefes wird vermerkt, wieviele Li in der Stunde zurückzulegen sind. Der Brief wird dann Tag und Nacht ununterbrochen befördert. Erreicht ein Relaisreiter eine Station, so wird die Ankunftszeit in ein dort vorhandenes Buch eingetragen, und mit kaum glaublicher Geschwindigkeit schwingt sich ein neuer Reiter in den Sattel und saust mit dem Briefe weiter. Diese Relaisreiter



Batang.

halten sich nicht immer an die Straße, sie reiten auch querfeldein, immer die kürzeste Strecke wählend.

Unser erster Besuch, den wir machten, galt dem Mandarin, Herrn Zan. Dieser wohnte in einer so elenden Hütte, daß es wirklich eines so hohen chinesischen Beamten unwürdig war. Da er aber, wie die Mandarinen in Tibet überhaupt, keine besonders hervorragende Rolle spielte, so schien er die Harmonie seines Palastes mit seiner Machtvollkommenheit nur natürlich zu finden. Die chinesischen Würdenträger sind in jeder Beziehung von den Lamas abhängig, sie haben daher vor diesen einen gewaltigen Respekt und wagen es garnicht, irgend welche Macht zu zeigen. Obschon Tibet ein Vasallenstaat von China ist und diesem Tribut entrichtet, so hat sich China wiederum in eine Abhängigkeit von den Lamas fügen müssen und zahlt seinerseits an die Lamaserien bedeutende Summen,

nur um Frieden im Lande zu haben. Die Lamas sind unruhige Leutchen und nehmen es sehr übel, wenn ihnen vom kaiserlichen China keine Gelder gegeben werden. Sofort zetteln sie Unruhen an, die leicht verhängnisvoll werden können. Als China seine Geldmittel für die Kriegsentschädigung nach den Boxerunruhen zusammenraffte, und für die Lamas nichts übrig blieb, kam es sogleich zu gefährlichen Situationen. Nicht nur den wenigen in Batang ansässigen Chinesen gingen die Lamas zu Leibe, auch die Missionsstation steckten sie in Brand, und der Missionar mußte mit den Seinigen eiligst flüchten, um nicht sein Leben einzubüßen.



Zivil-Mandarin in Batang.

Die Machtlosigkeit des Mandarin sollten wir selbst in jeder Beziehung kennen lernen. Wir baten ihn um Lieferungen an Reis, Fleisch, Pferdefutter etc. Er konnte uns nicht dienen, ohne die Lamas in Anspruch zu nehmen, und diese waren nicht gewillt, das Verlangte uns zu beschaffen, da es nach ihrer Ansicht in zu geringen Quantitäten gefordert wurde. Als uns der Mandarin diese Willensäußerung des Herrn des Landes übermittelte, und wir ihm klar machten, daß wir uns auf unserer Reise doch nicht mehr aufbürden dürften, als wir gerade gebrauchten, sah er dieses wohl ein, erklärte aber, uns nicht helfen zu können, wenn wir überhaupt das Gewünschte erhalten wollten.

Der Oberhäuptling hatte, sobald er von unserer Ankunft Kenntnis erhalten, sofort beim Mandarin angefragt, ob wir etwa die Absicht hätten, das eigentliche Tibet zu betreten. Pflichtschuldigst stellte der chinesische Machthaber, welcher keine Macht besaß, uns diese Frage. Als wir ihm erklärten, daß wir allerdings quer durch

Tibet über Dayol und Rima nach Brahmakund reisen wollten, um den Bramaputra zu erreichen und so nach Indien zu gelangen beabsichtigten, geriet der arme Herr fast außer sich und riet uns dringend, von diesem Plane abzustehen, die Tibetaner würden uns niemals über die Grenze ihres geheiligten Landes vorschreiten lassen, sie würden uns gefangen nehmen, uns martern, uns töten. So leicht ließen wir uns aber nicht von unserem Plane abbringen. Wir ersuchten den Mandarin, er möchte dem Oberhäuptling melden, daß wir wohl Lhassa vermeiden würden, sonst aber den in Aussicht genommenen Weg unbedingt innehalten müßten, weil er der kürzeste wäre, und wir Zeit zu ersparen gezwungen wären; der Weg durch Yünnan nach Indien würde uns zu sehr aufhalten. Alles Abraten des Herrn wiesen wir energisch zurück, auch konnte uns seine Erklärung, noch niemand zuvor hätte diesen Weg genommen, nur noch mehr reizen, auf unserem Vorhaben zu beharren.



Militar-Mandarin in Batang.

Wie der Zivilmandarin, so machte uns auch sein militärischer Kollege, den wir ebenfalls besuchten, wenig Hoffnung, unser Vorhaben ausführen zu können. Er riet uns sogar wohlmeinend, wir sollten nur noch ein Jahr warten, bis die Engländer in Tibet eingedrungen wären. (Jetzt ist dies tatsächlich geschehen. Woher hatte der Mann solche Ahnung?) Wir erklärten, so lange nicht warten zu können, ließen uns auch nicht abschrecken, als er uns mitteilte, die Grenze wäre mit tausenden von Soldaten gespickt, die uns sofort abfangen würden. Wir äußerten lächelnd einige Zweifel, daß Tibet über eine solche Heeresmacht überhaupt verfügen könnte.

lediglich um ein paar Reisende von seinen Grenzen fern zu halten. Freilich wußten wir genau genug, daß jeder Tibetaner auch Soldat ist und Gewehr und Säbel besitzt, die er niemals ablegt.

Man erzählte uns auch, daß die Tibetaner eine eigenartige Taktik anwenden, wenn wirklich ein Fremdling einmal in ihr Land eingedrungen ist, ohne daß es verhindert werden konnte. Sie sollen einfach ihre Dörfer verlassen und dem Eindringling so jede Möglichkeit nehmen, Proviant erhalten zu können, sodaß er deshalb gezwungen wäre, den Rückzug anzutreten.



Missionar Mussod in Batang.

Daß unseretwegen die ganze Grenze bereits durch den Oberhäuptling alarmiert war, konnte uns nicht zweifelhaft erscheinen. Es war uns nicht fremd, daß jeder Häuptling, der es nicht verhindert, daß Fremde in Tibet eindringen, ohne Gnade auf Befehl des Dalai Lama um einen Kopf kürzer gemacht wird. Die Aufregung des Oberhäuptlings von Batang war deshalb wohl begreiflich. Wer liebt nicht sein Leben? Wer stellt es aufs Spiel um einiger unbekannter Fremdlinge willen? Zweifellos waren sämtliche Grenzwachen zu erhöhter Aufmerksamkeit energisch ermahnt worden. Es sollte vor uns auch schon ein Amerikaner auf der Reise sein, welcher ebenfalls nach Tibet hineinzukommen die Absicht geäußert hatte, ja zwei Russen sollten sich sogar als Lamas verkleidet in der Nähe herumtreiben und wurden mit allem Eifer gesucht.

Der Missionar Mussod, mit welchem wir auch in Verbindung traten, eröffnete uns gleichfalls keine günstige Perspektive, auf unserem Plan beharren zu können. Er selbst hatte es bereits zweimal

versucht, in Tibet einzudringen, war aber das erste Mal einen Monat, das zweite Mal drei Monate festgehalten worden. Er behauptete, wohl nicht so ganz mit Unrecht, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen ausgeschlossen wäre, von der chinesischen Seite aus Tibet zu betreten.

Wir sahen dieses wohl ein und gaben im Stillen den Plan bereits auf, denn auf irgend welche Unterstützung der Häuptlinge war in keiner Weise zu rechnen, und ohne diese konnten wir sicherlich nichts erreichen, aber den Behörden gegenüber gaben wir unseren Entschluß noch nicht preis, erklärten vielmehr, erst einmal die nächsten Tage abwarten und uns die Sache überlegen zu wollen.

Die Mandarinen schilderten uns die Bevölkerung als grundschlecht, und sie mochten von ihrem Standpunkte aus auch wohl recht haben. Der Militärmandarin war ebenso machtlos wie der Zivilbeamte, seine Truppe bestand nur aus wenigen Soldaten, die als solche garnicht zu erkennen waren. Er begnügte sich mit diesen wenigen, welche er als Relaisreiter verwenden mußte, und sparte wohl nach Möglichkeit, um bald reich zu werden und dann eine Gegend zu verlassen, in der er sich höchst unglücklich fühlen mußte.

In Batang ist die äußerste Missionsstation. Der Missionar erzählte uns, er stände eigentlich hier nur auf Posten, um im nächsten geeigneten Augenblick in Tibet einzudringen, wo früher mehrere Stationen gewesen waren. Sie waren aber niedergebrannt und die Missionare ermordet. Er sollte das verlorene Gebiet wiedererobern. Nur zwei Christen, seine Diener, bildeten seine Gemeinde, er brachte seine Zeit damit zu, die tibetanische Sprache zu lernen und sich so auf seinen Eroberungszug vorzubereiten. Zu seiner Erholung betrieb er eifrigst die Jagd auf Hasen und lud uns zu einer solchen ein. Die Zeit war uns aber zu knapp, wir vermochten deshalb keine großen Exkursionen zu machen, und in der Nähe von Batang hatten die Hunde das jagdbare Getier verscheucht.

Unser Quartier in Batang war das auf unserer Reise durch Chinesisch-Tibet gewöhnliche. Auch hier pustete der Wind durch die Löcher in den Wänden und der liebe Mond leuchtete durch die

Zimmerdecke neugierig zu uns herein. Unsere Wirtsleute hatten uns zuerst, als der Mandarin uns anmeldete, nicht aufnehmen wollen, waren aber ganz freundlich zu uns, als sie sahen, daß sie einen guten Verdienst erzielten. Auch sonst zeigte sich uns die Bevölkerung nicht feindlich.

Am Morgen des zweiten Tages unseres Aufenthalts wurden wir aus unserem Logis heruntergerufen und fanden eine Gesellschaft, bestehend aus acht Männern und acht Frauen, die in festlicher Pracht mit Musik dahergezogen kam. Wir wußten zunächst garnicht, was das zu bedeuten hatte, und erstaunten sehr, als wir erfuhren, die Leute kämen uns zu Ehren, um uns Gesänge und Tänze vorzuführen. Natürlich hatten die aufmerksamen Leutchen einen gewinnsüchtigen Hintergedanken dabei. Die ganze Gesellschaft stellte sich vor unserem Hause auf und bot wirklich einen prächtigen Anblick dar. Bunte, geschmackvolle, wenn auch phantastische Kostüme waren mit einer schweren Menge der kostbarsten Schmucksachen aus gediegenem Silber beladen. Perlen und edles Gestein funkelten überall. Auch die Männer trugen auf der Brust tellerartigen Schmuck. Hüte aus Pappe, durch welche oben der bloße Kopf hindurchschaute, gaben ihnen ein sonderbares Aussehen. Die seidenen Gewänder hatten freilich, wenn man sie in der Nähe betrachtete, zahlreiche Risse und sahen etwas mitgenommen aus.



Tänzer und Tänzerinnen in Batang.

Der Tanz dieser Leute war eine Art kreisartigen Reigens, sie machten einige Schritte auf der Stelle und gingen dann, ohne sich umzudrehen, im Kreise herum. Dabei sangen sie unter Begleitung von Schellengerassel, welches zwei Leute nebenbei einem Instrumente entlockten, ganz harmonische Weisen. Sie hatten ihre eigene Ordnungspolizei mitgebracht, denn drei ebenso kostümierte Leute hielten die sich ansammelnde Menge Neugieriger mit wuchtigen Hieben in angemessener Ferne.

Nachdem wir ihnen 15 Rupien gegeben hatten, endigte das Fest.

Aber kaum war es Mittagszeit, als eine andere derartige Truppe sich näherte. Diesmal waren die Gaukler als allerlei wilde Tiere verkleidet, produzierten die unmöglichsten Sprünge und ahmten tierische Töne nach, daß man glauben konnte, in der reichbesetztesten Menagerie vor der Fütterung nach mehrwöchiger Fastenzeit sich aufzuhalten. Auch dieser Bande gaben wir ein Trinkgeld, schon um sie los zu werden.

Schließlich rückten uns am späten Abend noch elf junge Weiber auf die Bude, um uns etwas vorzusingen. Im Halbkreise einander sich anfassend, tänzelten sie bei ihren Melodien bald einige Schritte vorwärts, bald rückwärts, bald rechts, bald links. Von dem Texte ihrer Gesänge hatten wir natürlich keine Ahnung; es mag dies vielleicht auch ganz gut gewesen sein.

Die Frauen in Ba tang, ob ledig, ob verheiratet, tragen allesamt Zöpfe. Vom Scheitel herab hängen mehrere dünne Flechten nach hinten herunter, die sich in Schulterhöhe dann zu einem starken und langen Zopf vereinigen, an dessen Ende wie bei den Chinesen eine Quaste, hier von Silber, an einer eingeflochtenen schwarzen Schnur bis in die Kniebeuge herabhängt.

In der Gegend von Ba tang treiben Räuberbanden ihr Unwesen. Um Ruhe vor ihnen zu haben, pflegen die Bewohner der Stadt ihnen von Zeit zu Zeit eine Summe Geldes zu geben. Sie verlassen dann die Berge der Umgegend und lassen die Geldspender in Frieden. Wehe diesen aber, wenn sie den Tribut nicht zahlen! Es geht ihnen dann oft an Leib und Leben.

Außerhalb der Stadt befindet sich westwärts eine große Lamaserie. Sie ist am King sha kiang gelegen, dem Gold-Sand-Flusse, der seinen Namen von dem vielen Goldstaub, welchen seine Fluten mit sich führen, nicht mit Unrecht trägt. Zweitausend Lamas wohnen in Ba tang, die überwiegende Mehrzahl der Einwohner ausmachend, denn sonst sind nur etwa 500 Tibetaner und 50 Chinesen dort ansässig. Letztere sind fast ausschließlich Soldaten. Diese erhalten monatlich 1,80 Taels Sold, weiter nichts, selbst für ihr Unterkommen müssen die Leute allein sorgen. Waffen werden ihnen nicht geliefert. Sie besitzen einen Säbel als ihr privates Eigentum und führen diesen mit sich. Die verschiedensten Modelle konnte man da sehen.

Die Chinesen haben meist tibetanische Frauen und haben sich in jeder Hinsicht, innerlich und äußerlich, dem Lande völlig akklimatisiert. Sie beobachten tibetanische Sitten und Gebräuche, wie sie tibetanische Kleidung tragen.

In Tibet herrschen sonderbare Heiratsgebräuche. Damit der Besitz einer Familie nicht zersplittert wird, heiraten mehrere Brüder zusammen ein Weib. Trennt sich dasselbe von dem älteren Bruder, so haben die jüngeren auch kein Anrecht mehr an dem Weibe. Diese Polyandrie geht so weit, daß sogar ein Vater oder ein Onkel mit dem Weibe seines Sohnes oder Neffen lebt. Bei der Heirat gibt es auch keine Unterschiede zwischen arm und reich, zwischen hoch und niedrig. Die Tochter des Bettlers kann einen hochgestellten Mann mit großem Vermögen ehelichen.

Es gibt drei verschiedene Sekten von Lamas, die roten, die gelben und die schwarzen, wie man sie nach ihrer Kleidungsfarbe bezeichnet. Die schwarzen Lamas allein sind offiziell verheiratet. Auf unserer Reise hatten wir nur Gelegenheit, mit den roten Lamas in Berührung zu kommen.

Außer den Yaks, welche im allgemeinen vorwiegend das Karawanentier abgeben, fanden wir in Ba tang noch eine merkwürdig kleine Eselart vor. Es war erstaunlich, was für große und schwere Lasten diese winzigen Tiere fortzuschaffen imstande waren.

Da wir eingesehen hatten, daß es absolut unmöglich war, durch das eigentliche Tibet hindurchreisen zu können, teilten wir dem Mandarin und durch ihn den Häuptlingen mit, daß wir nach Atundze zu gehen beabsichtigten. Darob herrschte bei den geängstigten Leuten helle Freude, eine Last war ihnen vom Herzen genommen, und sie konnten gar nicht genug tun, um sich uns willfährig zu erweisen. Große Mengen von Fleisch, Reis, Kuchen, Nüssen, Mehl, Salz u. a. m. sandten sie zu uns, sodaß wir mit Proviant in Hülle und Fülle versorgt waren.

Einer der Oberhäuptlinge bat uns, ihm gegen einheimisches Geld deutsches Geld einzuwechseln, da er die Goldmünzen zu Knöpfen an seinem Rocke zu verwenden wünschte. Dieses Anerbieten kam uns sehr gelegen, denn durch die neue Route mußte sich unsere Reise um einen Monat verlängern, und unsere landesüblichen Geldsorten waren sehr zusammengeschrumpft. Da das Gold nicht nach dem Kurs bezahlt, sondern gewogen wurde, erlitten wir nicht unbedeutenden Schaden. Es ließ sich aber nicht ändern.

Auch beim Einwechseln von Taels wurden diese nach dem Gewichte geschätzt. In die eine Schale der Wage wurde das Taelstück gelegt, in die andere so viele Rupien, bis das Gleichgewicht hergestellt war. Dann wurden sechs Rupien noch fortgenommen und der Rest sollte den Wert des Taels repräsentieren. Natürlich war dieses Verfahren für uns keineswegs vorteilhaft.

Am 8. Januar wollten wir eigentlich unsere Reise fortsetzen, nachdem wir drei Tage in Ba tang zugebracht hatten. Wir mußten den Weitermarsch aber noch um einen Tag verschieben, weil nicht genügend Lasttiere herbeigeschafft werden konnten.

Da unsere Pferde sehr an Herzschwäche und Lungenblähungen gelitten hatten, weil sie die dünne Luft auf den Gebirgshöhen nicht vertragen konnten, so sahen wir uns genötigt, drei unserer Reittiere zu veräußern, denn sicherlich hätten sie nicht mehr lange ausgehalten. War doch das eine Pferd des Hauptmanns Dietz zum Beispiel nur mit Hängen und Würgen von dem Mafu nach Batang nachgebracht worden. Wir machten bekannt, daß wir unsere Pferde umtauschen

wollten, wandten uns deshalb, wie es üblich ist, an einen Vermittler und mußten bei dem kommenden Geschäft natürlich einen neuen Verlust erleiden. Es fanden sich kauflustige Seelen in Menge ein. Bei solchen Verkäufen wird dort eine umständliche Methode beobachtet. Es wird kein Wort gesprochen, nur durch Händedrücken wird der Handel erledigt, damit das umherstehende Publikum die Höhe des Preises nicht erfahren kann. Der Verkäufer gibt dem Vermittler durch Händedruck den verlangten Preis bekannt, dieser tut ihn dem Käufer auf die gleiche Weise kund. Ebenso macht der Käufer sein Gebot, das wiederum ebenso übermittelt wird. So spielt sich der Handel lautlos ab, bis man einig geworden ist.



Häuser in Batang.

Am Nachmittage folgten wir einer Einladung des Militärmandarinen, Herrn Ma, der uns mit Tee und Honig bewirtete und nicht duldete, daß wir uns vor Abend empfahlen. Er interessierte sich lebhaft für europäische Angelegenheiten und konnte seinen Wissensdurst nicht genug stillen. Natürlich stand Bismarcks Wirken im Vordergrunde, den die Chinesen beinahe ebenso verehren, wie das deutsche Volk es tut. Auf meiner Wanderung durch China bin ich wohl hundertmal von Eingeborenen über Bismarcks Leben und Taten befragt worden.

Bei Anbruch des 9. Januar fanden sich alle die verschiedenen Oberhäupter Batangs bei uns zur Verabschiedung ein. Doch unsere Abreise verzögerte sich, wie gewöhnlich, infolge der Gewinnsucht

der Bevölkerung. Gegen 10 Uhr vormittags erschienen die Leute, welche uns die Lasttiere beschaffen sollten, nicht etwa mit diesen, sondern um Geld zu holen für den Gebrauch derselben während der nächsten Tage. Das war allgemein üblich, deshalb zahlten wir, und nach einer halben Stunde waren die Tiere zur Stelle. Wir zogen aber sechs Rupien ab, die wir als Anzahlung bereits zwei Tage zuvor entrichtet hatten. Nun entspann sich ein Streit. Die Tibetaner wollten von einer stattgehabten Anzahlung nichts wissen, die sechs Rupien sollten nicht auf den Gebrauch der Tiere in Anrechnung gebracht werden, sondern sie wären die Belohnung für die Besorgung derselben. Obwohl der Mandarin gleich uns diese Auffassung der Leute nicht teilte, konnte er uns doch nicht helfen. Wir mußten eben zahlen.

Eine große Menschenmenge war herbeigekommen und füllte die Straße vor unserer Herberge, um unsere Abreise mitanzusehen. Elf Karawanentiere, Yaks, Maultiere und Esel, trugen unsere Bagage. Zwei Tibetaner dienten ihnen als Treiber. Als Dolmetscher fungierten zwei chinesische Soldaten, welche der tibetanischen Sprache mächtig waren. Außerdem hatte uns der Oberhäuptling noch zwei tibetanische Soldaten als Ehrengarde zugesellt, aber doch wohl in erster Linie in der Absicht, daß dieselben aufpassen sollten, daß wir nur ja nicht etwa doch noch in Tibet eindrängen. Drei Hunde, welche uns begleiteten, dürfen zu erwähnen nicht vergessen werden, ebensowenig ein grüner Papagei, welchen mir Herr Ma als Geschenk verehrt hatte. Diese Vögel leben bei Batang in Scharen bis zu 20 Stück und nisten in den Tannenwäldern der Bergschluchten. Sie sind sehr lebhaft und flogen, wenn sie aufgestört wurden, sofort auf und pfeilschnell von dannen.

Als wir die Stadt verließen, traten die Diener der Mandarine, der Oberhäuptlinge und des Missionars an uns heran und überreichten uns noch zum Abschiede die Karten ihrer Herren.

Außerhalb der Stadt harrte unser noch eine Ueberraschung, welche uns jene Gauklerbanden bereiteten. Die Leutchen hatten dort Posto gefaßt; die Männer standen rechts am Wege und

kredenzten uns tibetanischen Wein, der an Geschmack unserem Moselwein sehr ähnlich war, die jungen Mädchen hatten sich links am Wege aufgebaut und reichten uns Milch dar.

Das war der letzte Abschiedsgruß, welchen Batang uns entbot.

Wir nahmen nunmehr unseren Marsch in südlicher Richtung nach Atundze. Wohl hatten wir eine Karte, aber zwischen Batang und unserem nächsten größeren Ziele war auf derselben ein leerer



Gaukler in Batang.

Raum. Auch aus einer chinesischen Karte, welche uns der Mandarin zur Verfügung gestellt hatte, war nichts Genaues zu ersehen. So mußten wir uns lediglich auf unsere Karawanenführer verlassen und in ein für uns völlig unbekanntes Land hineinziehen, als die ersten Reisenden aus Europa, welche diesen Weg passierten. Hatten wir erst Atundze erreicht, dann konnten wir von dort aus der Route folgen, welche zuvor der Prinz von Orleans von Süden her innegehalten hatte. Weiter nördlich war auch er nicht gekommen.

Hier auf diesem Ritte waren wir Entdecker und Erforscher.

Bald kamen wir an den King sha kiang, dessen Breite zwischen 20 und 200 m variiert, und folgten seiner Strömung auf seinem

östlichen, also linken Ufer. Das Flußtal war eng von Bergen begrenzt, welche mit Gras und etwa meterhohem Dornengestrüpp bewachsen waren. Die Straße war eben und gut, nur kleine Höhen mußten hin und wieder überschritten werden, durch welche der Fluß im engen Bette sich hindurcharbeitete. Es ging kaum merklich tiefer hinab.

In Sue moa go, einem aus drei Häusern bestehenden Dörfchen, fanden wir einen zwar kleinen, aber sauberen Raum, der uns zur Nacht aufnehmen sollte. Die Ortsbewohner waren sehr freundliche Leute und halfen uns bereitwilligst beim Abladen. Die Frauen saßen in der Küche um die Feuerstelle gruppiert auf der Erde und arbeiteten fleißig. Sie waren mit Spinnen beschäftigt und verarbeiteten Schafhaare ohne alle mechanische Hilfsmittel, lediglich mit den Händen.



Heilige Steine.

Auch am 10. Januar, als wir um 8 Uhr morgens aufbrachen, leuchtete uns herrlicher Sonnenschein. Wir folgten unserem alten Reisebegleiter vom Tage vorher, dem King sha kiang, und setzten mittels einer Fähre auf sein rechtes Ufer über, wo wir ihm weiter zur Seite blieben.

Zahlreiche Gebetsteingruppen waren hier wieder zu finden, doch unterschieden sie sich von denen, welche wir früher gesehen hatten, merklich. Die einzelnen Steinplatten waren leuchtend weiß angestrichen und infolgedessen hoben sich die Gruppen schon aus der Ferne grell von dem Felsgestein, auf dem sie am Wege standen, ab. Die einzelnen Platten trugen nicht mehr eine Anzahl von Buchstaben, sondern nur jedesmal einen einzigen, der groß und deutlich in roter oder blauer Farbe prangte. Diese Farbenzusammen-

stellung ließ die ganzen Gruppen einen recht hübschen Anblick gewähren.

In Gung na übernachteten wir.

Da uns bei unserer Abreise aus Batang Brot sehr fehlte, hatte mein Fritz in aller Eile noch aus Mehl und Wasser ein Gebäck hergestellt, welches zwar nicht hervorragend schmeckte, aber uns jetzt auf unserem Marsche sehr zu statten kam. Wir führten mehrere hundert solcher Brötchen mit uns und konnten unterwegs den Hunger stillen, so oft er sich einstellte.

Am 11. Januar begann der Tag mit der gewöhnlichen Beschäftigung. Die Säcke und Taschen wurden gepackt und verschnürt, dann wurden unsere Tiere von der Weide geholt und vor das Haus getrieben, um ihre Lasten zu erhalten. Sobald ein Tier beladen war, begann es seinen Marsch allein, als ob es keines Treibers bedürfte und wegeskundig genug wäre.

Wir folgten dann zum Schlusse nach, bis sich die ganze Karawane wieder zusammenfand.

Eine kurze Strecke zogen wir noch am King sha kiang entlang, bis die Gebirge ihn so sehr einengten, daß es nicht mehr möglich war, ihn zu begleiten. Rechts öffnete sich ein schmales Tal, durch welches ein Nebenflüßchen herabströmte, das wir benutzten, um vorwärts zu kommen. Es ging nun wieder bergan. Langsam nur konnten wir auf die Höhe hinaufklettern, aber je höher wir kamen, desto herrlicher und imposanter wurde die Szenerie. Gras und Dornen verschwanden, dafür nahmen uns dichte Tannenwaldungen auf mit wahrhaften Baumriesen, deren Stämme man kaum umspannen konnte.

Die Sonne meinte es außerordentlich gut, und deshalb begrüßten wir den schattenspendenden Wald besonders freudig.

Kurz vor dem 13200 Fuß hohen Passe brach ein Itschang-Pony des Doktors zusammen. Wir bemühten uns, ihn wieder auf die Beine zu bringen, doch vergeblich. Wir zogen deshalb der vorausgerückten Karawane nach und ließen den Doktor auf seinen Wunsch bei dem kranken Pferde zurück. Er wollte versuchen, es langsam über die

Höhe nachzubringen. Beim nächsten Dorfe hielt unser Zug und dort erwarteten wir die Zurückgebliebenen.

Die Dorfinsassen luden uns ein, in ein Haus zu treten und uns an Tee und Früchten zu erquicken. Mehrere Stunden mußten wir rasten, bis endlich der Doktor mit seinem vierbeinigen Patienten sich wieder einfand. An ein weiteres Mitschleppen desselben war aber nicht zu denken, denn wir hätten zu viel Zeit eingebüßt. So wurde denn unter Zuzahlung von 15 Rupien ein Tauschgeschäft vorgenommen und dann ging es weiter. Jetzt hatten wir nur noch drei unserer Itschangpferde. Drei erreichten auch glücklich Indien, obschon auch sie öfter unterwegs versagten.

Unser Weg war recht schwierig. Eine Höhe folgte der anderen, kaum waren wir über einen Paß hinüber, dann ging es schon wieder nach kurzem Abstieg bergauf.

Mitten auf unserem Wege fanden wir an drei pyramidenartig zusammengebundenen Tannen einen aufgehängten Hahn. Wir konnten uns den Zweck dieser Erscheinung nicht recht erklären, ließen uns aber erzählen, daß vor wenigen Tagen hier ein reisender Kaufmann von Räubern überfallen und ermordet worden wäre. Um die Schutzgeister zu einem Fernhalten dieser Räuberbande zu bewegen, sollten die Bewohner der nahen Ortschaften diesen Hahn geopfert haben.

Diesmal mußten wir in einem Dorfe, welches abseits der Straße lag, übernachten. Es führte kein Weg dorthin, und unser Quartier war deshalb nicht leicht zu erreichen. Chia mang li war reich an Hunden, die wütend an ihren Ketten zerrten und ein ohrenzerreißendes Geheul anstimmten, als sie uns nahenden Fremdlinge bemerkten. Diese tibetanischen Doggen sind eigentlich wilde Hunde und ihrer Größe wegen wohl geeignet, einem Fremden Schrecken einzuflößen. Sie haben ein lang- und dichtbehaartes schwarzes Fell, einen riesigen Kopf und kräftige Gliedmaßen. Ein junges Tier nahm ich mir mit, so sauer ihm anfangs das Mitlaufen auch werden mochte. Ich habe diesen Hund nach seiner Heimat Mangli genannt und ihn wohlbehalten mit nach Deutschland gebracht. Er

ist ein wahres Prachtexemplar von Hund und erregt überall berechtigtes Aufsehen.

In der Dunkelheit hatten unser Haushofmeister Zeling und der Kuli mit seiner Traglast das abseits gelegene Dorf nicht gefunden. Alles Suchen war vergeblich gewesen. So hatten beide draußen übernachten müssen. Der arme Papagei hatte gefastet und bereits sein Leben eingebüßt, als wir am anderen Morgen die Leute wieder fanden, die über das Eingehen des Vogels ganz verzweifelt waren.



Dorf in Tibet.

In diesen Gegenden leiden die Leute viel an Kropf, der oft eine außerordentliche Größe erreicht und sehr entstellt.

Am 12. Januar führte unsere Straße in einem sich immer mehr verbreiternden Tale in einer Höhe von 15 000 Fuß entlang. Ein kleines Flüßchen war von zahlreichen Enten belebt, die uns zur Jagd reizten. Schon beim ersten Schusse waren unsere tibetanischen Begleiter über die Leistungsfähigkeit unserer Waffen derartig erstaunt, daß sie sich dieselben weder genug besehen konnten, noch auch zufrieden waren, als wir die Jagd einzustellen beabsichtigten. Sie suchten immer aufs neue Enten auf und veranlaßten uns zum weiteren Schießen.

Unsere Karawane kam heute außergewöhnlich langsam vorwärts. Wir mußten deshalb schon nach 10 km in einem Dorfe Halt machen, um sie zu erwarten. Der Häuptling wollte uns bereden,

hier zu übernachten, aber die Tagesleistung war doch noch zu gering. Wir beschlossen daher, einen vor uns liegenden Gebirgskamm noch zu überschreiten.

Als wir dem Häuptling erklärten, nur füttern und dann sogleich weiterziehen zu wollen, war er damit garnicht einverstanden. Obgleich wir heute bereits eine Ehrenwache von vier tibetanischen Soldaten bei uns hatten, behauptete er, wir bedürften der zahlreichen Räuberbanden wegen eines stärkeren Schutzes, und dazu müßte er erst noch andere Soldaten aus der Umgegend herbeirufen.

Wir verzichteten aber auf seine Schutzmaßregeln und erklärten, die Reise fortsetzen zu wollen. Da begannen unsere Treiber die Tiere abzuladen, ohne von uns dazu Befehl erhalten zu haben. Nun wurden wir grob, und ebenso geschwind wurde wieder aufgeladen, und fort ging es.

Alle diese Maßregeln der Tibetaner hatten ihren guten Grund und waren wohl auf geheime, besondere Instruktionen zurückzuführen, die sie aus Batang erhalten hatten. Wir befanden uns jetzt nämlich kaum einen Büchsenschuß von der tibetanischen Grenze entfernt und dicht an der Straße, welche nach Lhassa hineinführt. Wir mußten eine lange Strecke an der Grenze entlangziehen und das schien den Leutchen bedenklich. Wir hätten ja plötzlich nach Westen abschwenken können und die Köpfe der Häuptlinge wackelten bereits unter dem drohenden Richtschwerte des Dalai Lama.

Als wir so fest auf der Fortsetzung unserer Reise beharrten und unser Vorhaben auch ins Werk setzten, ergriff den Häuptling Schrecken und Furcht. Kaum waren wir eine Strecke vorgerückt, als im flottesten Galopp acht tibetanische Soldaten, bis an die Zähne bewaffnet, uns einholten und sich uns als Reisebegleiter und Schutzengel vorstellten.

Als wir uns am Nachmittage wieder von der Grenze entfernten, verließen uns die acht Reiter wieder, aber nicht, ohne ein Trinkgeld für ihren uns angeblich gewährten Schutz zu fordern. Wir fühlten uns aber nicht veranlaßt, ein Aufsichtspersonal, welches unser Tun und Lassen beobachten sollte, obendrein noch zu bezahlen. Das war

doch wirklich etwas viel verlangt! Sie mußten ohne Trinkgeld sich trollen. Es war ein stattlicher Anblick, als die acht Kerle davonsprengten.

Unterwegs hatte ich die Freude, eine Antilope anpürschen und erlegen zu können. Herden von zwanzig Tieren und mehr ließen sich wiederholt blicken. Ich war bei der Jagd von unserer Karawane ein gutes Stück abgekommen und mußte deshalb den Bock noch meinem armen Pony aufbürden.

Als wir am Abend in Dja dje ding uns einlagerten, zerlegten wir die Antilope und bereiteten sogleich ein Stück zum Abendessen zu. Unsere gesamte Jagdbeute bestand außerdem noch aus einem Hasen, einem Fasan und drei Enten.

Während die Nächte recht kalt waren, stieg am Tage die Temperatur zu ziemlich unangenehmer Höhe. Es war zu Zeiten sogar sehr heiß.

Am 13. Januar kletterten wir in allmählicher Senkung von 14450 Fuß auf 12050 hinunter, anfangs im prächtigsten Tannenwalde, später zwischen kahlem, rotem Sandstein, der nur hier und da Gras und Dornengestrüpp ein kümmerliches Dasein fristen ließ.

Wir entfernten uns immer mehr von der tibetanischen Grenze, welche scharf nach Westen abbiegt. China hat dieselbe so reguliert, um im Besitze der reichen Salzwerke bei Yerkalo zu bleiben, die große Erträge liefern und dem Mandarin die Taschen füllen.

In Dsung nei blieben wir zur Nacht. Es war eine elende, recht schmutzige Herberge. Trotz der großen Hitze am Tage können es die Leute nicht über sich gewinnen, sich zu waschen. Bei dem Schmutze, der sie wie eine Kruste bedeckt, sind sie aber völlig gesund und starke, muskulöse Gestalten, obwohl sie selten Fleisch genießen, vielmehr fast ausschließlich von Buttertee und trockenen Mehlklößen leben. Die Leute sind sogar fett und rund. Krüppel und Lahme, Leute mit Hasenscharten oder Hautkrankheiten findet man unter den Tibetanern nicht, wie wir es in China zu sehen gewohnt waren.

Unser Herbergsvater war von unserem Hiersein wenig erbaut. Erst nach vielen und langen Verhandlungen erwies er uns die Gnade,

in seiner Küche kochen zu dürfen. Am Abend fanden sich bei ihm eine Menge Leute ein, welche, im großen Kreise den Feuerherd umgebend, bei ihm unter lebhafter Unterhaltung ihren Buttertee tranken. Inzwischen begab sich der eine oder der andere in einen Winkel oder auch vor die Tür, um dort seine Gebete zu verrichten; einige murmelten diese aus dem Kopfe her, andere lasen sie aus Büchern ab.

Diese frommen Handlungen dauerten ziemlich lange.

Unser Empfang im Dorfe, in welchem eine Kompagnie tibetanischer Soldaten garnisonierte, eine Grenzwache, war sehr ehrenvoll. Zwei Soldaten erwarteten uns am Eingange und führten unsere Pferde am Zügel bis vor das Haus, die größte Ehre, die einem Reisenden erwiesen werden kann. Als wir abgestiegen waren, begrüßten die Soldaten uns, indem sie beide Hände geradeausstreckten, als ob sie uns etwas darreichen wollten, und sie dann ehrfurchtsvoll senkten.

Bald fanden sich auch in Begleitung eines Zitherspielers zwei Knaben und zwei Mädchen ein, um uns etwas vorzutanzen.

Unsere Diener hatten ihr Lager in einer Ecke der Küche aufgeschlagen. Das paßte dem Wirt und seinen Gästen anscheinend nicht. Sie suchten jene dadurch einzuschüchtern, daß sie ihnen in Aussicht stellten, Buddha, der in jeder tibetanischen Küche über dem Herde thront, würde sie über Nacht mit Sack und Pack auf die Straße spedieren. Die Diener hatten deshalb große Angst, wir rieten ihnen aber, einen derben Prügel neben sich zu legen und dem hinausschmeißenden Buddha, wenn er etwa Ernst machte, damit tüchtig zu Leibe zu gehen. Das half. Buddha hatte keine Exmissionsgelüste mehr.

Am folgenden Morgen, den 14. Januar, machte uns unser Wirt in eigenartiger Weise ein Geschenk. Er kredenzte uns Milch, ließ sie sich aber beim Begleichen unserer Rechnung mit allem Uebrigen prompt bezahlen.

Nachdem wir neue Lasttiere erhalten und die Treiber mit den bisher gebrauchten nach Batang zurück entlassen hatten, ging die Reise weiter, hinein in den herrlichen Sonnenschein und die gewaltige

Gebirgszenerie. Die neuen Begleitsoldaten, Tibetaner, ärgerten uns durch ihre fortwährenden Gebetsübungen. Hatten sie Furcht vor uns? Galt ihr Beten der Erhaltung ihrer Pferde? Es waren schwächliche Tiere, und es dauerte auch nicht lange, da brach das eine zusammen, auf welchem der schwere Mann in unbequemster Stellung gehockt hatte.

Der Weg war geradezu abscheulich, außerordentlich schmal und führte dicht an dem steilen Ufer eines Flüßchens entlang, welches von schroffen Felswänden auf beiden Seiten eng eingeschlossen war.



Tibetaner auf der Wallfahrt.

Unterwegs überholten wir Hunderte von tibetanischen Wallfahrern, Greise, Männer, Frauen und Kinder. Jeder von ihnen trug eine Tasche auf dem Rücken, in welcher sie ihren Proviant und ihr Koch- und Eßgeschirr geborgen hatten. Ein langer Stock diente ihnen als Stütze. Die Weiber hatten die Angesichter ganz mit Ruß bestrichen, einige auch mit Fett, und sahen abschreckend häßlich aus. Die Leute pilgerten nach dem in der Nähe von Atundze belegenen heiligen Berge Bei ma shan, wo sie in den vielen hundert Tempeln um ein langes Leben bitten wollten.

Die Tibetaner, welche wir unterwegs trafen, grüßten uns zuerst. Ob dies aus Furcht oder aus Höflichkeit geschah, habe ich nicht zu ergründen vermocht. Ihr Gruß war recht eigenartig und nach unseren Begriffen durchaus nicht ehrerbietig: die einen

streckten im Vorbeigehen die Zunge lang zum Munde heraus, andere grinsten uns an und machten mit dem Kopfe eine Verbeugung, wieder andere riefen uns als Begrüßung das Wort „Aro" zu, welches so viel als Freund bedeutet.

Da es überall viele Papageien gab, kaufte ich für den eingegangenen einen Ersatz. Diesen Vogel brachte ich auch glücklich nach Deutschland.

Als eigenartiges Säugetier kommt in diesen Gegenden das Moschustier vor, welches in seinen Brustwarzen die unter dem Namen Moschus bekannte riechende Substanz birgt. Die Chinesen parfümieren sich gern damit, wenn es auch teuer ist; deshalb wird den Tieren sehr nachgestellt.

Nach einer in Cü sung da in gewöhnlicher Weise verbrachten Nacht sandten wir am 15. Januar unsere Bagage voraus und brachen selbst erst eine Stunde später auf, weil uns der Marsch sonst zu langweilig langsam geworden wäre.

Der Weg spottete jeder Beschreibung. Loses Steingeröll und Gletscher wechselten mit einander ab. Daß nur das Pferd mit unserem Geldvorrat sich überstürzte und nicht auch unsere Reittiere, war wunderbar genug. Dabei ging es fortgesetzt bergauf und bergab.

An dieser Wegstrecke befanden sich viele aus Lehm gebaute Gebetshäuser, winzige Dinger ohne Tür, nur mit einem schalterartigen Fenster versehen, durch welches man in das Innere hineingreifen konnte. Unzählige kleine Erdpagoden standen darin, Opfergaben solcher, die um Genesung bitten. Magenkranke pflegen in die Lehmmasse einige Reiskörner hineinzukneten.

Am Nachmittage tauchte weit am Horizonte der mit Schnee bedeckte Tsalen-Paß auf. Wir rückten bis an seinen Fuß heran und übernachteten in Tsale, welches sich malerisch in eine Ecke der Gebirgswand seitwärts der Straße eingeschmiegt hat.

Ehe wir am 10. Januar von 13910 Fuß unseren Marsch auf die Paßhöhe von über 16000 Fuß antraten, mußte ich mir im Dorfe ein

Pferd für 4 Rupien leihen, weil mein Reittier wieder schwer unter der dünnen Luft zu leiden hatte. Ich benutzte den Ersatz beinahe drei Tage lang.

Nur langsam ging es den steilen Weg zum Tsalen hinauf. Oft mußten wir Ruhepausen machen, schließlich sogar das Reiten einstellen. Auch wir litten stark an Atmungsbeschwerden. Aus dichtem Tannenwald arbeiteten wir uns zur kahlen Höhe empor und genossen nun einen weiten Blick über gewaltige Gebirgsmassen, Berge und Täler nach zwei Provinzen hinein. Der Paß bildet die Grenze zwischen Szechuan und Yünnan in Chinesisch Tibet. Dichte Schneemassen lagerten auf der Höhe. Der Abstieg war erst sehr schwer, weil der Berg ziemlich schroff abfiel, später ging es bequemer.



Tsale.

Kein Haus, geschweige denn ein freundlich zum Nachtlager einladendes Dorf war sichtbar. So entschlossen wir uns denn, bis auf 14410 Fuß hinabzusteigen, Halt zu machen und einmal zu biwakieren.

Das war nicht so schlimm, als wir anfangs befürchteten. Unser Biwaksplatz war in einem sehr engen Tale belegen. Die dasselbe einschließenden Bergrücken waren dicht mit Tannen bewaldet, sodaß kein störender Wind uns erreichen konnte. Ein stark rauschender Bach versorgte uns mit frischem Wasser, und eine Erdfurche wurde mit Hilfe unserer Decken zum Nachtlager umgewandelt.

Die Bagage wurde seitwärts aufgestapelt.

So mußte es gehen und ging auch ganz gut. Zelte besaßen wir ja nicht.

Unsere Tiere banden wir an Bäumen fest und gaben ihnen dort ihr Futter. Bäume wurden auch, nachdem die Treiber sie gefällt hatten, zu zwei riesigen Scheiterhaufen aufgeschichtet. Einer diente uns, der andere unseren Dienern als Wärmespender und Kochstätte.

Es gab Erbssuppe und Tee.

Einer von unseren Mafu hatte mit seinem Pferde unterwegs Unglück gehabt. Auf einem Gletscher, in welchen die Eingeborenen Stufen hineingeschlagen hatten, war trotz der Bestreuung des Eises mit Sand sein Tier abgerutscht und derartig unter dort liegende Baumstämme geraten, daß es nicht wieder zum Aufstehen zu bewegen war. Der Mafu hatte sich alle erdenkliche Mühe gegeben, sein Pferd zu retten, es hatte aber zu schweren Schaden genommen und mußte aufgegeben werden. So kehrte der Mann erst bei eingetretener Dunkelheit ohne Resultat zu uns zurück.

Die Pilger, welche wir überholt hatten, biwakierten hinter uns, hatten auch gewaltige Feuer angezündet, um welche sie herumsaßen, um sich zu erwärmen. Es waren 5 Grad unter Null.

Es war ein bezauberndes Bild, das sich uns darbot. Im dunkelsten Walde die lodernden Feuer, deren Schein über die Tannen dahinhuschte, hin und herflackernd die Gegenstände nur undeutlich beleuchtend; oben am Himmel der mild glänzende Mond, der den schneebedeckten Paß mit magischem Licht erhellte.

Auch lagerte noch eine andere Karawane vor uns.

Die Pilger stimmten dann ihre Gesänge an. Nicht unmelodische Töne drangen zu uns herüber. Da tönte ein Signal durch die Nacht und mit einem Schlage trat überall tiefe Stille ein. Sie legten sich zur Ruhe und zwar so, wie sie gingen und standen, keine Decke schützte ihren Körper. Auch wir legten uns zum Schlafen nieder.

Am anderen Morgen, dem 17. Januar, weckte uns ein unangenehm kalter Wind. Es waren 11 Grad unter Null. Wir hatten aber prächtig geschlafen, so fest, daß wir es garnicht bemerkt hatten,

daß unsere Nachbarn bereits aufgebrochen und an uns vorübergezogen waren.

In einem ausgehöhlten Baume, wie sie zu diesem Zwecke sich überall am Wege finden, kochten wir unseren Morgentee. Solche Bäume sind noch grün, nur nach und nach gehen sie ein, weil die Karawanenleute das Feuer niemals auszulöschen für nötig erachten. Sie stürzen dann um und verfallen der Vergänglichkeit alles Irdischen.

Ehe wir aufbrachen, mußten wir noch eine traurige Sache erledigen. Das Pferd meines Dieners hatte ein geschwollenes Bein bekommen und war infolgedessen gebrauchsunfähig geworden, so daß wir seinem Leiden mit einer begnadenden Kugel ein Ziel setzen mußten. So war wieder ein schönes Tier dahin!

Der Weg, den wir dann zurücklegen mußten, glich genau dem vom Tage zuvor. Steingeröll, Gletscher, in die wir erst Stufen hineinhauen mußten, ein sehr enges Tal mit einem Flüßchen, welches hin und her auf Brettern überschritten werden mußte, weil es sonst überhaupt kein Weiterkommen gab, waren die Freuden des Tages.

Zwei Pferde stürzten denn auch wiederholt ab, jedoch büßten wir sie nicht ein, da der Fall jedesmal glimpflich ablief.

Außer der Tanne fanden sich hier im Walde auch Bäume mit zähen, grünen Blättern, die, in das landschaftliche Bild etwas Abwechselung bringend, sich von den dunklen Nadeln der benachbarten Tannen in augenerfreuender Weise frisch abhoben. Die Winterkälte schien diesen Laubbäumen nichts anhaben zu können, denn ihr Schmuck war dicht und unversehrt.

Erst nach langem Marsche gelangten wir wieder zu bewohnten Stätten.

In Dong cei machten wir Quartier. Der Hausbesitzer, ein Oberhäuptling, war nach Atundze abwesend und seine Angehörigen schienen uns nicht so recht trauen zu wollen. Vom Dache herunter gaben drei Männer auf unser Begehren, uns einzulassen, die originelle Antwort, es befänden sich nur Frauen im Hause, wir sollten nur in einem kleinen Tempel übernachten. Dazu hatten wir keine Lust,

ebensowenig mochten wir noch einmal unter freiem Himmel kampieren, wir rückten deshalb einfach mit unserer ganzen Karawane vor das Haus und warteten dort, bis sich die drei Leutchen besannen, daß sie doch wohl eigentlich wirklich sich nicht zu den Frauen rechnen könnten und uns einließen.

Kaum hatten wir unsere Sachen ausgepackt, als sich auch schon zwei Eingeborene einfanden und um Schnupftabak bettelten. Wir konnten ihnen, da wir selbst das Gewünschte nicht bei uns führten, ihre Bitte nicht erfüllen, gaben ihnen aber einige bereits angerauchte Zigarren. Bald brachten sie dieselben aber wieder zurück, weil sie wohl nicht wußten, was sie mit den Dingern anfangen sollten. Wir machten ihnen dieses klar und erfreut zogen sie von dannen. Später sahen wir sie mit mehreren ihrer Freunde um ein Feuer hocken, und alle rauchten abwechselnd die neuen Wunderrollen.

Spät abends kehrte der Häuptling, unser Wirt, aus Atundze zurück. Er war so unfreundlich, uns die Benutzung seiner Küche trotz allen Bitten zu versagen. Alle Weiber und Kinder hatten sich in diesem Raume eingeriegelt und fürchteten sich vor den fremden Männern. Das gestand der Hausherr aber nicht zu, er begründete seine Abweisung damit, eine kranke Frau dürfte dort nicht gestört werden.

So mußten wir nun im eigenen Zimmer unter dem Loche in der Decke unsere Erbswurst kochen und genoßen als Zugemüse den scharfen, beißenden Qualm, welchen das brennende Strauchwerk verursachte.

Am 18. Januar sollten wir Atundze erreichen. Wie wir es immer gemacht hatten, wenn wir uns einem größeren Orte näherten, so sandten wir auch hier Quartiermacher voraus.

Mein Fritz und Zeling stießen aber schon, nachdem wir eine halbe Stunde marschiert waren, wieder zu uns; sie hatten, wie es bei der Unmenge von zusammenlaufenden Tälern leicht möglich ist, sich verirrt.

Wir krochen langsam noch eine recht steile Höhe hinauf, wobei mein Falber beinahe versagte. Bergab war er aber wieder so munter

wie die anderen Pferde, als ob sie es wüßten, daß es ihnen in tieferen Regionen besser ergehen würde. Der Abstieg war sehr steil, die Felsen fielen rapide ins Tal ab und unten lag, dicht von riesigen Höhen umschlossen, unser Ziel Atundze.

In 10 Tagen, ohne Ruhetag zu halten, hatten wir 309 km im schwierigsten Gelände glücklich zurückgelegt.



XIV.

Atundze und letzte Reise durch Chinesisch-Tibet.

Fritz, welchen wir gelegentlich einer Ruhepause vorausgeschickt hatten, erwartete uns bei unserem Eintreffen in Atundze am Eingange der Stadt mit der traurigen Botschaft, daß er nirgends ein Quartier für uns hätte finden können.

Aber nicht er allein empfing uns. Eine Eskorte chinesischer Soldaten hatte am Weichbilde des Orts Aufstellung genommen und begrüßte uns mit einer Ehrensalve aus uralten Donnerbüchsen, wobei zugleich vier Fahnen geschwenkt wurden. Alt und jung nahm Teil an dieser Feierlichkeit und freute sich anscheinend, daß wir kein Unterkommen finden konnten, denn sonst hätte ich mir ihre durch Lachsalven ausgedrückte Heiterkeit kaum erklären können.

Außer einem Tempel konnten uns auch die um Rat befragten Soldaten kein Logis nachweisen. Beide Mandarinen und ihre Stellvertreter sollten abwesend sein. Es schien hier eine nette Bevölkerung zu hausen. Unter dem Deckmantel der Ehrerbietung verbarg sich eitel Bosheit.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als vor den uns bezeichneten Tempel zu rücken, der uns seine Pforten auch erst nach längerem, immer energischer werdenden Klopfen öffnete. Was war das aber für eine Stätte der Andacht! Schmutzige, mit Gerümpel aller Art angefüllte Räume taten sich uns auf, auch der Tempelhüter hatte nur einen abscheulichen Raum als Wohnung für sich.

Dort fanden wir noch einen Mann vor, dem unser Erscheinen recht ungelegen zu sein schien. Er entpuppte sich schließlich als stellvertretender Mandarin, erklärte, mit unserer Unterbringung gar nichts zu schaffen zu haben, und wollte sich auch durch Vorzeigung unserer Pässe zu keinem Entgegenkommen entschließen. „Alles dies wäre für den Mandarin bestimmt und d e s s e n Sache," gab er uns zur Antwort, „und dieser wäre nicht anwesend." Da konnten wir denn nicht länger an uns halten, und ein solch' heftiges Donnerwetter entlud sich über den halsstarrigen Kerl, daß dieser zuerst sprachlos war und dann sich bequemte, mit uns zu kommen, um ein Quartier zu beschaffen.

Er führte uns vor ein Haus, welches eine Herberge sein sollte. Auf ein Anklopfen erfolgte vom Dache aus als Antwort ein Höllenlärm, den eine Tibetanerin vollführte. Das Volk, welches uns auf Schritt und Tritt gefolgt war, stimmte in denselben ein. Lautes Gelächter und Reden, die wir, ohne tibetanisch zu verstehen, recht wohl als grenzenlosesten Spottausdruck deuten konnten, begleiteten diese Szene.

Es ging zu dem lieblichen Tempel zurück, wo wir unsere Bagage hatten stehen lassen. Nun erfolgte ein großes Reinmachen. In einer halben Stunde waren zwei Räume wenigstens soweit gesäubert, daß wir mit Hülfe von Brettern und aus ihren Angeln gehobenen Türen eine Art von Bettstellen aufbauen konnten.

Unser erster Ausgang galt einem Besuche des kühnen Amerikaners Mr. Nichols, von welchem wir schon seit Ta tien lu gehört hatten. Er gehörte der amerikanischen geographischen Gesellschaft an und versuchte alles, um nach Lhassa zu gelangen. Es wurde ihm dies um so schwerer, als es allgemein bekannt war, welche Ziele ihn führten. Es half ihm auch nichts, daß er sich tibetanisch kleidete, wie ein Eingeborener lebte und die Landessprache vollständig beherrschte. Das dunkelblonde Haar und die blauen Augen verrieten sofort, daß er nicht den Kindern des Landes angehörte. Erst 22 Lenze zählend, zeigte der Mann eine fabelhafte Energie.

Wie wir uns glücklich schätzten, ihn kennen zu lernen, nachdem

wir so vieles von ihm erfahren hatten, das uns Achtung eingeflößt hatte, so freute er sich sichtlich von Herzen, einmal Menschen zu sehen und zu sprechen, die ihm ihrer Kultur nach näher standen. Mit großer Dankbarkeit nahm er von uns einige Zigarren und Tabak an, Genußmittel, die ihm seit langer Zeit bereits gefehlt hatten.

Er klagte lebhaft über die Mißgunst der Bevölkerung und führte deren ausgeprägte Unverschämtheit darauf zurück, daß in Atundze kein tibetanischer Häuptling ansässig wäre, der diese Bande im Zaum hielte. Sein bares Geld war stark auf die Neige gegangen und der Kreditbrief über mehrere tausend Mark konnte ihm hier absolut nichts nützen. Wir konnten seiner Bitte, ihm Geld zu geben, leider nicht entsprechen, denn auch wir mußten bereits mit unseren eigenen Mitteln sehr rechnen, um aus dem Inneren glücklich hinauszukommen.

Da er eingesehen hatte, daß er von hier aus niemals nach Tibet hineingelangen würde, wollte er weiter südwärts gehen, um von Weisi aus einen erneuten Versuch zu wagen, wo eine weniger bewachte Karawanenstraße nach Lhassa hin abbiegen soll. Ob dieser energische Mann sein Ziel erreicht hat, weiß ich nicht.

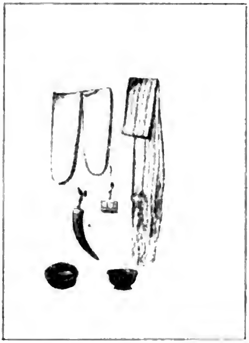
Am folgenden Morgen, 19. Januar, wollte er seine Reise fortsetzen. Wir lagen noch auf unseren Pritschen, als wir daußen vor der Tür aus vielen Stimmen die des Mr. Nichols heraushörten. Schnell warfen wir einen Mantel über und eilten hinaus, um ihm Glück auf die Reise zu wünschen. Er sah sonderbar aus, wie er in seiner tibetanischen Tracht hoch oben über den Futtersäcken auf seinem Rößlein saß. Wir stimmten mit ihm in ein Abschiedslied ein, tauschten noch einen Händedruck aus, und dann verschwand er in dem Halbdunkel der Morgendämmerung.

Wir krochen noch einmal unter die Decke, denn der Wind heulte draußen recht ungemütlich, und es fiel leichter Schnee.

Atundze liegt inmitten von vier Tälern, welche nur eng sind und von steilen Gebirgszügen begrenzt werden. Da kann der Wind so recht nach Herzenslust dies kleine, kaum aus 1000 Einwohnern bestehende Nest von vier verschiedenen Seiten anblasen.

Die Frauen hatten hier wieder nach der schon bekannten Sitte von Ta tien lu den Zopf um den Kopf gewickelt, auf welchem sie vielfach noch einen roten Turban trugen. Die Tibetanerinnen sind hier auffallend hübsch.

Wir mußten einige Einkäufe machen, bei denen uns zuerst ein Mandarindiener zur Hand ging. Der Mensch hatte uns aber, wie alle diese Leute, gehörig betrogen. Das merkten wir erst, als wir später ohne seine Hilfe einkauften. Für eine Rupie erhielten wir jetzt anstatt 25 Eiern deren 70, anstatt 3 Maß Reis deren 8.



Tibet:
Strumpfe, Lendentuch, Zunderbüchse, Tabaksdose und Essnäpfe.

Mein Fritz setzte alles daran, mich von dem Genusse von Eiern zurückzuhalten. Er und alle unsere Diener hatten sich schon in Batang einreden lassen, hier in Atundze gäbe es Speisen, welche die Wirkung hätten, innerhalb zweier Monaten einen Menschen unförmlich dick zu machen, sodaß er schließlich sterben müßte. Unserem Beispiele folgend, aßen die Leute aber bald ganz tüchtig und vergaßen die blödsinnigen Einflüsterungen.

Fleisch war im ganzen Orte nicht zu haben. Wohl hatte ein Schlächter des bevorstehenden Neujahrsfestes wegen zwei Schweine geschlachtet, er wollte uns aber nichts davon verkaufen. Das geräucherte Fleisch, welches sonst die Ortsinsassen zu verzehren pflegten, sah so unappetitlich aus, daß wir auf dessen Genuß gern verzichteten. Zwei alte Gockel mußten dafür wieder einmal ihr Leben hingeben, um an sich die Kraft unserer Kauwerkzeuge prüfen zu lassen.

Unsere Strümpfe bedurften der Ergänzung. Wir kauften uns

von der tibetanischen hackenlosen Sorte mehrere Paare und waren erstaunt, wie warm sie saßen.

In der Stadt lag ein aus etwa 30 Mann bestehender Zug Soldaten. Ein großer Teil derselben hatte sich aber, ohne Urlaub zu nehmen, der ihnen auch nicht gewährt worden wäre, des Neujahrsfestes wegen in seine Heimat begeben. Das ging hier so.

Am frühen Morgen des 20. Januar ließ sich bei uns ein am Orte wohnhafter Kaufmann anmelden, welcher uns bat, ihm zwei deutsche Geldstücke gegen Rupien einwechseln zu wollen. Das war uns sehr angenehm und wir begrüßten den Einfall jenes Mannes, die Kopfbedeckung seines Jungen mit Goldstücken schmücken zu wollen, mit größtem Vergnügen.

Auch ein anderer junger Chinese suchte unsere Bekanntschaft. Er hatte einen kleinen Laden und kaufte den Eingeborenen den von ihnen gesammelten Goldstaub ab, um ihn an seine Brüder in Ta tien lu und Shanghai weiterzugeben. Der junge Mann führte uns im Orte umher, zeigte uns verschiedene Läden, in welchen man alte tibetanische Sachen, wie Holztassen, Feuerzeuge, silberne Armbänder und verschiedene Pelzsorten kaufen konnte, und lud uns auch zu einer Tasse Tee ein, wobei wir alle seine Freunde kennen lernten. Er wurde so zutraulich, daß er uns nicht nur des öfteren am Tage allein besuchte, sondern auch seine Freunde bei uns einführte und ihnen ungeniert aus unserer Zigarrenkiste anbot, die er, ohne zu fragen, herbeiholte. Die Leutchen griffen natürlich tüchtig hinein. Ob wir unsere Mahlzeiten einnahmen, oder ob wir in unseren Tagebüchern schrieben, nichts konnte die zudringliche Gesellschaft verscheuchen. Um sie loszuwerden, mußten wir ihnen erst durch unsere Diener zu verstehen geben, daß jetzt die „ta jen“ (großen Herren) allein sein wollten. Sie gingen aber auch dann erst, nachdem sie sich eine Zigarre erbeten hatten.

Wie es unter den ortsobrigkeitlichen Verhältnissen nicht anders zu erwarten war, ließ es sich nicht erreichen, Karawanentiere für die Weiterreise zu erhalten. Der liebenswürdige Stellvertreter des Mandarin machte zuerst alle möglichen Ausreden, nur ein Tibetanerhäupt-

ling müßte diese stellen, er hätte bereits hingeschickt und hoffte bald auf eine Antwort. Das war natürlich Flunkerei. Die Antwort traf niemals ein, weil der Mann gar nicht zu einem Häuptling gesandt hatte. Der Mandarin, welcher bei unserer Ankunft verreist gewesen war, sollte jetzt krank sein. Natürlich fürchtete man, daß wir weiter nach Tibet hineinziehen würden, und da wollte keiner eine Verantwortung auf sich laden.

Eine Karawane, welche gerade in unserer Richtung abgehen wollte, bot uns die Benutzung einiger ihr entbehrlichen Tiere an. Der Führer benutzte aber unsere Notlage und forderte unerhörte Preise. Wir brauchten nur sechs Lasttiere, weil sich hier der Hauptmann Dietz von uns trennte, um eine andere Richtung einzuschlagen.

Am 21. Januar verließen wir das ungastliche Atundze.

Selbstverständlich erschienen unsere Karawanenleute nicht pünktlich, sondern ließen uns erst anderthalb Stunden warten. Dann behaupteten sie, die Lasten wären für sechs Tiere zu groß. Um keine Zeit mehr zu verlieren, willigten wir ein, noch ein Tier hinzuzunehmen. Auf diese Weise prellten sie uns, indem sie nunmehr das volle Geld, welches sie anfangs gefordert hatten, trotz unserem Handeln doch erhielten.

Wir verabschiedeten uns von Hauptmann Dietz, der glaubte, der Weg über Tseku wäre kürzer als unsere Route, und einige Schüsse aus seiner Browning-Pistole sandten uns noch aus der Ferne seine Grüße zu.

Es wurde bei unserem Scheiden aus Atundze noch mehr Pulver verschossen. Am Ausgange des Ortes standen wieder die Soldaten aufmarschiert, schwenkten ihre Fahnen und feuerten aus ihren Donnerbüchsen Salut.

In südöstlicher Richtung kletterten wir auf die Berge hinauf. Es ging nur langsam vorwärts, weil der Pfad sehr schmal war, ein Tier konnte nur immer hinter dem anderen gehen, und unsere Karawane war 70 Tiere stark. Die meisten waren mit Fellen oder Filz beladen.

Wir hatten die Höhe noch lange nicht erreicht, als unsere Leute

sich anschickten, das Biwak einzurichten. Daß wir in der folgenden Nacht kein Dach über unseren Häuptern haben würden, wußten wir im voraus, aber wir wollten doch noch ein Stück weiter vorschreiten und wandten alle Mühe an, um die Treiber, wenn auch mit unwilligen Mienen, dazu zu bewegen. Den Paß erreichten wir aber doch nicht mehr und das war auch ganz gut, denn dort oben wäre es noch kälter gewesen und in Ermangelung jedes Baumwuchses hätten wir nicht einmal Feuerungsmaterial gehabt.

Als die Sonne unter den Horizont tauchte, nahmen wir den Tieren das Gepäck ab und häuften die Kisten und Säcke auf. Während der Doktor die Küchenangelegenheiten in die Hand nahm, sorgte ich für Wärme, und bald saßen wir am hellllodernden Scheiterhaufen und ließen es uns gut schmecken bei 10 Grad Kälte.

Mein Boy kroch zuerst unter die Decke und rief uns zu, daß alle unsere Decken naß wären. Er hatte recht. Sie waren über und über mit kleinen Eiskrystallen bedeckt, die im Widerscheine des Feuers wie Brillanten funkelten. Es hatte gereift. Zum Glück trugen wir ja große, dicke Pelze, und so hofften wir dennoch gut schlafen zu können. Wir hatten uns so sehr darauf gefreut, denn unter dem Schutze der wachsamen Karawanenhunde konnten wir sorglos dem Schlummergotte in die Arme sinken. Es kam aber anders. Bei der geringsten Bewegung, dem leisesten Geräusch erhoben die Köter stets ein solches Geheul, daß an ein Einschlafen schon garnicht zu denken war. Meine beiden Pekinghunde, die gewohnt waren, hinter dem Ofen zu schlafen, heulten vor Frost, und wir selbst hätten aus Verzweiflung heulen mögen, daß unsere Hoffnungen auf einen schönen Schlaf so arg zu Wasser wurden. Trotz der Pelze klapperten wir vor Kälte mit den Zähnen. Es waren 15 Grad als wir uns schon in der Frühe erhoben, um dieser schauderhaften Nacht ein Ende zu machen. Zu allem Ungemach stellte sich bei mir noch eine Magenverstimmung ein.

Es war nicht so einfach, die Tiere wieder zu beladen, denn unsere Finger waren ganz steif, obgleich wir sie immer mit kleinen Unterbrechungen am Feuer wärmten.

Wir hatten in einer Höhe von 14700 Fuß biwakiert.

Nun ging es dann am 22. Januar auf den Paß hinauf. Vor uns erblickten wir ein wirres Durcheinander von steilen Wänden, schroffen Felsen, tiefen Tälern. Ein Paß reihte sich an den andern, doch standen wir jetzt am höchsten, 16090 Fuß, die folgenden Pässe waren alle niedriger. Es war ein schwieriges Auf- und Abklettern in diesen Gebirgsmassen, und nur sehr langsam ging es weiter, bis wir bei dem letzten Passe einen besseren Weg in Serpentinen vorfanden.

Uns zur Rechten ragte der Bei ma shan, der heilige Berg, nach welchem die Tibetaner pilgern, um langes Leben zu erbitten, gen Himmel empor, ein mächtiger Gebirgsstock, ganz in Schnee gehüllt und weithin leuchtend, Achtung einflößend durch seine geradezu majestätische Erscheinung.

Die Straße war fast garnicht belebt, nur eine Karawane, welche Kupferkessel aus Yünnan heraufbrachte, begegnete uns.

Schon am frühen Nachmittage bemerkten wir, daß unsere Treiber Anstalten machten, wieder zu biwakieren. Das wollten wir unter allen Umständen hintertreiben. Wir setzten uns an die Tête und ritten so forsch voraus, daß wir bald ihren Augen entschwunden waren. Sie wagten es nicht, ohne uns halten zu bleiben, und schlugen auch ihrerseits ein lebhaftes Tempo an, um uns einzuholen. Wären sie zurückgeblieben, dann hätten wir unser Gepäck nicht gehabt und wären die Genarrten gewesen.

Es dunkelte schon erheblich, als wir ein Haus erblickten und nun anhielten. Der Hausbesitzer wollte uns aber nicht aufnehmen und wies uns weiter.

Zum Entsetzen unserer Karawanenleute ritten wir wieder flott los. Es ging ja bergab. Es war aber so dunkel geworden, daß wir kaum noch Tannen und Birken, die hier den Baumbestand bildeten, unterscheiden konnten, alles war eine farblose Masse, aus der nur ab und zu ein weißer Birkenstamm unbestimmt sich abhob.

Es herrschte tiefe Stille, die nur zuweilen von dem Geschrei eines Esels unterbrochen wurde, welchem es auch wohl schon zuviel wurde, seine Last noch tragen zu müssen.

Unser Pfad wurde sehr eng. Rechts ragte eine steile Felswand in die Höhe, links befand sich ein schroffer Abgrund, in dessen Sohle ein Flüßchen dahinsprudelte. Es hätte nicht viel gefehlt, dann wäre ich hinuntergestürzt. Ich war fehlgetreten, und nur ein schnelles Anklammern an die Steinkante und der Zügel, an welchem ich mein Pferd führte, hielten mich noch fest. Es war so finster, daß man nicht die Hand vor den Augen sehen konnte.



Dorf im tibetanischen Hochgebirge.

Da standen wir plötzlich unversehens vor einem Gehöfte und pochten an. Es erschien ein Mann auf dem Dache, um uns zu mustern, welcher sich durch die Bitten unserer Leute dann auch zum Oeffnen des Tors bewegen ließ. Mit einer mächtigen Kienfackel leuchtete er uns zur Küche hinauf, die er uns zur Verfügung stellte. Die Hausbewohner waren freundliche Leute, und es war wirklich rührend, wie sie sich in jeder Weise bemühten, uns hilfreich zu sein, so viel sie es vermochten. Sie holten Wasser und Holz, feuerten und kochten und halfen uns bei unserem Gepäck.

Die Tiere konnten natürlich nicht mehr auf die Weide geschickt werden, sie wurden vor dem Hause angebunden, und gern bezahlten wir das Strohfutter, welches ihnen vorgeworfen wurde. Waren wir doch unter Dach! Das war uns die Hauptsache. War auch der Raum für 10 Menschen zur Schlafstelle etwas knapp bemessen, war auch der Qualm von dem Feuer recht unangenehm, wir brauchten doch nicht draußen kampieren.

Später kam auch unser Itschang-Kuli noch an, aber Zeling hatte uns nicht mehr eingeholt.

Dung su ling hieß das Oertchen, wo wir quartierten.

Am 23. Januar verzögerte sich unsere Weiterreise dadurch, daß wir längere Zeit vergeblich auf das Eintreffen unseres Haushofmeisters warteten. Wir amüsierten uns, indem wir mit dem Karabiner und der Mauserpistole nach entfernt liegenden Zielen schossen. Der Erfolg setzte die Eingeborenen wie immer in höchstes Erstaunen. Wir forderten sie auf, auch einmal die Leistungsfähigkeit ihrer Dauerwaffe zu zeigen, weil diese Gelegenheit günstig war, unsere Wißbegierde zu befriedigen. Sie willigten auch ein und begannen sofort mit den umständlichen Vorbereitungen zu dem abzufeuernden Schusse. Sie klappten die Gabel herunter, stellten sie auf einen Stein und zielten auf dieser wackligen Stütze lange Zeit, während die am Hahn des Gewehres befestigte brennende Zündschnur glimmte. Endlich traf ein Funke der Zündschnur die Pulverpfanne, aber der Schuß ging nicht los. Das Pulver war so fest eingepreßt und so hart geworden, daß es erst gelockert werden mußte; dann ging der Tanz wieder von vorn los. Endlich erfolgte ein furchtbarer Knall, der in allen Tälern lange Zeit widerhallte, und nach allen Richtungen der Windrose flogen die als Munition dienenden Eisenteilchen umher. Natürlich ist eine Schußwirkung mit dieser Knallbüchse nur bei ganz geringer Entfernung zu erwarten. Die Rohre dieser Gewehre werden aus Eisendraht hergestellt, welcher über ein Rohr eng zusammengewunden wird. Das Ganze wird dann zusammengeschweißt und ausgebohrt.

Unsere beiden Karawanenleute trugen einen eigenartigen Schmuck, der ihnen gut stand. Mehrere silberne Ringe mit Steinen waren über ihren Zopf gezogen und lagen mit diesem über der Stirn. Am Bandolier, das von der linken Schulter zur rechten Hüfte getragen wurde, hing neben dem Feuerzeuge, dem Tabaksbeutel und einem Messer eine Anzahl verschiedener Pulvermaße und die dazu gehörigen Ladungen, sodaß die ganze Brust dicht behängt war.

Der Weg nach Pongela, das wir an diesem Tage erreichen

mußten, führte wieder bergauf und bergab, aber trotzdem kamen wir um über 2000 Fuß tiefer. Die wild aufragenden und zerklüfteten Felsmassen waren nur stellenweise mit Dornengestrüpp bewachsen und reichten bis dicht an unseren Pfad heran. Kurz vor unserem Ziele überschritten wir einen pfeilschnell dahinstürmenden Bach und zogen dann wohlgemut in das Städtchen ein.

Außer einem kleinen Häuflein Chinesen wohnen dort nur Lamas.

Wir bezogen in einem verlassenen Yamen Quartier, welches ziemlich geräumig, aber ebenso verkommen war. Der Mandarin hatte dieses Heim wohl verlassen, weil die Lamas sich immer mehr die Oberhand angeeignet hatten, und war weiter rückwärts ins Land gezogen, wo er eine Rolle spielen konnte, die hier zu spielen ihm unmöglich war. Es ist erstaunlich, wie es die Lamas verstanden haben, ihre Gewalt über die tibetanischen Grenzen hinaus immer weiter und weiter auszudehnen. Die Herren Chinesen mußten alle nach ihrer Flöte tanzen, wenn sie nicht einfach verjagt werden wollten. Die Gewalt der Lamas beweist die große Zahl der mächtigen und prächtigen Lamaserien bis Ta tien lu und bis zum Yangtse hin.

Neben unserem Quartier saß den ganzen Nachmittag über ein Lama am Fenster eines Hauses und brachte uns schier zur Verzweiflung, da er unausgesetzt Gebete murmelte, die Gebettrommel drehte und von Zeit zu Zeit dieselbe noch mit zwei Holzstücken durchaus nicht harmonisch bearbeitete.

Den Ortsältesten, der ein Bazung (Feldwebel) sein sollte, lernten wir nicht kennen, er war zum Neujahrsfeste, welches herannahte, nach seiner Heimat gereist. So hatten wir wieder niemand, der uns an die Hand ging, Karawanentiere zu mieten. Wir hätten so gern die Route eingehalten, die seinerzeit Gill gemacht hatte, mußten diesen Plan aber aufgeben und uns weiter an unsere Karawane binden.

Wir traten diesbezüglich mit den Führern in Verhandlungen. Ehe sie sich auf solche einließen, verlangten sie ihr zuvor verdientes Trinkgeld und erhielten jeder vier Rupien. Wir mußten diese geben, um überhaupt die Leute uns willfährig zu erhalten; sonst hätten drei

Rupien genügt. Sie waren auch zufrieden und gnädig genug, uns ihre Hilfe ferner zu leihen. Wir vereinbarten außer dem festen Preis für die Miete der Tiere noch pro Tag eine Rupie für Strohfutter, weil wir nachts nicht biwakieren wollten, und aus diesem Grunde die Tiere die Weide entbehren mußten. Nur so verhinderten wir es, daß uns Zeit unnütz verloren ging.

Fleisch und andere Lebensmittel waren in Pongela nicht zu erhalten, auch konnten wir keine Lichte kaufen, welche uns sehr zu fehlen begannen. So mußten wir immer sehr früh unter die Decke kriechen und darauf verzichten, abends noch zu schreiben oder uns sonst zu unterhalten.

An der Flora merkten wir, daß wir jetzt immer weiter südlich kamen. Es fanden sich schon Agaven- und Mandarinbäume in Menge. 120 Früchte der letzteren kauften wir für nur eine Rupie.

Am Abend hatten wir die Freude, unseren Haushofmeister Zeling wiederzusehen, den wir bereits als einen Aufgegebenen betrauert hatten. Er war nur langsam vorwärts gekommen, hatte in den Pässen bei einer anderen Karawane übernachten müssen und sich schließlich in dem einzelnen Hause, in welchem wir übernachtet hatten, ein Pferd geliehen, um uns einholen zu können.

Am 24. Januar bezahlten wir im voraus die Miete für die Lasttiere auf drei Tage und hatten erst wieder den üblichen Strauß auszufechten, weil die Leute wieder mehr verlangten, als ausgemacht war. Diesmal blieben wir aber Sieger.

Gleich hinter Pongela gelangten wir an unseren alten Bekannten, den King sha kiang, den alten Freund, der uns schon lange zuvor auf seinen Fluten getragen hatte. Der King sha kiang ist ja der obere Lauf des gewaltigen Yangtseflusses. Schiffbar ist der Fluß in dieser Gegend nicht, er ist sehr seicht und hat eine große Zahl von Stromschnellen

Auf einer Fähre setzten wir über den Fluß und marschierten an seinem östlichen linken Ufer entlang. Der Weg war abwechselungsreich und stellenweise recht unbequem. Bald mußten wir die Höhen ersteigen, bald ging es wieder zum Flußufer hinab, bald wateten wir

im tiefen Sande, bald rutschten wir ohne festeren Halt über Steingeröll dahin. Ueberall nackte Felsen in grotesken Formen. Weder ein Baum noch ein Strauch, kaum einmal ein Büschel Graswuchs in diesen Gegenden.

Dafür führte der Fluß aber andere Reichtümer mit sich. Sie zu bergen, saßen hin und wieder Leute am Ufer, mit langen Kellen bewaffnet, und fischten Goldblättchen aus den Fluten auf, die zahlreich darauf schwammen. Die Zeitdauer und Mühewaltung ist aber zu groß, um mit dem erzielten Gewinne in Einklang gebracht zu werden Ein Europäer wäre mit der Ausbeute eines Tages nicht zufrieden.

Ein sehr steiler Abstieg brachte uns nach Chiao to hinunter, welches an einem Nebenflusse des Goldflusses liegt.

In dem kleinen Oertchen wollte uns kein Mensch aufnehmen. Als wir ein Haus betraten, erhob der chinesische Besitzer ein wüstes Geschrei und tobte wie ein Wilder, ja er ging in Tätlichkeiten über, die ihm schließlich schlecht bekamen. In einer Zimmerecke saß ein Junge, der blödsinnig war und uns durch sein Wesen veranlaßte, das Haus wieder zu verlassen. Der Besitzer hatte seine Prügel erhalten, wir aber waren noch immer ohne Obdach.

Weil es stockfinster geworden war, war an einen Weitermarsch nicht zu denken. Da entdeckten wir ein baufälliges Haus, welches so öde aussah, daß wir glauben mußten, es wäre unbewohnt. Die Vorderwand bestand aus Brettern und war so nach innen gebogen, daß es aussah, als ob die alte Baracke uns eine Verbeugung machen wollte aus Anerkennung der Ehre, die wir ihr zu erweisen im Begriffe standen. Vom Dache war nicht mehr viel vorhanden, die Fenster fehlten gänzlich. Aber es war immerhin besser, hier zu rasten als unter freiem Himmel.

Am 23. Januar zogen wir eine öde, reizlose Bergstraße mit oft recht starker Steigung dahin. Einzelne Frauen fielen uns auf, weil sie wieder einen anderen Haarschmuck trugen, wie wir es sonst gesehen hatten. Aus schwarzem Garn geflochtene dicke Zöpfe lagen gleich Wülsten auf dem Kopfe, hinten waren die Enden offen und hingen tief über dem Rücken hernieder.

Nachdem wir fast 4000 Fuß gestiegen waren, hatten wir von Schang ji chi, wo wir übernachteten, einen weiten Fernblick auf die Berge, welche wir bereits überstiegen hatten, auf die drei Pässe und auf Pongela.

Am 26. Januar übernahm ich mit meinem Boy die Avantgarde, während der Doktor mit der Karawane als Gros nachfolgte. Am folgenden Tage mußten die Tiere gewechselt werden, und wir wollten nicht einen ganzen Tag still liegen, um auf die neuen Vierfüßler warten zu müssen. Ich ritt darum voraus, damit ich dem Mandarin rechtzeitig unsere Wünsche vortragen konnte.

Zuerst ging es langsam einen steilen Abstieg nieder bis Tang den, wo sich eine Kupferkesselfabrik befindet. Das Gebirgstal hatte sich hier bedeutend verbreitert, die Wände schlossen sich jedoch nach und nach wieder enger zusammen und vereinigten sich zu einem Passe von 14 000 Fuß Höhe, über welchen die Straße führt.

Von der Höhe blickte ich auf eine weite, große Sumpffläche, an deren Ende in weiter Ferne Dsung dien, unser nächstes Ziel, sichtbar war. Nach einem kurzen Abstiege gelangte ich an einen Sumpf, welcher von vielen Enten und Möven belebt war. Die Straße führte an seinem östlichen Rande entlang. Die tannenbewaldeten Gebirgszüge traten immer mehr und mehr zurück, sodaß ein breites Tal eine weite Uebersicht gestattete. Ueberall grasten Ponys, Maultiere und Yaks im friedlichen Vereine. Menschliche Niederlassungen und eine Lamaserie mit leuchtend weißem Häuseranstrich vervollständigten das hübsche Bild.

Die Lamas hatten hier eine große Macht, sie waren unumschränkte Herrscher und hatten den anderen Sterblichen vor kaum Jahresfrist ihre Kraft gezeigt. Die tibetanische Bevölkerung war in Geldnöten gewesen und hatte von den reichen Lamas Geld entliehen. Diese verstanden die Geldgeschäfte wie die abgefeimtesten Wucherer. Sie ließen sich nicht nur sehr hohe Zinsen zahlen, sondern gaben die Kapitalien überhaupt nur unter der Bedingung, daß der Zinsfuß sich von Jahr zu Jahr verdoppelte. Die Folge war, daß sie schliesslich weder Kapital noch Zinsen erhielten. Das nahmen sie sehr übel, sie

fielen über ihre Schuldner her, denen sie zehnfach überlegen waren, raubten ihre Frauen und Kinder und verkauften dieselben. Die Unruhen waren so gewaltig, daß erst chinesisches Militär aus Talifu eingreifen mußte, um den Frieden wiederherzustellen.

Die Lamas gehen fast nie zu Fuß, sie sind meist sogar vorzüglich beritten. Es wunderte mich deshalb durchaus nicht, daß sie auf mich und mein von schnellem Reiten matt gewordenes Pferd mit höhnischem Grinsen herabblickten, als ich mich der Stadt näherte.

Ich erkundigte mich sogleich nach der Wohnung des Mandarin und mußte erst fast durch die ganze Stadt, welche einen sehr ärmlichen Eindruck machte, gehen, um schließlich zu einem elenden, zerfallenen Tempelbau zu gelangen, der das Yamen vorstellte. Das war die Wohnung des hohen Herrn.

Dieser aber paßte ganz gut zu seiner Umgebung, durch Opiumrauchen war auch er selbst zur Ruine geworden; ein alter, verbrauchter Mann, der ganz in den Händen seines Dieners war.

Als Wohnung wies er uns in Ermangelung jeglicher Herbergen, wie er vorgab, einen Tempel an; Lasttiere versprach er auf meine dringende Bitte zum anderen Morgen zu beschaffen. Ein Diener führte mich nach unserem Quartier. Hier wohnte Herr Chie mit einigen Soldaten und nahm mich freundlich in Empfang. Seine Leute mußten sogleich das Tempelgebäude besser herrichten, Holz und Wasser holen und alles zum Nachtlager vorbereiten.

Inzwischen kam auch der Doktor mit der Bagage an und nun ging es ans Kochen. Bald hatte ein Huhn seinen letzten Schrei getan und wanderte in den Topf, da es sonst kein frisches Fleisch gab. Behaglich hockten auch unsere Tibetaner an der Erde, sich am Feuer wärmend und unter den Augen dreier riesiger Götzen mit vergoldeten Gesichtern und langen, schwarzen Bärten ihren Buttertee mit Mehlknödeln genießend.

Am Abend ging ich noch einmal zum Mandarin, um anzufragen, ob die Tiere auch bestellt wären. Dies sollte in Ordnung sein. Als ich dann nach Hause zurückkehrte, fand ich unsere Wache, drei vom Mandarin befohlene Soldaten, am Feuer liegend und der-

artig schnarchend, daß die Nachtruhe im Tempel selbst gefährdet wurde.

Zum Abendessen gab es Rühreier, ein seltenes Futter, welches mit desto größerem Behagen vertilgt wurde.

Dsung dien ist von einem alten, sehr defekten Lehmwalle umgeben und Mittelpunkt von mehreren hundert im Umkreise belegenen kleineren Ortschaften.

Am 27. Januar mußten wir trotz den Versprechungen des Mandarin, daß die Tiere pünktlich zur Stelle sein sollten, doch bis mittags 12 Uhr warten, und dann war erst noch der übliche Streit der Treiber beim Beladen der Lasttiere zu schlichten. Mit bewundernswerter Geschicklichkeit verstanden sie es, die leichten Gepäckstücke herauszufinden und zu verstauen, während die schweren keiner haben wollte. Da hieß es für uns denn stets, kurzen Prozeß machen.

Endlich konnte es losgehen.

Ein heftiger Wind hatte eingesetzt und trieb uns große Schneeflocken ins Gesicht, die munter vom Himmel herniederstöberten. Unser Weg führte durch ein breites, mit zahlreichen kleinen Ortschaften besetztes Tal. Jeder Acker, jedes Feld hatte eine besondere Einfriedigung von Dornen oder künstlichem Flechtwerke. Die Straße war breit und verhältnismäßig gut.

Einem chinesischen Soldaten, welcher uns schon von Atundze an begleitete, schien das Nomadenleben bei uns besser zu gefallen, als sein Dienst in der Garnison, denn er dachte gar nicht daran, dorthin zurückzukehren und lief tapfer neben uns her. Wer konnte es ihm auch verdenken? Dort hatte er nicht satt zu essen und kärgliche Löhnung, hier konnte er seinen Magen füllen und erhielt noch dazu ein Trinkgeld. Er kannte den Weg gründlich, fand sich selbst in der Dunkelheit vortrefflich zurecht und beherrschte die tibetanische Sprache vollkommen. Er war uns daher unersetzlich, und wir unterstützten aus Egoismus seine pflichtwidrige Selbstbeurlaubung. Wir waren fest überzeugt, der Mann würde es wohl verstehen, sich

aus der Affäre zu ziehen, wenn er später Unannehmlichkeiten haben sollte.

Unterwegs mußten wir wiederholt kleine Flüßchen auf Hängebrücken überschreiten.

Da wir nur am Nachmittage marschiert waren, so war unsere Leistung an diesem Tage eine ganz respektable, wir hatten 40 km zurückgelegt, als wir, freilich bei dunkler Nacht, in Chiao dsung dien einrückten, wo uns eine nicht sehr reinliche, aber desto freundlichere Tibetanerfamilie aufnahm, und zwar aus Gnade und Barmherzigkeit, denn Herbergen gab es in dortiger Gegend nirgends, man mußte von Haus zu Haus ziehen, um ein Obdach zu erbetteln. Da wir meist erst spät abends anlangten, schliefen die Leute schon, und das Ge-



Tibetanisches Wohnhaus.

schäft war, ehe es erledigt werden konnte, recht langweilig und zeitraubend. Klingende Münze half dann die Türen öffnen, mochten die Hunde auch noch so wütend heulen und an den Ketten zerren. War man endlich so glücklich unter Dach und Fach angekommen, dann erwiesen sich die Leute meist außerordentlich hilfsbereit und zögerten nicht, Feuer zu machen und uns Wasser zu kochen.

Da unsere Karawanenleute mit ihren Tieren sofort umgekehrt waren, als wir unser Quartier bezogen hatten, war es unsere erste Sorge, für den kommenden Tag neue Lasttiere zu erhalten.

Wir sandten dem Oberhäuptling unsere Karten und ließen ihm unsere Bitte übermitteln. Da bekamen wir den altbekannten Vers zu hören: wir sollten nur einen Tag warten, viele Räuber machten die Gegend unsicher, es müßten erst Begleitsoldaten herbeigeholt werden.

Den Geburtstag unseres Kaisers konnten wir nicht feiern, wie es sich geschickt hätte, nur unsere Gedanken galten ihm und den Festlichkeiten überall dort, wo Deutsche weilen.

Am 28. Januar mußten wir tatsächlich einen Ruhetag halten, ohne daß wir es wollten und für nötig erachteten. Wir bekamen keine Lasttiere.



Hof eines tibetanischen Hauses.

In der Nacht hatte es stark geschneit und noch bis in den Nachmittag hinein wirbelten dichte Schneeflocken herab. Die schönste Winterlandschaft zeigte sich uns, wohin wir blickten. Wir saßen gerade in der Küche und erwärmten uns dort an dem gastlichen Feuer, als das erste Tier uns zugeführt wurde. Der Obertibetaner wohnte nicht am Orte und sandte uns die Vierfüßler einzeln zu, sodaß es Nachmittag wurde, bis wir sie glücklich alle beisammen hatten. Da half kein Räsonnieren.

Gegen Abend schossen wir zum Zeitvertreib nach der Scheibe und amüsierten uns köstlich, daß Lamas und Tibetaner immer größeren Respekt vor uns bekamen. Die Durchschlagskraft, wie sie der Karabiner hervorbrachte, war ihnen unbegreiflich, jeder der neu hinzukam, mußte die Löcher in dem Balken bewundern und tat es pflichtschuldigst und mit unverkennbarer Scheu.

Fritz benutzte die Ruhe, um wieder aus Wasser und Mehl Reisebrote zu backen.

Plötzlich erschien ein Läufer auf der Bildfläche, vom Mandarin aus Dsung dien uns nachgesandt, der uns festhalten sollte, bis eine

Heeresmacht von einem Offizier und zwanzig Soldaten uns erreicht haben würde, die der hohe Herr uns folgen ließ, damit sie uns beschützen sollten. Mehrere Räuber sollten sich in der Gegend umhertreiben, die bereits zwei Soldaten, welche mit Briefen unterwegs gewesen waren, überfallen, der Kleidung beraubt und ihnen die Zöpfe abgeschnitten hätten. Die schauerlichsten Bilder wurden uns ausgemalt. Nach und nach trafen denn auch unsere Schutzgeister ein, bis an die Zähne bewaffnet. Dem Offizier schien ein Stein vom Herzen zu fallen, als er uns noch antraf. Sollte es wirklich nun Ernst werden?

Am 29. Januar mußten wir den halben Vormittag über erst wieder auf die Yaks warten. Hatte der Himmel auch schon vom frühen Morgen an ein trübes Gesicht gezeigt, so waren doch keine Niederschläge erfolgt. Sobald wir aber den Weitermarsch antraten, begann es wieder zu schneien, und je weiter der Tag vorschritt, desto heftiger wurde das Schneegestöber.

Unser Zug war diesmal ein riesig imposanter. Die starke Eskorte hatte für sich auch noch einen Schwanz von Trägern mitgebracht, sodaß wir eine stattliche Anzahl bewehrter Männer waren.

Trotzdem der Schnee ziemlich hoch lag, ging es doch rüstig vorwärts, nur hin und wieder mußte eine kleine Anhöhe überschritten werden.

Von den gefürchteten Räubern war nichts zu sehen. Immerhin mußte an der Sache, der wir ja in anbetracht unserer früheren Erfahrungen etwas skeptisch gegenüberstanden, doch wohl etwas Wahres sein, denn nicht nur die Einwohner aller Ortschaften, die wir passierten, nicht nur die Handwerker mit Axt und Säge, sondern sogar ein Lama, der uns begegnete, waren bewaffnet.

Nach 20 km mußten wir bereits in Toa mu lang Halt machen, da die nächste Station erst nach 50 km zu erreichen war. Außerdem mußten wir die Tiere wechseln. Ein einsam auf einer Waldblöße stehendes Gehöft war unser Quartier.

Die Häuser sahen sehr freundlich aus. Der untere Teil war aus Felsblöcken, welche mit Kalkweiß angestrichen waren, errichtet, auf

diesem erhob sich ein rotgestrichener Holzbau. Das alles gab in der Winterlandschaft ein reizendes Bild.

Ich stieg auf das Dach, um mir mit dem Glase die Gegend zu betrachten. Da entdeckte ich auf der Waldblöße drei Kraniche und holte mir sofort das Gewehr, um mich anzupürschen.



Tibetanische Landschaft mit Reisfeldern.

Es gelang mir auch, einen zu erlegen. Kaum hatte ich den Vogel abgebalgt, als die Tibetaner auch schon über den Braten herfielen.

Nach einer in gutem Quartier verbrachten Nacht erweckte uns am 30. Juni heller Sonnenschein. Der Schnee blendete uns daher sehr und mit Freuden begrüßten wir den dichten Tannenwald, der uns bald aufnahm. Die weißgeschmückten Zweige sahen prächtig aus, es war die herrlichste Winterlandschaft. Die weiße Hülle deckte mitleidig die Opfer zu, welche ein großer Waldbrand in den reichen Baumbeständen gefordert hatte.

Ein einzelnes kleines Tempelchen lag idyllisch mitten im Walde verborgen.

Von vorüberziehenden Tibetanern erfuhren wir, daß ihnen tags zuvor die Räuber ein Pferd und Maultier abgenommen hätten. Sie mußten im Laufe der Nacht an unserem Orte vorübergezogen sein. Zeling, der uns wieder einmal abhanden gekommen war, bestätigte diese Aussagen, als er wieder zu uns stieß. Er hatte die Nacht im Walde verbracht und hatte in der Frühe die Räuber getroffen. Seine Beschreibung derselben und ihre Zahl stimmte. Es waren aber groß-

mütige Räuber gewesen, sie hatten ihn wohl über woher und wohin ausgefragt, ihm aber nichts getan, ihm vielmehr etwas zu essen gegeben.

Das bisher breite Tal verengte sich, und sofort wurde der Weg wieder schlechter. Es gab wieder starke Steigungen, die im Schnee besonders schwierig zu überwinden waren, und schroffe Felspartieen rechts und links, die ein Verlassen des Weges unmöglich machten.

An einem Bache machten wir Rast und kochten ab. Nach einstündiger Ruhe zogen wir wieder durch das Dickicht weiter, welches die Berge bis dicht an die Straße bedeckte. Ein gewaltiger Höhenzug lag wie ein Riegel quer vor uns, ihn mußten wir noch überschreiten, um unser Tagesziel zu erreichen. Ein Pferd des Doktors klappte ganz zusammen und mußte erschossen werden. Es war körperlich völlig heruntergekommen und hatte zudem zahlreiche Druckstellen. Auf der Höhe des Kammes hatten wir eine überraschende Erscheinung. Hinter uns lag die Landschaft im tiefen Schnee fast vergraben, vor uns nach Süden herrschte lachender Frühling. Die Bäume und Sträucher prangten im frischesten Grün, die Kirsch-Bäume blühten. Hinab in den Frühling!

Bei einbrechender Dunkelheit erreichten wir ein neben einem wilden Gebirgsbache belegenes Dorf mit schmutzigen, dem Einstürzen nahen Häusern. Es war Loa ce wan, unser Nachtquartier.

Wir hatten mit dem Verlassen des Gebirgskammes den Tibetanern Lebewohl gesagt. Jetzt war die Bevölkerung wieder chinesisch, die Quartiere wurden aber wieder schlechter. Lehmboden trat an die Stelle des Holzfußbodens, enge Löcher an die Stelle der größeren Räume, Gerümpel und tiefer Schmutz an die Stelle einiger Reinlichkeit. In 9 Tagen hatten wir 305 km zurückgelegt und einen unfreiwilligen Ruhetag gehalten.



XV.

Von der tibetanischen Grenze über Talifu bis Yung shang fu.

Der letzte Tag des Januar führte uns hinab unter mit frischem Grün geschmückte Bäume. Auch die Schwalbe hatte sich bereits eingestellt.

Eine große Karawane mit Zucker und Wein zog an uns vorüber. Chinesen, mit einer Armbrust ausgerüstet, spazierten einher, um Vögel zu schießen. Sie zeigten uns unter ihrer Munition auch Pfeile mit vergifteter Spitze.

In einem am Ufer des King sha kiang (Yangtse) belegenen Dorfe, in La sa gu, blieben wir zur Nacht.

Die Soldaten hatten uns in guter Absicht beim Dorfältesten einquartiert, weil sie sagten, wir würden dann schneller Gepäcktiere für den nächsten Tag erhalten, und sie gaben uns den wohlmeinenden Rat, mit aller Energie auf die Gestellung derselben zu dringen, ohne auf Ausreden etwas zu geben. Sie hatten nur zu recht gehabt, der gute Mann wollte sich anfangs absolut zu nichts herbeilassen.

Auch mit unseren Einkäufen hatten wir unsere liebe Not: „Es gibt nichts! Es gibt hier garnichts!“ Das war die stereotype Antwort unseres Hausherrn. Unsere Diener, die schon seit einigen Tagen nicht mehr ihre vollen Portionen erhalten hatten, unternahmen aber eine Rekognoszierung und fanden auf dem Hausboden überreiche Proviantvorräte. Nun änderte sich die Situation. Als dann

auch die klingende Münze erschien, gab unser Wirt willig alles heraus, was wir brauchten. Unsere Diener holten nun das Versäumte nach und stopften sich den Magen ordentlich voll.

Der Oberlauf des Yangtse ist bei La sa gu etwa 300 m breit, nützt aber der Schiffahrt nichts, denn er ist zu flach und sandig und große Felsblöcke liegen in seinem Bette verstreut. Nicht er allein birgt Gold in sich. In der ganzen Gegend findet man an den Höhenzügen Schächte, die mit Brettern abgesteift sind. Sie sollen bis zu 500 m Länge haben und dazu dienen, Gold aus dem Gestein zu gewinnen. Die Beute wird dann im Flusse gewaschen. Sehr rentabel soll das Geschäft aber jetzt nicht mehr sein, vor 30 Jahren jedoch hatten die Eingeborenen reiche Erträge.

Am Morgen des 1. Februar verließ uns unsere Eskorte, da ja ihr Zweck erfüllt war. Die Räuber hatten uns kein Haar gekrümmt. Es wäre dies auch schade um meinen schönen Vollbart gewesen, den ich mir in den tibetanischen Bergen zugelegt hatte!

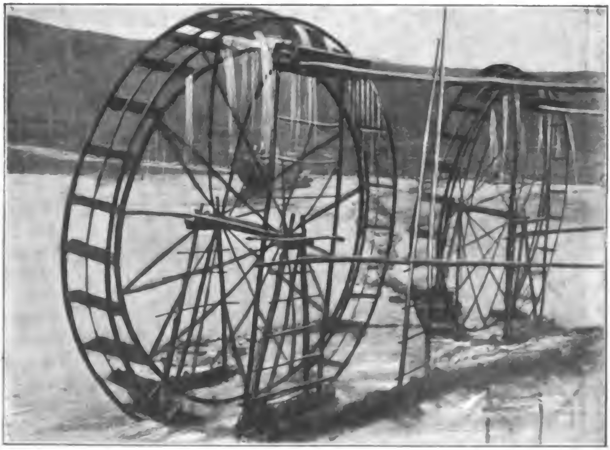
Nur drei Lasttiere wurden uns vorgeführt, das andere Gepäck sollte getragen werden, wie der Dorfälteste bestimmte. Das sagte uns aber garnicht zu, wir wären ja viel zu langsam vorwärts gekommen. Wir forderten daher noch weitere Tiere, aber nur zwei waren noch aufzutreiben, sodaß wirklich ein Teil unserer Bagage getragen werden mußte.

Wir setzten uns in südlicher Richtung in Marsch und kamen durch eine fruchtbare Gegend, in welcher eine Unzahl einzelner Gehöfte, neben mehreren kleinen Ortschaften aufgebaut, wie Spielzeug erschien. Ueberall auf den Feldern wurde Opium gebaut, die Mohnpflanzen waren bereits 5 cm hoch. Während Szechuan den Reis kultiviert, ist Yünnan das Land des Opiums.

Der Chinese versteht es hier, das Wasser sich für die Landwirtschaft nutzbar zu machen. Besonders verwertet er es zum Treiben von Mühlen.

Diese sind eigenartig konstruiert. Ein Baumstamm liegt wagerecht mit dem Schwerpunkte auf einem senkrechten Holzpfosten. An dem einen Ende befindet sich eine Aushöhlung mit

nach oben gerichteter Oeffnung, am anderen Ende ist ein als Stampfer dienender Holzpfosten senkrecht nach unten befestigt. Nun wird eine Rinne mit ihrer Mündung über der Aushöhlung angebracht, das Wasser läuft aus ihr in das Loch des wagerechten Stammes hinein, füllt es und bewirkt durch die Schwere, daß sich dieses Ende senkt, während das andere mit dem Stampfer sich



Wasserräder.

hebt. Das Wasser läuft alsdann aus der Höhlung ab und erleichtert diesen Hebelarm. Die Folge davon ist, daß der andere hinunter fällt. Der Stampfer, unter welchem ein trichterartiges Gefäß aufgestellt ist, stößt mit seiner ganzen Wucht in dieses hinein und zerkleinert das Korn. Zugleich fließt wieder Wasser aus der Rinne in das Loch am anderen Ende, dieses senkt sich wieder und so geht es ununterbrochen weiter. Niemand braucht dabei zu stehen, das Stampfwerk arbeitet selbsttätig weiter, solange es nicht an Wasser gebricht. Damit dieses nicht geschieht,

ist durch ein großes Wasserrad dafür gesorgt, daß ständig ein Zufluß in die Rinne stattfindet. Die Schaufeln des Rades werden wieder durch den Fluß, in welchem es aufgestellt ist, selbsttätig getrieben. Oft finden sich mehrere Rinnen nebeneinander, von denen jede ein Stampfwerk treibt.

Zahlreiche Mauleselkarawanen und noch mehr Träger benutzten unsere Strasse. Hin und wieder sind es noch Tibetaner, welche die Karawanen nach Talifu treiben. Die Chinesen sind allgemein mit Armbrüsten bewaffnet; fast keinem fehlte eine solche, mochte er nun auf dem Acker tätig sein oder die Straße passieren.

Am Dorfeingange von Mu pi wan nahmen uns die drei Aelterleute mit fast der ganzen Einwohnerschaft in Empfang. Alles machte Kotau. Wir teilten ihnen sofort mit, daß wir am anderen Morgen weiter zu reisen beabsichtigten und Packtiere brauchten. Diese Ankündigung war um so nötiger gewesen, als unsere alten Treiber und Träger sich nachher sofort aus dem Staube machten, sobald das Gepäck niedergelegt worden war, wohl fürchtend, wir würden sie, wenn es erforderlich wäre, zwingen, uns weiter zu begleiten.

Unser Quartier war leidlich, nur konnten wir ebenfalls wieder erst unter Aufbietung aller Energie etwas zu essen bekommen. Schließlich gaben die Leutchen uns sogar noch Pferdefutter heraus.

Am 2. Februar mußten wir wider Willen einen Ruhetag machen. Man mochte wirklich vor Aerger aus der Haut fahren, wenn man die gleichgültige Bosheit der Bande sah und nirgends das geringste Entgegenkommen fand. Wenn wir nicht zu Mitteln gegriffen hätten, die nach unseren heimatlichen Begriffen unerlaubt sind, ich glaube, wir säßen noch jetzt in irgend einem weltvergessenen chinesischen Dörfchen fest.

Bis 10 Uhr warteten wir vergeblich auf Lasttiere, auch keiner der Dorfältesten ließ sich blicken. Da gingen wir nun selbst auf die Suche nach Tieren, natürlich bewaffnet und hatten sogar mit Explosionsstoff übermäßig geladen. Von Hof zu Hof gingen wir

und schleppten glücklich 7 Tiere zusammen. Wir achteten nicht auf die Einwendungen der Besitzer, daß sie keine Tiere zu stellen brauchten, erreichten aber auf friedlichem Wege durch dargebotenes Geld auch nicht unseren Zweck, denn die Leute weigerten sich, das Geld zu nehmen. Tiere hatten wir glücklich und brachten sie auf dem Hofe unseres Quartiers in Gewahrsam, aber es fehlten die Packsättel. Niemand wollte einen solchen besitzen. Es war zum Auswachsen. Als nachmittags die Besitzer der Tiere kamen, sie zu füttern, erklärten wir, daß wir am anderen Morgen auch ohne Packsättel sie beladen würden, wenn sie diese nicht herbeibrächten.

Am Nachmittage, den wir natürlich zwecks Bewachung der requirierten Lasttiere im Hause zubrachten, hatten wir ein seltsames Schauspiel. Der Vater unseres Wirtes legte sich mitten auf den Hof und betete die Sonne an, laut sprechend und dabei gestikulierend. Er fand gar kein Ende und mußte schließlich von einem seiner Angehörigen gewaltsam fortgebracht werden. Der Mann war sicherlich nicht ganz normal und war auch körperlich sehr gebrechlich.

Am 3. Februar sollte nun der Tanz mit den Besitzern der beschlagnahmten Tiere beginnen und er begann wirklich. Die Leute kamen am Morgen und fütterten sie, brachten aber Sättel nicht mit. Wir führten nunmehr aus, was wir ihnen tags zuvor in Aussicht gestellt hatten, und beluden die Tiere ohne Sättel. Noch nicht fünf Minuten waren vergangen, da war das angeblich nicht Vorhandene zur Stelle. Als alles Gepäck verladen war, rückten die Leutchen alle wieder aus, damit wir keine Treiber haben sollten. Das kümmerte uns wenig. Wir koppelten immer je zwei Tiere hintereinander, führten sie dann selbst und los ging die Reise.

Wir mußten den King sha kiang auf einer Fähre überschreiten und hatten die Genugtuung, am jenseitigen Ufer die Besitzer der Tiere bereits vorzufinden. Sie mochten doch wohl zur Einsicht gekommen sein, daß es zweckdienlicher wäre, wenn sie uns begleiteten und bei ihrem Eigentum blieben.

Bald verschwand der Goldfluß hinter den Bergen. Wir sahen ihn, den alten Yangtse, nun zum letzten Male. In südlicher Richtung ging es vorwärts in einer Höhe von 8000 Fuß. Wie wohl fühlten wir uns, als wir von keiner Atemnot mehr geplagt wurden!

Der Weg war miserabel. Auf Kosten desselben sorgten die Chinesen für üppig grünende Felder. Sie benutzten die Wege nämlich als Leitrohr oder Kanal zum Berieseln des Ackerlandes. Daher waren tiefe Löcher nicht selten und Schlamm bedeckte fußhoch die Straße. Wir mußten absteigen, um nicht Gefahr zu laufen, mit den Pferden in ein Loch zu stürzen, gingen zu Fuße, den Schmutz messend, und sahen lieblich aus, als wir unser Quartier erreichten.



Unsere Karawanenleute.

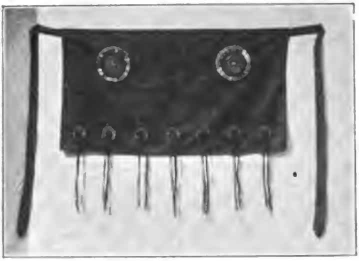
Wir sahen unterwegs eine Menge Leute mit eigenartiger Vorrichtung, Lasten zu tragen, Männer und Frauen. Sie tragen im Genick ein Tragebrett, welches mit einem Ausschnitte um den Hals paßte und auf den Schultern einen Stützpunkt fand. Durch dieses Brett ging an beiden Seiten ein Strick, welcher die auf dem Rücken ruhende Last umschlang. Das vordere Ende des Strickes legten die Leute vor die Stirn, sodaß diese eigentlich die Last zu halten hatte.

Auch eine neue Art, die Wasserkraft zum Mahlen von Korn zu verwenden, lernten wir kennen.

Ein Rad mit langer Welle wurde in Bewegung gesetzt. An den Enden der Welle war je ein Doppelhebel angebracht, der die Umdrehung der Welle mitmachte und bei jeder solcher auf einen Stampfer stieß, welcher das Korn in einem Gefäße zerkleinerte.

Frauen und Mädchen trugen hier in Yünnan einen sonderbaren Putz. Auf einem viereckigen Tuche ist oben ziemlich in beiden Ecken je ein großer gestickter Kreis angebracht, Sonne und Mond darstellend. Wird das Tuch umgebunden, so sitzen diese Sinnbilder in der Höhe der Schultern auf den Oberarmen. Hinten auf dem Tuche an dem unteren Saume befinden sich sieben kleine Kreise, welche die Sterne versinnbildlichen sollen. Von jedem Stern hängt ein schwarzer Tuchstreifen vom Rücken herab.

Es war bereits dunkel, als wir unser Tagesziel Guan tschang erreichten. Unsere mißvergnügten Treiber wollten vor der Tür unseres Quartiers abladen, um schleunigst verduften zu können. Sie hatten sich aber geirrt. Wir hatten nicht Lust, nochmals auf neue Tiere hier zu warten, und zwangen sie, im Hofe abzuladen, dort zu bleiben und uns noch einen Tagesmarsch weiter zu begleiten. Das Tor wurde geschlossen, ihren Tieren ließen wir Futter geben und die Leute selbst erhielten ihren Reis als Balsam auf das wunde Herz. Wir übernachteten auf einem Heuboden.



Rückenschmuck der Frauen in Yünnan.

Ohne weitere Auseinandersetzungen beluden die Leute am Morgen des 4. Februar ihre Tiere, das Tor wurde geöffnet und lautlos begann das Tagewerk.

In der Nacht hatte es gefroren und infolgedessen war auf dem beeisten Wege nur langsam vorwärts zu kommen. Die mit Korn und Mohn bestellten Aecker wurden immer breiter, die Höhenzüge traten an beiden Seiten mehr zurück. Inmitten des Tales führte unser Weg über holperiges Steingeröll hinweg. Niederlassung reihte sich an Niederlassung.

Große Scharen von Kranichen und Enten, Wildenten und gelben Feldenten, tummelten sich an und auf einem kleinen Flüßchen. Ich schoß fünf Enten und versorgte dadurch unsere Speisekammer mit frischem Fleische. Seit der Chengtu-Ebene sahen wir auch zum ersten Male wieder Wasserbüffel.

Zuweilen bemerkten wir Baulichkeiten, die unseren Dorfbacköfen glichen. Es waren Gräber, ganz verschieden angelegt von denen in Nordchina. Dort waren es einfache runde Kegel, ohne irgend welche Kennzeichen, sobald es nicht die Ruhestätte einer Person von Stande war, hier stand der Sarg über der Erde und war rings ummauert. Vorn war die Rundung abgeplattet und in einer Nische eine Steinplatte angebracht, auf welcher der Name und die Herkunft des Bestatteten nebst anderen Familienaufzeichnungen zu lesen waren.



Gräber in Yünnan.

Gegen Mittag sahen wir die Mauern von Djen tschuan tscho vor uns liegen. Der Ort ist sehr groß, aber ebenso unsauber wie die nordchinesischen Städte. Anscheinend wurde nur unbedeutender Handel getrieben.

Wir fanden nur schwer ein Unterkommen, alle Herbergen waren überfüllt.

Bei unserem Einzuge in die Stadt waren wir Zeugen einer Prozession. An einer etwa sieben Meter hohen Stange saß auf einem Brette ein prachtvoll aufgeputzter Knabe. Damit er nicht herabfallen konnte, waren ihm die Beine an der Stange fest-

gebunden. Eine beträchtliche Zahl von Fahnenträgern folgte ihm. Die Fahnen hatten die verschiedensten Formen und Farben, waren aus Seide und zum Teil sehr schön, andernteils aber auch zerlumpt. Dann schloß sich hinter einer Schar bewaffneter Soldaten im Festgewande eine Menge Publikum, ebenfalls wieder von Fahnenträgern geführt, an. Zwanzig Soldaten schlossen den Zug, der sich mit ziemlicher Geschwindigkeit durch die Straßen bewegte. Die Bedeutung des Aufzuges war wohl in der Feier des Frühlingsfestes zu suchen: Frühlingsanfang, eine Vorfeier des Neujahrsfestes!

Aus demselben Grunde war das Yamen prunkvoll geschmückt. Als wir am Nachmittage dem Mandarin unsere Aufwartung machten, fanden wir vor seiner Tür einen lebensgroßen Ochsen aus Lehm, daneben einen Mann aus demselben Material geformt, dem grimmige Gesichtszüge aufgemalt waren. Ein seltsamer Festschmuck! Die Fahne und die Ehrenschirme, welche an jedem Yameneingange zu finden sind, waren erneuert. Ueberall sah man grüne Zweige und Reisig.

Unsere Treiber entließen wir und zahlten ihnen so reichlich, daß sie hoch erfreut waren und sich vor uns auf die Kniee warfen. Wir sagten ihnen, sie möchten für die Zukunft, wenn wieder Fremde zu ihnen kämen, diesen gefälliger sein und ruhig sie begleiten, sie würden stets so gut bezahlt werden. Hoffentlich hat diese Ermahnung auch genützt!

Einen Spaß möchte ich noch erwähnen, der uns durch einen unserer Begleitsoldaten aus Atundze bereitet wurde. Der arme Kerl hatte nur eine sehr dünne Kniehose an und fror immer ganz entsetzlich. Deshalb schenkte ihm der Doktor eine Unterhose. Anstatt nun beide Beinkleider anzulegen und sich so gegen die Kälte zu schützen, wie es doch eigentlich bezweckt war, legte der Mann die Kniehose fein säuberlich in seinen Ranzen und stolzierte in des Doktors Unterbeinkleid einher. Der Mensch sah wirklich lächerlich aus.

Die waltende Hand des Mandarin zeigte sich an diesem Orte dadurch, daß am Morgen des 5. Februar unsere neuen Lasttiere

schon vor der Zeit vor unserer Tür bereit standen. Andererseits machten wir aber mal wieder die Wahrnehmung, daß die Mandarindiener überall die gleichen Betrüger sind. Als wir mit den Karawanenleuten den Preis für die gemieteten Tiere besprachen und ihnen erklärten, pro Tier auf drei Tage 1,20 Taels zu geben, zeigten sie sich außerordentlich erstaunt und baten uns, ihnen persönlich das Geld auszuzahlen und es ihnen nicht durch den Mandarindiener zukommen zu lassen, da dieser ihnen gesagt hätte, wir zahlten nur 0,90 Taels. Wir hatten keine Veranlassung, dem Diener die Tasche zu füllen, und willfahrteten daher gern den Bitten der Leute, uns fest vornehmend, in der Folge immer so zu verfahren.

Der Verkehr auf der Straße, welche wir benutzten, war außerordentlich lebhaft. Zahllose Lastenträger, noch viel mehr Weiber, die die schwersten Lasten beförderten, gingen hierhin und dorthin, viele Karawanen kamen aus Talifu uns entgegen oder zogen nach dieser Stadt hin. Die Leittiere waren recht hübsch aufgeputzt, ihre Köpfe trugen als Schmuck eine Menge von Pelzschwänzen von Füchsen oder dem fliegenden Hund und silberne Ringe oder Kugeln. Glocken vom hellsten bis zum tiefsten Tone hingen an ihrem Geschirr.

Mit brennenden Laternen suchten wir gegen Abend unser Quartier auf und erfuhren, daß der Hauptmann Dietz nur wenige Kilometer weiter in einem Orte lag. Was wir ihm vorausgesagt hatten, war also eingetroffen, er war auf dem von ihm gewählten Wege nicht nach Bhamo gelangt und mußte wieder nach unserer Straße herankommen.

Unsere Diener waren wieder einmal von abergläubischer Furcht beseelt. Sie warnten uns vor dem Genusse von Eiern in diesem Orte, da uns sonst Finger und Hände abfallen würden.

Niu gei hieß dieser schreckliche Ort.

Schon um 5 Uhr früh wollten wir am 6. Februar wieder aufbrechen, um den Hauptmann Dietz einzuholen und zu überraschen. Es wurde aber 7½ Uhr, ehe wir in den Sattel steigen

konnten, und das lag daran, daß jetzt wieder nach chinesischer Sitte die Bagage verladen wurde. Jedes einzelne Stück wurde mit einer Anzahl von Stricken festgeschnürt, anstatt einfach vermittels einer Schlinge am Packsattel befestigt zu werden.

Die Straße war verhältnismäßig gut im Stande und so kamen wir flott vorwärts. Der Hauptmann hatte keine Ahnung von unserer Nähe, und infolgedessen gelang unser Ueberfall, wie wir es erhofft hatten, vollkommen, und große Freude herrschte ob unseres Wiedersehens.


Unsere Karawane in Yünnan.

Bei einbrechender Dunkelheit rückten wir in Schan guan ein und hatten damit die Nordspitze des Talifu-Sees erreicht. Wir hatten den Plan, die Nacht zu einer Fahrt über denselben nach Talifu zu benutzen und setzten uns sofort mit Bootsleuten in Verbindung. Diese erklärten, sie würden, sobald der Wind, der uns gerade entgegenbliese, umspringen würde, bereit sein, uns zu fahren; aber der Wind steigerte sich und wuchs sogar zum Orkan an, ohne unserem Wunsche, sich zu drehen, nachzukommen. Auch der aufgehende Mond änderte nichts daran. Wir mußten auf unsere Wasserfahrt deshalb ganz verzichten und legten uns schlafen.

Schan guan machte, wie alle die Ortschaften in dieser Gegend, einen äußerst traurigen Eindruck. Ganze Straßen lagen in Trümmern, die Häuser waren während des Muhamedaneraufstandes zerstört, nicht wieder aufgebaut und auf dem Schutte wucherten Dornen und Agaven. Von Handel und Wandel sah man keine Spur, es herrschte die bitterste Armut.

Am 7. Februar schlugen wir, auf die Bootsfahrt verzichtend,

unsere Marschrichtung auf Talifu ein, um diese Stadt zu erreichen. Am Westufer des mächtigen Sees entlang kamen wir durch eine sehr fruchtbare Gegend. Opium, Korn und stellenweise auch Reisfelder standen in üppiger Fülle. Unzählige Ortschaften lagen am Wege und rings sichtbar zerstreut. Von drei zu drei Kilometern standen an der Straße die Ruinen von Wachthäusern.



Pagode.

Eine riesige Menge gelber Enten und Kraniche in großer Zahl erfüllten die Luft mit ihrem Geschrei. Fünf Enten spedierte ich in unsere Speisekammer, aber leider sollten wir sie nicht alle genießen, die Sonne war schon zu heiß und nach zwei Tagen war das Wild ungenießbar geworden.

Wir stolperten auf der zwar gepflasterten, aber niemals ausgebesserten, holperigen Straße dahin, als am Horizonte eine mächtige Pagode auftauchte und uns unser Ziel verkündete.

Ehe wir Talifu erreichten, mußten wir ein gewaltiges Gräberfeld passieren, welches die Stadt rings umgibt und ebenfalls ein Andenken an den Muhamedaneraufstand ist.

Die Stadt selbst konnten wir erst erkennen, als wir dicht vor ihrer Ringmauer standen, denn eine Anzahl kleiner Vororte entzog sie unseren Blicken. Sie machte einen ebenso trostlosen Eindruck, wie alle die zerstörten, verfallenen kleinen Ortschaften rings

umher, die wir schon kennen gelernt hatten. Nicht ein einziger europäischer Artikel war zu haben, der Handel lag ebenso darnieder, wie die Häuser der Stadt verfallen waren; nicht einmal Zigarren konnten wir bekommen, die wir so gern gekauft hätten, um unsere Rauchbegierde zu stillen. Wir hatten gehofft, eine Stadt zu finden, wie es gewöhnlich die größeren Städte Chinas sind, waren



Strassenbild.

aber so arg enttäuscht, daß wir beschlossen, uns durch die gute Herberge nicht fesseln zu lassen, sondern sofort aufzubrechen, sobald unsere Sachen die notwendige Ausbesserung erfahren haben würden.

Am 8. Februar mußten wir deshalb freilich in Talifu bleiben.

Wir machten zunächst den beiden Mandarinen einen Besuch. Beide waren Zivilbeamte. Der eine war erst vor wenigen Tagen aus Peking in sein neues Amt gekommen und war ein sehr lebhafter Herr. Er sollte wohl die Schwäche seines Kollegen ersetzen, der sich durch Opiumrauchen völlig zum Wrack gemacht hatte, an chronischem Kopfweh litt und von uns Medizin gegen das Opiumrauchen erbat.

Der Militärmandarin schien ein sehr wohlhabender Mann zu sein. Wie seine Wohnungseinrichtung andeutete, mußte er viel mit Europäern verkehrt haben. Die Stühle und sonstigen Sitzgelegenheiten waren mit Wolfsfellen belegt, überall herrschte die peinlichste Sauberkeit.

Der Herr war auf deutsche Reisende nicht gut zu sprechen. Er hatte nicht nur von jenem Herrn, der uns durch sein Verhalten in Nordchina schon so viele Unannehmlichkeiten bereitet hatte, gehört, sondern hatte auch mit einem anderen Deutschen, welcher vor Jahresfrist eine Radtour um die Welt gemacht und Talifu berührt hatte, üble Erfahrungen gemacht, indem auch dieser Herr nirgends einen Pfennig bezahlt hatte. Von diesem hörten wir später noch öfter erzählen.

Der Mandarin sagte uns, wenn noch öfter deutsche Herren, ohne Zahlungen zu leisten, durch China reisen würden, dann müßte die chinesische Regierung in Deutschland bekannt machen lassen, daß es auch in China üblich wäre, zu zahlen. Der Mann hatte vollkommen recht, und wir konnten nur schweigen. Nur wer unter solchen Mißständen, welche liebe Landsleute heraufbeschworen haben, zu leiden hatte, wie wir, kann sich eine rechte Vorstellung von der peinlichen Situation machen. Hoffentlich haben wir mit unserer prompten Bezahlung überall das wieder gut gemacht, was andere gesündigt hatten, da die Herren Chinesen sehen mußten, daß auch bei den Deutschen das Nichtbezahlen nur individuelle Sitte Einzelner ist.

Nach wochenlanger Unterbrechung erreichten wir in Talifu zuerst wieder den Telegraphen. Seit drei Tagen hatten wir bereits den uns gewährten Urlaub überschritten und benutzten nun die Gelegenheit, telegraphisch Nachurlaub zu erbitten. Diese Depesche ist zwar in Deutschland angekommen, aber sie war denen, die sie erhielten, ein Rätsel. Das ist kein Wunder, denn viermal mußte auf chinesischem Gebiete das Telegramm, wenn auf einer Station angelangt, neu aufgesetzt und weiter gegeben werden. Keiner der Beamten war der fremden Sprache mächtig. Da kann natürlich nichts Genaues herauskommen, und so war das Resultat auch ein

völlig unverständliches Telegramm, welches hier einging. Neun Worte kosteten fast 60 Mark.

Bald nach 7 Uhr früh verließen wir am 9. Februar Talifu zum Südtore hinaus. Nachdem wir lange Zeit wieder durch das unendliche Gräbermeer dahingezogen waren, immer am Talifusee entlang, kamen wir in ein von westlich gelegenen kahlen Bergen terassenförmig zum See abfallendes Gelände mit zahlreichen Ortschaften und kleinen Ansiedelungen, deren ärmliche, neuerbaute Häuser sich kaum von den Ruinen aus der Zeit des Muhamedaneraufstandes unterschieden. Auf der geradezu schauderhaften Straße, deren Pflaster überall große und tiefe Löcher aufwies, herrschte ein lebhafter Karawanenverkehr. Diese Straße verbindet Indien mit der Hauptstadt der Provinz Yünnan.

Nach nicht langer Zeit gelangten wir an das Südende des Talifusees und nach der Stadt Chia guan, welche auf einem ziemlich erheblich von Norden nach Süden abfallenden Gelände belegen und von einer Mauer umgürtet ist. Sie spiegelt sich nicht unmittelbar in den Wassern des Sees, ist aber durch einen mitten durch sie fließenden Wasserlauf mit demselben verbunden, sodaß die Boote innerhalb ihrer Mauern anlegen können. Der Wasserverkehr war sehr lebhaft.

Wir hielten uns in Chia guan selbst nicht auf, machten aber am Südausgange eine kurze Rast, um dann nach Westen abzubiegen und wieder in die Gebirge zu steigen, welche in jähem Wechsel plötzlich von beiden Seiten sich wieder eng zusammenschlossen.

An einem reißenden Flusse mit kristallklarem Wasser zogen wir entlang. Am jenseitigen Ufer desselben lief eine Verlängerung der Stadtmauer bis zum Gebirgszuge heran, eine hohe Verteidigungsmauer, welche in einer kleinen burgartigen Befestigung da endete, wo die Berge sich fast zusammenschmiegten. Durch ein breites Tor, welches zwischen dem Flusse und der steilen Berglehne eingeklemmt war, gelangten wir in ein enges Tal. Steil erhoben sich auf beiden Seiten die dürftig bewaldeten Gebirgszüge.

Wir schätzten uns glücklich, daß wir nicht nötig hatten, über den Fluß zu setzen, denn eine neue Art von Brücke, die wenig Vertrauen erweckte, vermittelte hier den Verkehr. Sie war nur aus Schlinggewächsen hergestellt und lediglich für einzelne Menschen passierbar, die langsam und vorsichtig sich bewegen mußten, um nicht ins Wasser zu stürzen.

Es dunkelte bereits stark und noch war von unserem Quartier nichts zu sehen. Plötzlich erhob sich am Ende unserer Karawane der Ruf „leang! leang!" (d. h. Wolf), zu uns nach vorn, wo wir ritten, sich fortpflanzend. Im selben Augenblicke rannte auch schon mit gewaltiger Eile unmittelbar neben uns ein Tier vorüber und verschwand ebenso schnell wieder. Ob es wirklich ein Wolf oder vielleicht ein Fuchs gewesen war, keiner hatte es genau sehen können.



Pekinghund.

Endlich erreichten wir Ho dien pu, einen langgestreckten Ort, wo wir in einer noch im Bau begriffenen und deshalb recht primitiven Herberge übernachteten.

Man hätte glauben können, die Steine im Wege wären besonders zusammengeschleppt worden, um denselben so ungangbar wie möglich zu machen, als wir am 10. Februar weiterzogen. Von den Bergen herabfließende Gewässer hatten die Straße so ausgespült, daß nur noch die Steine übrig geblieben waren, und über diese hinweg mußten wir bei so brennender Sonnenglut, daß wir es uns so leicht wie nur möglich machten, um nicht vor Ermattung liegen zu bleiben. Es war ein sehr strapaziöser Marsch. Meine beiden Pekinghunde, welche ich in Ta tien lu gekauft hatte, hatten der großen Kälte,

die wir in den tibetanischen Bergen erlitten hatten, standgehalten; jetzt aber konnten sie wunderbarerweise die ihnen sonst so bekömmliche Hitze nicht vertragen und gingen ein. Ich bedauerte es lebhaft, sie nicht mit nach Deutschland bringen zu können.

Sogleich nach unserer Ankunft in Yang bi stellte sich der Mandarin ein, um zu fragen, ob wir irgendwelche Wünsche hätten. Er war sehr erfreut, als er erfuhr, daß wir alles bar bezahlten, nur äußerte sich sein Vergnügen in einer eigenartigen Weise. Er verlangte nämlich von uns, wir sollten noch vier Taels bezahlen, welche jener deutsche Herr schuldig geblieben war, der englische Konsul in Teng-jue (Momein) hätte auch schon sechs Taels dazu hergegeben. Wahrscheinlich forderte er von jedem Reisenden a conto des Vorfalls eine Summe zur Tilgung der Schuld und ließ sie sich so doppelt und dreifach bezahlen. Wären wir von Indien gekommen und hätten nicht die chinesischen Manöver so genau gekannt, dann würden wir vielleicht ins Portemonnaie gestiegen sein, so aber ließen wir uns nicht prellen.

Wie der Mandarin, dachte auch unser Herbergswirt, indem er doppelte Preise verlangte, damit der Verlust, welchen unser Landsmann ihm verursacht hatte, wieder ausgeglichen würde. Auch darauf ließen wir uns nicht ein.

Wir befanden uns wieder in der großartigsten Gebirgsscenerie, nur nicht in solchen Höhen wie in Tibet. Die steilen Bergrücken trugen dichten Wald, der würzige Düfte ausströmte, und zerklüftete Abhänge mit zum Teil verwitterten Gestein gaben der Landschaft etwas Malerisches.

Am 11. Februar überschritten wir wieder eine Höhe von 9200 Fuß bei einer Steigung von über 3000 und einer Neigung bis auf 7400 Fuß herunter. Von Lao tei ping pu, wo wir eine erbärmliche Herberge hatten, konnten wir wieder einmal einen ungeheuren Waldbrand beobachten. Mit Windeseile kletterten die Flammen die Bergrücken empor und beleuchteten weithin Berge und Täler. Ein schauerlich schöner Anblick war es.

Unser Weg führte uns am 12. Februar durch ein wahres

Labyrinth von Bergen und Schluchten. Gewaltige Steinmassen türmten sich in die Höhe, schwindelnde Tiefen gähnten uns zwischen ihnen entgegen. Dichter Wald umrahmte die Felsgruppen, und ein stürzender Gebirgsbach rauschte über Steinblöcke dahin. Auf einer Hängebrücke mußten wir ihn überschreiten. Die Sonne brannte heiß hernieder, und aufatmend begrüßten wir einen wohltätigen Regen, der am Nachmittage einsetzte und die Temperatur sinken ließ. Unser Weg war außerordentlich beschwerlich, steil, im Zickzack laufend und holprig. Fortwährend mußten steile Felsblöcke oder klaffende Tiefen umgangen werden.

Sehr ermüdet legten wir uns in Bei tu pu zur Ruhe nieder. Wir bedurften derselben auch umsomehr, als wir am folgenden Tage, dem 13. Februar, eine kolossale Marschleistung bewältigen wollten.

Der Doktor war vorausgeritten, um Quartier zu machen, damit wir sofort alle den Verhältnissen nach möglichen Bequemlichkeiten vorfinden könnten, wenn wir einträfen.

Mein Pony hatte eine Druckstelle und konnte von mir nicht benutzt werden. Das unvernünftige Tier wälzte sich immer, sobald die Wunde ausgewaschen war, sogleich umher, bis die Decke abgeworfen war. Infolgedessen kam sofort wieder Staub und Schmutz in die Wunde, sodaß sie eiterte.

Ich ritt ein Maultier und hatte meinen Aerger mit diesem Vieh. Es reagierte einfach auf Zügellenkung nicht und hatte seinen Kopf für sich, ging hin, wohin es ihm beliebte, und ließ mich, seinen Lenker, völlig im Stiche. Dazu kam noch, daß mein Sattel dem Tier nicht paßte und ihm fortwährend auf den Hals rutschte. Diesem Beispiele folgte schließlich auch der Bauchgurt, und die Folge dieses Scheuerns waren arge Wunden, die leicht eine Blutvergiftung herbeiführen konnten. Auf solche Weise war uns bereits ein Tier unterwegs eingegangen.

Mitunter flog auch auf dem steinigen Wege ein Hufeisen ab. Hatten die Karawanenleute auch Ersatz und alles, was zum Beschlagen nötig war, bei sich, so waren sie doch durchaus keine geschickten Hufschmiede. Oft saß erst der fünfte Nagel an der

richtigen Stelle. So waren die Tiere oft vernagelt und lahmten dann recht sehr.

Am Spätnachmittage mußten wir noch einen Paß überschreiten. Es dunkelte bereits bedeutend, wodurch das Unternehmen recht gefährlich wurde. Alles ging zu Fuße, sonst hätte man die besten Chancen gehabt, in die Tiefe zu stürzen und sich die Knochen zu zerschlagen. Man hatte schon als Fußgänger Mühe, sich zurecht zu finden.

Am Passe überholten wir den Mafu des Doktors, dessen Pferd wieder einmal an Herzschwäche litt. Der Mann kam mit demselben auch nicht mehr ins Quartier und mußte draußen kampieren.

Gegen 8 Uhr abends erst erreichten wir Ta choa, wo der Doktor uns empfing, ohne uns aber eigentlich noch erwartet zu haben.

Wir schliefen den Schlaf des Gerechten.

Am 14. Februar war unser Marsch kein besserer. Bergauf, bergab ging es auf steilen Pfaden ohne Unterbrechung. Am Nachmittage kamen wir an einen ca. 60 Meter breiten Fluß, welcher sich quer vor unsere Straße legte, sodaß wir nach links ausbiegen mußten. Eng von Felsen eingeschlossen, auf deren einer Spitze ein Tempel die Strahlen der sich neigenden Sonne reflektierte, rauschte er dahin. Auf einer neuerbauten Hängebrücke mußten wir ihn dann überschreiten und zwar einzeln, weil die Schwankungen sonst zu groß gewesen wären. Während der Dunkelheit hörte hier die Passage auf. Der Zutritt zur Brücke war gesperrt, und eine Brückenwache ließ niemand mehr aus dem Vorhofe auf den schwankenden Bau hinauf.

Wir beeilten uns nach Möglichkeit, die Brücke zu überschreiten, brauchten aber doch geraume Zeit und unterließen daher zum großen Entsetzen unserer Leute das Abkochen. Den Pferden gaben wir zur Kräftigung rohen Zucker. Dann ging es eine so steile Höhe hinauf, daß die Pferde auf den Steinen fortwährend ausrutschten, und wir lieber abstiegen.

Die Kulis, welche wir in diesen Gegenden sahen, waren vielfach an Armen und Beinen tätowiert. In Nordchina ist dies nicht

üblich. Einige Chinesen ließen sich von deutschen Soldaten dort tätowieren, hatten aber, wie man später hörte, sich die Malerei wieder herausschneiden lassen.

In Sue sei blieben wir zur Nacht und verspeisten am Abend ein paar Hühner, welche zu kaufen wir Gelegenheit gefunden hatten. Hier wurden dieselben nach dem Gewichte bezahlt.

Am 15. Februar brachen wir schon bald nach 6 Uhr früh auf, weil wir Yung shang fu erreichen wollten. Zuerst mußten wir noch eine Strecke im Gebirge umherklettern, kamen aber dann auf eine mit zahllosen Ortschaften besäte Hochebene, in deren Mitte unser Tagesziel lag. Es wurde Reis- und Opiumbau dort betrieben.

Yung shang fu ist eine größere Stadt, trutzhaft mit einer hohen und starken Mauer umgürtet. Handel und Wandel schienen in hoher Blüte zu stehen, alles war hübscher und reinlicher als sonst in den Städten Yünnans, die wir auf unserer Reise gesehen hatten.

Da die Vorfeier des chinesischen Neujahrstages stattfand, präsentierte sich uns die Stadt besonders gut. Die Straßen waren mit Tannenbäumen festlich geschmückt, die Türen der Häuser neu beklebt und mit Sprüchen und Götzenbildern verziert.

War der Eindruck ein guter, so war die Aufnahme desto schlechter. Des Neujahrsfestes wegen waren alle Herbergen überfüllt. Wir zogen von einer zur andern und mußten schließlich die Hülfe des Fu tei in Anspruch nehmen. Der Beamte nahm sich unser allerdings bereitwilligst an, konnte uns aber auch nicht viel helfen. Er beauftragte einen Diener, für uns in der Herberge „Fu shan dien" Quartier zu machen. Was fanden wir aber? Einen Raum, der von Stroh und Gerümpel vollgepfropft und für einen Stall zu schlecht war. Uns ärgerte die Unverschämtheit des Herbergswirts, uns in ein solches Zimmer zu führen, und als er, überhaupt mit unserer Einlagerung unzufrieden, grob wurde, machten wir kurzen Prozeß und revidierten die übrigen 20 Gastzimmer. Alle waren besetzt. Einzelne Reisende hatten aber zwei Zimmer zu ihrer Verfügung, und so quartierten wir uns einfach bei solchen als Teilhaber ein. Mein Stubengenosse war kein

freundlicher Mann. Er behauptete, vom englischen Konsul in Teng jüe entsandt worden zu sein, um Geld abzuwiegen, eine Erklärung, die sich später als erlogen herausstellte, als wir mit dem Konsul zusammentrafen, und die mich zudem völlig kalt ließ und mich auch durchaus nicht aus seinen Zimmern verscheuchte, wie er wohl gehofft hatte. Ich erklärte ihm, daß er meinethalben die ganze Nacht hindurch Geld abwiegen könnte, ich würde mich nicht stören lassen. Aber dennoch befreite ich ihn schließlich von meiner Gegenwart und suchte mir ein Schlafplätzchen in der Empfangshalle, welche zwar an einer Seite offen war, aber bei der nicht kalten Luft größere Annehmlichkeiten bot. Der Mann hatte nämlich abscheuliche Gewohnheiten, die mir den Aufenthalt im Zimmer unerträglich machten; er rauchte fortwährend seine Wasserpfeife und spukte so reichlich dabei auf die Erde, daß ich Gefahr lief, auszurutschen und hinzuschlagen.



Chinesinnen.

Den Distriktsmandarin trafen wir in recht festtäglicher Verfassung. Er hatte sich die Nase gründlich begossen und stand im Begriffe, so in den Tempel zu gehen, wo er sein Gebet verrichten mußte. Wir verließen ihn deshalb sehr bald wieder. Am Abend sandte er uns zwei Enten und eine Rehkeule.

Wir machten dann Einkäufe und erstanden frisches Fleisch und Lichte. In den Straßen wurden große, runde Reisballen, welche bunt gefärbt und mit allen möglichen Bildern verziert waren, feilgeboten. Kanonenschläge und Feuerwerk aller Art wurde in der Stadt ab-

gebrannt, sodaß es oft knatterte, als ob eine Schlacht im besten Gange wäre. Mit unglaublichem Leichtsinne gehen die Chinesen mit ihrem sehr beliebten Feuerwerke um, und oft entsteht durch ihre Unvorsichtigkeit das größte Unglück. Das Abfeuern von Bombenschlägen ist aber notwendig, denn es vertreibt die bösen Geister und Dämonen, welche in der Neujahrsnacht die Häuser umlagern.

Das Neujahrsfest ist das wichtigste aller chinesischen Feiertage. Es besteht aus einer Anzahl von Ruhetagen, es finden keine Gerichtssitzungen statt, und selbst die Beamten feiern. Die Neujahrsnacht muß wachend zugebracht werden, und jeder muß seine Schulden vor Beginn des neuen Jahres begleichen, sonst hat der Gläubiger das Recht, den Schuldner mit sich zu nehmen, und dann haben die bösen Geister Einlaß in das Haus. Deshalb bezahlt jeder vorher prompt, was er schuldig ist. Am ersten Neujahrstage trägt alles festliche Kleidung und macht die üblichen Neujahrsbesuche. Besonders wimmeln die Straßen am zweiten Neujahrstage von Menschen, denn dieser Tag ist vornehmlich den Visiten gewidmet. Jeder schleppt dabei ein dickes Bündel roter Visitenkarten mit sich herum, die er überall bei Verwandten und Bekannten abgibt. Unterbeamte machen ihren Vorgesetzten ihre Aufwartung und erwarten dabei hoffnungsvoll ein Geschenk. Es werden überhaupt, wie bei uns zu Weihnachten, gegenseitig Geschenke ausgetauscht, Backwerk, frische und kandierte Früchte, Lebensmittel aller Art. Jedem Menschen wird Glück, Wohlergehen und Reichtum von Herzen gewünscht, nur nicht dem Sargmacher, denn alle Chinesen schätzen das Leben als ihr höchstes Gut und wollen ein möglichst hohes Alter erreichen.

Von der tibetanischen Grenze bis Yung shang fu hatten wir bei zwei Ruhetagen in 16 Tagen 517 Kilometer zurückgelegt.



XVI.

Bis nach Indien.

Ob wir für den 16. Februar, den Neujahrstag, Karawanenleute bekommen würden, war uns sehr zweifelhaft. Aber der Mandarin hatte befohlen und wirklich erhielten wir, was wir wünschten, wenn wir auch den Verhältnissen Rechnung tragen und mehr bezahlen mußten.

Ein Ruhetag wäre uns sehr erwünscht gewesen.

Vergeblich warteten wir zuerst auf die Leute, erfuhren aber beim Mandarin, dieselben wären schon bei uns gewesen, jedoch noch einmal fortgegangen, weil sie uns noch nicht marschbereit gefunden hatten. Sie erschienen auch bald darauf wieder. Alle wünschten uns und unseren Dienern die üblichen „100 Jahre" und machten dreimal Kotau.

Wie sah die Stadt aus! Jedes Haus war verschlossen. Jeder ging gratulieren, konnte daher selbst niemand empfangen und infolgedessen waren die geschlossenen Türen an den Häusern über und über mit Visitenkarten beklebt. Daneben brannten Weihrauchstangen und eine festlich gekleidete Menge wogte in den Straßen.

An einzelnen Straßenecken saßen Spielratten und versuchten ihr Glück im neuen Jahre, manch einer hatte einen großen Haufen Geld neben sich liegen.

Eine Einladung des Mandarin zur Feier des Tages mußten

wir wegen Zeitmangels ausschlagen und ritten von dannen, hindurch unter den von Balken herabhängenden, durchlöcherten Papierstreifen, mit denen die Häuser geschmückt waren. Sie sollen denjenigen mit Geld segnen, der die Türschwelle überschreitet. An den Tagen zuvor hatten wir schon überall Leute getroffen, welche solche in den verschiedensten Farben prangenden Papierstreifen anfertigten und mit glückverheißenden Zeichen bemalten.

Außerhalb der Stadt wurden wir Zeugen eines ausgedehnten Grasbrandes. Ein weites Flammenmeer erstreckte sich über das Gelände hin. Der Chinese steckt das etwa einen Meter hohe, dürre Gras absichtlich in Brand, wie wir erfuhren, um schneller der neu wuchernden Grasnarbe Licht und Luft zu schaffen, damit er auf diesen Ländereien dann sein Vieh auf die Weide schicken kann.

In Pu piao, welches inmitten eines Kesseltales liegt, machten wir Quartier.

Am 17. Februar verließen wir die bisher meist öde Gegend und kamen in eine Auge und Herz erquickende Vegetation. Ueppige Bambuswälder mit so großen Gewächsen, wie ich sie nie zuvor gesehen hatte, riesengroße Magnolienbäume in wunderbarer Blütenpracht, die verschiedensten Palmenarten, ein unserem Schneeballenbaum ähnlicher Baum mit starkduftenden, gelben Blüten, eine Art Oleander und andere grüne Bäume und Sträucher bildeten einen so krassen Gegensatz zu den öden Grasflächen, den Mohn- und Reisfeldern, daß man glauben konnte, plötzlich in eine Tropenlandschaft versetzt zu sein. Die ganze Atmosphäre war von fast betäubendem Dufte erfüllt. Es war eine Pracht.

Auf den Bäumen bemerkten wir große Ballen, welche wir für Nester des Webervogels hielten. Bei näherer Betrachtung stellte es sich aber heraus, daß es Ameisennester waren.

Die Bäume hatten oft einen gewaltigen Umfang. Man konnte denselben, ohne ihn zu messen, bewundern, wenn man sah, wie in einem Dorfe ein hohler Baum eine ganze Schweinefamilie beherbergte.

Unzählige Karawanen kamen uns mit Baumwolle und Zeugstoffen aus Indien her entgegen.

Gegen Mittag erreichten wir einen etwa 100 m breiten Fluß, den Salvin, welcher aber wegen seiner Stromschnellen nicht schiffbar ist. Die Brücke war fortgerissen worden und gerade wieder im Bau, nur die beiden Brückenpfeiler des alten Ueberganges waren übrig geblieben. Boote waren nicht vorhanden, so nötig sie auch gewesen wären. Eine Fähre vermittelte den Verkehr, welchen sie nicht bewältigen konnte, denn hunderte von Ballen lagen auf beiden Seiten des Flusses. Der Karawanenverkehr stockte bedeutend und wir konnten zufrieden sein, nach nur kurzer Rast befördert zu werden.

Nebeneinandergelegte Bambusstangen, durch Querbalken mit einander befestigt, bildeten das Vehikel, auf dem der Fluß überschritten werden mußte. Nur immer ein einziges Tier und nur ein einzelner Mensch konnte die geradezu gefährliche Ueberfahrt antreten. Mit Leichtigkeit konnte man durch den schwachen Bau hindurchtreten und lag dann im Wasser. Zwei Stunden dauerte es, bis wir glücklich das jenseitige Ufer erreicht hatten. Nicht nur nasse Füße hatten wir uns geholt, auch ein großer Teil unserer Bagage war durchnäßt, denn das Floß wurde durch die geringste Last stets unter den Wasserspiegel hinabgedrückt. Unsere Maultiere mußten hinüber schwimmen. Drüben stand ein Treiber und lockte die Tiere, welche von anderen Leuten mit Stöcken ins Wasser waren getrieben worden. Das war nicht ganz leicht gewesen. Erst als das Leittier den Fluß passiert hatte, waren die anderen Tiere ihm gefolgt. Sie mußten trocken gerieben werden und sich erst einige Zeit erholen, ehe wir weiter ziehen konnten.

Da es bereits Abend wurde, konnten wir nur noch 2 Kilometer zurücklegen und blieben dann in einem Dörfchen liegen, welches nur provisorisch für die Brückenarbeiter erbaut war. Bambus und Stroh war das Baumaterial gewesen, und so gewährten die Hütten keinerlei Schutz gegen die Unbilden der Witterung. Auch in dieser Kolonie fehlte es nicht an einer Opiumhöhle.

die gedrängt voll Menschen war, welche einen widerlichen Anblick gewährten.

Wenn man so oft in Büchern liest, daß die Frauen in Yünnan große Füße haben, so trifft dies in der Tat nicht zu. Ich habe keine einzige Frau gesehen, die nicht ebenso wie in Nordchina verkrüppelte Gehwerkzeuge gehabt hätte.



Chinesin aus Yünnan.

Am Abend erlebten wir unser erstes Gewitter, welches glücklicherweise nicht von Regen begleitet war, denn sonst wären wir bei der primitiven Bauart unseres Quartiers gründlich naß geworden. Auch eine Mücke stellte sich ein und wollte mich absolut nicht schlafen lassen.

Am 18. Februar verließen wir Lu djiang ciao etwas frühzeitiger, als wir sonst aufzubrechen pflegten. Wir mußten 15 km, die wir tags zuvor eingebüßt hatten, wieder einholen. Doch sollte dies ein frommer Wunsch bleiben. Wir mußten einen sehr steilen Bergrücken von 6300 Fuß Höhe erklettern und hatten den Kamm mit großer Mühe erreicht, als bei einer kurzen Rast, die wir den Tieren gönnen wollten, uns ein heftiges Gewitter mit Hagelschlag überfiel und uns zwang, die Rast auf 3 Stunden auszudehnen.

Nachdem der Regen aufgehört hatte, konnten wir den ebenso steilen Abstieg wagen, obwohl die Steine noch glatt genug waren, und wir jeden Augenblick Gefahr liefen, abzustürzen. Da kam dann auch nur zu bald wieder der Abend heran. Ein armseliges Dorf, nicht viel besser als unser voriges Quartier, nahm uns auf,

und dann sollten wir uns nicht einmal an Fleischkost kräftigen, denn unser Wirt, ein Muhamedaner, erlaubte uns erst nach langem Hin- und Herreden, ein paar Hühner, die wir pro Pfund mit 192 Käsch bezahlen mußten, zu kochen.

Wir hatten bis zu unserem Quartier, dem Dorfe Tei ping pu 35 km zurückgelegt, doch waren wir durch den Aufenthalt unterwegs nunmehr sogar mit 23 km im Rückstande.

Erst am 19. Februar sollten wir das Versäumte nachholen, obwohl es uns schwer genug wurde. Mehrere Pässe mußten wir mühevoll überschreiten, und wieder überraschte uns ein so kräftiger Regenschauer, daß wir in wenigen Minuten bis auf die Haut durchnäßt waren.

Gegen 7 Uhr abends erreichten wir Teng jüe, wo wir in einer leidlich guten Herberge Aufnahme fanden. Das Haus war noch, weil ein früheres vor kurzer Zeit ein Raub der Flammen geworden war, im Bau begriffen und hatte nur einige Zimmer zum Gebrauche fertig aufzuweisen. Wir begnügten uns mit einem kleinen Imbiß Reis und legten uns dann nieder, froh, die nassen Kleider los zu sein und unsere in den letzten Tagen erheblich angestrengten Glieder ruhen zu können.

Draußen hatte es angefangen zu regnen, sodaß wir uns recht behaglich unter unseren Decken fühlten und zufrieden waren, ein schützendes Dach über uns zu haben.

Auch am Morgen des 20. Februar regnete es noch immer, es goß zeitweise sogar vom Himmel herab.

Wir hielten einen Ruhetag.

Den beiden Mandarinen machten wir Besuche und suchten dann auch den englischen Konsul Mr. Litton auf, der so liebenswürdig war, uns sogleich zu Tische bei sich zu behalten. Er duldete auch nicht, daß wir in der Herberge logierten und ließ nicht eher nach, als bis wir zu ihm in sein gastliches Haus übergesiedelt waren.

Teng jüe, von den Engländern Momein genannt, ist ein sehr großer Ort mit auffallend breiten Straßen. Wie in Talifu und in

anderen großen Städten von Süd-China befanden sich alle Geschäfte außerhalb der Tore. Die Kaufleute sollen diese Einrichtung getroffen haben, um möglichst weit von den Yamen-Dienern entfernt zu sein, die sie in unverschämtester Weise auszubeuten pflegen. Außer in Blechdosen eingemachten Früchten war aber von europäischen Handelsartikeln nichts zu finden.



Chinesenknabe mit Zöpfen.

Auch ein anderer Engländer, Mr. Napier, der beim Zollamte angestellt war, nahm sich unser in dankenswertester Weise an.

Wir lernten an diesem Orte eine sonderbare Art von Schaukeln kennen, welche nicht nur von der Jugend, sondern auch von Erwachsenen mit großer Vorliebe benutzt wurde. Mehrere Bambusstangen waren im Kreise in die Erde gesteckt und oben zusammengebunden, sodaß das Bauwerk einer Laube ähnlich war. An einem Ringe in der Mitte war dann die Schaukel befestigt. Die Bambusstangen bogen sich aber bei der Benutzung so beängstigend, daß man jeden Augenblick gewärtigen mußte, sie würden brechen.

Spaßhaft sahen die Kinder aus, die sich auf den Straßen tummelten. Um bei ihnen in späteren Lebensjahren möglichst

langes Haar zu erzielen, war ihnen der mittlere Teil des Kopfes glatt rasiert. Das ringsherum stehen bleibende Haar wurde dann zu mehreren dünnen, rattenschwanzartigen Zöpfen zusammengeflochten, die manchmal 3—5 an der Zahl, senkrecht in die Höhe ragten. Später bleibt dann das Haar auf der Mitte des Kopfes stehen und ringsherum wird etwa jeden dritten Tag mit dem Rasiermesser gearbeitet.

Auch den 21. Februar blieben wir auf freundlich dringendes Zureden unseres liebenswürdigen Gastgebers noch in Teng jüe. Es war auch insofern nötig, als unsere sämtlichen Sachen, die unter dem Regen furchtbar gelitten hatten, einer gründlichen Instandsetzung bedurften.

Wir hörten jetzt auch Zuverlässiges über den zwischen Rußland und Japan ausgebrochenen Krieg. Zeitungen hatten wir ja unterwegs nicht lesen können und die mündlichen Nachrichten waren zu konfuse gewesen, als daß man ihnen hätte Glauben schenken können.

Die Chinesen haben kein Interesse an politischen Ereignissen und treiben auch selbst keine Politik. Das Volk steht auf dem Standpunkte, daß es Sache der Mandarinen sei, sich um Staatsgeschäfte zu kümmern, dafür würden sie ja bezahlt.

Die Chinesen feierten noch immer Neujahr. Wir sahen, wie sie zur Feier des Tages einen etwa 8 Meter langen Drachen aus Papier durch die Straßen trugen.

Was war es doch für eine Wonne, unter dem Dache des englischen Konsuls behaglich in einem wirklichen Bette, das wir so lange entbehrt hatten, schlafen zu können. Mir war „ganz kannibalisch wohl“ als wie fünfhundert — Tibetanern!

Am 22. Februar ging es weiter.

Der Hauptmann Dietz trennte sich wieder von uns, er wollte nach Mytkina, um dort die Bahn zu erreichen, während wir, der Doktor und ich, in westlicher Richtung auf Bhamo zu weiterritten. Auch von zwei anderen Reisegefährten, von denen freilich jeder 4 Beine hatte, aber nicht minder treue Genossen gewesen waren,

trennte ich mich. Mein Itschang-Pony wurde verkauft und Carlo, meinen Jagdhund, schenkte ich Herrn Napier, der ebenso wie der Konsul ein großer Jagdfreund war. Der brave Carlo wird ihnen hoffentlich gute Dienste leisten.

Unser Gastfreund hatte uns mit Empfehlungsbriefen an die Mandarinen und die verschiedensten Behörden in Indien reichlich ausgestattet. Auch gab er uns einige Rupien bar und einen Chek auf 500 Rupien, der in Bhamo eingelöst werden sollte, für unser deutsches Gold und half uns so aus großer Verlegenheit. Schließlich packte er uns so vielen Proviant aus seinem Vorratskeller auf, daß wir garnicht wußten, wie wir alles fortschaffen sollten. Es war wirklich rührend, wie der freundliche Herr für uns sorgte.

Bei brennender Sonne ritten wir den ganzen Tag über rüstig vorwärts durch eine Gegend, die einen Ornithologen in Entzücken versetzt haben würde. Eine so mannigfaltige und reichhaltige Menge der verschiedensten Vögel kamen uns zu Gesichte, daß wir sie garnicht alle kannten. Ganze Scharen von Kranichen, Gänsen und Enten, viele schwarze Störche, Geier, Königsfischer, und eine Masse anderer Vögel tummelten sich überall.

Wir kamen durch das Land der Zwerge.

So kann man die Bei-yi völlig zutreffend bezeichnen. Es ist ein Volksschlag von außergewöhnlich kleiner Statur, ein chinesischer Mischlingsstamm, sehr sauber im Aeußeren.

Die Männer sind in blaues Tuch gekleidet, tragen einen kleinen Turban und zuweilen unter der Kniehose an den Waden farbige Wickel. Die Frauen kleiden sich in eine Taille mit engen Aermeln und einen Rock, der bis zur Wade reicht. Der Fuß fast bis zum Knie ist mit einer Binde umwickelt, den Kopf schmückt ein hoher Turban. Blau scheint die Lieblingsfarbe dieser Leute zu sein, denn eine andere Farbe war fast nirgends zu bemerken. Nur über der Wade, wo die Binde aufhört, tragen die Frauen entweder ein buntfarbiges oder ein goldfarbenes Tuch. Ihr Schmuck ist sehr reich. An den Armen erglänzen große, breite Ringe von

Silber. Silberne Reifen zieren auch den Hals, und talergroße Platten von demselben Edelmetall dienen in großer Menge vorn und hinten als Rockbesatz und als Schmuck des Turbans. Unverheiratete Frauen tragen keinen Turban und unterscheiden sich so von den verheirateten.



Bergbevölkerung an der indisch-chinesischen Grenze.

Die Priester dieses Völkchens stolzieren mit ihren kahl geschorenen Köpfen in gelben Gewändern und gelben Turbanen einher.

In Nantien, wo wir spät abends eintrafen, übernachteten wir.

Am 23. Februar merkten wir schon die Nähe von Indien. Riesige Palmen strebten gegen den blauen Himmel empor und wiegten ihre Wedel anmutig im Winde. Ueberall, wohin wir kamen, wurden uns Ananas und Bananen zum Kaufe angeboten, und mit Entzücken schwelgten wir in diesen Leckereien. Ueberall auf der Straße bemerkten wir rote Flecke und waren der Ansicht,

daß dort irgend jemand heftig geblutet haben mußte. Die Sache sollte sich aber anders aufklären. Die Eingeborenen haben die Gewohnheit, Betel zu kauen, eine Holzart, welche roten Saft absondert und mit diesem den Speichel färbt. Auch waren Mund und Zähne bei allen diesen Leuten blutigrot.

In dem elenden Gangei nahmen wir Quartier.



Drei Katschinenmänner.
Im Hintergrunde zwei Chinesen.

Am 24. Februar führte unser Weg im Tale des Tai ping, der eine Breite von 600 m hatte, entlang. Der Fluß ist dort nicht schiffbar, da er so seicht ist, daß jeder ihn ohne Gefahr und Beschwerde durchwaten kann.

Wir lernten noch einen neuen Volksstamm kennen, die Katschinen, von den Chinesen yie-jen (wilde Menschen) genannt. So unrichtig ist diese Bezeichnung nicht, denn die Leute sollen sehr räuberisch sein, Karawanen überfallen und vor keinem Verbrechen zurückschrecken. Es ist ein Bergvolk, welches in den Gebirgen an der indisch-chinesischen Grenze lebt und noch nicht unterworfen ist. Die Bevölkerung an der Straße, wenn man diesen Pfad so nennen darf, ist harmloser, weil sie mehr mit zivilisierten Menschen in Berührung gekommen ist.

Das Volk ist außerordentlich schmutzig. Anscheinend waschen sie sich überhaupt nicht.

Die Männer sind nur klein, aber stämmig. Auch sie kleiden sich nur in blaue Gewänder, die bis zur Wade herabreichen, sie tragen einen Turban und sind bis an die Zähne bewaffnet. Ihr

Säbel, einem langen Messer ähnlich, steckt nicht in einer Scheide, sondern ist nur auf der einen Seite an ein Stück Holz von gleicher Länge befestigt. Sie tragen es wie die Russen an einem Schultergurte. Flinten von ältester Konstrüktion bilden ihre Schußwaffe.

Die Weiber sind nur dürftig bis zur Wade mit einem buntgestreiften Tuche bekleidet, welches mit Silberstücken und vielen Muscheln verziert ist. Mehrere eiserne Ringe umschließen die nackte Wade. Durch die Ohrläppchen tragen sie einen fast daumenstarken silbernen Stab von etwa 15 cm Länge, von welchem Ketten und Platten aus dem gleichen Metall herabhängen. Silberne und messingene Ringe schmücken den Hals, bis zu welchem die Haare lose herabfallen. Auch die Frauen haben nur eine kleine Statur.



Katschinenweib.

Die Wohnstätten der Katschinen liegen in den Bergen oder in den Dschungeln so versteckt, daß man nur auf Schleichwegen zu ihnen gelangen kann. Nur selten sahen wir eine ihrer notdürftig aus Bambus zusammengesetzten Hütten.

Unser Nachtquartier hieß Lung chang.

Am 25. Februar ritten wir durch eine mit Ortschaften reich besetzte Ebene und hielten, da es außerordentlich heiß war, in der Nähe eines Ortes eine dreistündige Mittagsrast. Dort befand sich ein offener Markt, auf dem Früchte und Gemüse feilgeboten wurden. Alles konzentrierte sich um einen mächtigen, schattenspendenden Baum. Hunderte von Bei yi und Katschinen trieben

sich dort umher. Der große Kontrast zwischen beiden Volksstämmen fiel hier besonders in die Augen, die ersteren waren peinlich sauber, die letzteren starrten von Schmutz.

Am Nachmittage kamen wir in eine Gegend, die dicht mit mehrere Meter hohem Grase bewachsen war, sodaß wir nur gerade den Fußpfad, auf welchem wir dahinzogen, sehen konnten. Dieser Marsch dauerte mehrere Stunden.



Katschine vor seiner Hütte.

Gegen 5 Uhr erreichten wir den Nam sa kha und fanden dort ein Zeltlager vor. Ein indischer Ingenieur Mr. Mukeji hatte da sein Domizil aufgeschlagen, weil er zur Zeit für die chinesische Regierung eine Straße dort tracierte, die von der indischen Grenze nach Yünnan hinein führen soll. Sie soll die Verlängerung einer Straße bilden, die bereits auf indischem Gebiete von Bhamo bis zur Grenze fertig und großartig angelegt ist. Sollte hier nicht etwa später die von den Engländern projektierte Eisenbahn ihren Einzug halten?

Da wir bis zur Grenze noch mehr als drei Stunden gebraucht hätten und uns in dem Dickicht leicht verirren konnten, wenn uns die Dunkelheit überfallen würde, so folgten wir der Einladung des Ingenieurs gern, blieben bei ihm zur Nacht und verlebten

einen sehr vergnügten Abend. Ich stellte den Verlust meines Aneroid-Barometers fest und schickte einen Kuli nach dem letzten Quartier zurück, damit er ihn holen sollte. Nach zwei Tagen erst kehrte der Kerl zurück und natürlich, wie zu erwarten war, mit der Nachricht, daß der Herbergswirt das Instrument nicht gefunden hätte. Inzwischen hatte der gute Mann wohl die ihm neuartige „Uhr", um sie näher kennen zu lernen, auseinander genommen und dadurch gründlich ruiniert.



Säbel und Tasche eines Katschinen.

Am 26. Februar ging die Reise weiter über verschiedene Höhen, durch hohes Gras und dichte Wälder. Mit jedem Schritte wurde die Vegetation üppiger, wir näherten uns den Tropen. Mächtige Baumriesen flochten ihre dichten Zweige ineinander, dicke Schlingpflanzen rankten sich empor und sorgten dafür, daß das Laubdach völlig undurchdringlich wurde. Farnkräuter von seltener Höhe, Sträucher und Gras bildeten ein unentwirrbares Dickicht. Der Urwald in seiner ganzen Pracht zeigte sich unseren erstaunten Blicken.

Die Ruhe des Waldes wurde plötzlich durch ein ohrenbetäubendes Gebrüll, welches auf beiden Seiten unseres Weges sich erhob, jäh unterbrochen. Wir glaubten erst, daß Katschinen sich gegenseitig anbrüllten, kamen aber dahinter, daß zwei Affenherden sich beschimpften, und das Geschrei wohl einen bevorstehenden Kampf ankündigen sollte. Die Tiere vollführten einen Höllenlärm.

Noch einmal stieg unsere Straße zu einer Höhe von 900 Fuß.

Unter uns erblickten wir den Kuli kha, den Grenzfluß zwischen China und Indien, und bald hatten wir ihn erreicht und waren am Ziele unserer Reise durch das Reich der Mitte angelangt.

Von jetzt ab zeigte die Kompaßnadel wieder nach Norden und nicht nach Süden, wie es von den Chinesen angenommen wird, jetzt hörten die chinesischen Verkehrtheiten auf. Die Bücher konnten wieder aufrecht gestellt werden und brauchten nicht mehr zu liegen, die erklärenden Notizen zu einem Buchtexte wurden nicht mehr oben auf der Seite gemacht, sondern unten, es hieß nicht mehr Ost-Nord West-Süd, sondern Nord-Ost und Süd-West, der Wein wurde nicht mehr heiß, sondern kalt getrunken, auf den Bildern war die Perspektive wieder kleiner dargestellt als der Vordergrund, und die Leute, welche jemandem ihre Achtung erweisen wollten, nahmen die Kopfbedeckung ab, anstatt sie aufzusetzen.



Katschinenfrau.

Mit dem Uebertritt auf indisches Gebiet war unsere eigentliche Reise wohl beendet, aber die Marschleistungen waren noch nicht zu Ende.

Immer noch führte unser Weg uns durch riesenhafte Palmenhaine und Dschungeln, aber es war ein gebahnter Weg, eine schöne, breite Straße, sodaß es eine Lust war, auf dieser durch das Land zu ziehen.

Vom Wege abzuschweifen, war ein Ding der Unmöglichkeit; denn er wurde auf beiden Seiten vom dichtesten Urwalde begrenzt.



Urwald an der indischen Grenze.

Am Abend des 26. Februar erreichten wir Mong Kong Kha.

Von jetzt ab fanden wir die herrlichsten Quartiere in den Bungalows, von den Engländern angelegten Stationen, damit ihre Beamten auf Reisen ein anständiges Unterkommen finden, weil es keine Ortschaften dort gibt. Diese Fürsorge der Regierung für ihre Beamten kommt auch den Reisenden zu gute, denen diese Stationen zur unentgeltlichen Benutzung zur Verfügung stehen. Nur ein Trinkgeld pflegt man dem Wächter zu geben.

Diese Bungalows bestehen aus einem Wohnhause für Europäer, welches meist zwei Wohn- und zwei Schlafzimmer enthält, ein Eßzimmer und zwei Baderäume. Der Komfort ist tadellos. Es fehlt an nichts. Neben dem Wohnhause stehen noch Häuser für die Dienerschaft, eine Küche und Ställe, sowie eine Hütte für den Wächter. Alle Baulichkeiten ruhen auf Pfählen, damit das Ungeziefer, besonders Schlangen, ferngehalten wird, und



Ein Bungalow in Indien.

die frische Luft hindurchziehen kann. Es herrscht infolge der Bauart entzückende Kühle in diesen Wohnstätten, sodaß man sich wirklich dort zu erholen vermag.

Solche Bungalows befinden sich immer mit ca. 12 englischen Meilen Abstand von einander an der Straße.



Pagoden in Rangoon.

Wir erledigten täglich zwei solcher Abstände, mußten aber sehr früh aufbrechen, weil wir der enormen Hitze wegen mittags drei bis vier Stunden zu rasten gezwungen waren.

Am 28. Februar erreichten wir Bhamo und gaben sofort unsere Empfehlungsbriefe vom Konsul Litton an die Adressaten ab. Ueberall wurden wir mit offenen Armen und dem größten Entgegenkommen empfangen.

Hier hielten wir Kehraus.

Alles, dessen wir nicht mehr bedurften, schenkten wir dem Kuli aus Itschang und dem Soldaten aus Atundze, gaben

ihnen ihren Lohn und glückstrahlend zogen sie mit ihrer Beute heimwärts.

Nach zweitägigem Aufenthalte in Bhamo fuhren wir mit dem Dampfer nach Kata und erreichten hier die Eisenbahn, um über



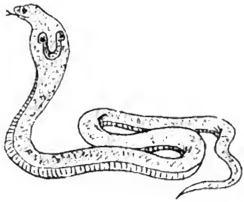
Mann und Frau aus Burma.

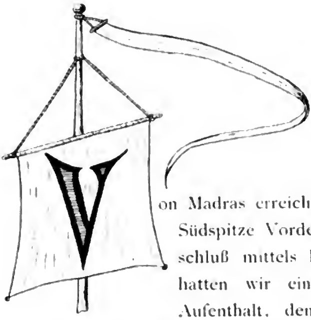
Mandaley den Hafen Rangoon zu gewinnen. Hier fanden wir unser von Tientsin dorthin entsandtes Gepäck und warfen uns wieder in friedliche Bürgergewänder. Nur die harte Haut an den grob gewordenen Händen und der Vollbart verriet noch das

Leben in der Wildnis. Man hatte uns, da wir zwei Monate über die festgesetzte Zeit ausgeblieben waren, bereits als verloren betrachtet. Anderthalb Tage blieben wir unter der Fürsorge des deutschen Konsuls, Herrn Scharnhorst.

Unser Mafu und Herr Zeling, unser Haushofmeister, konnten sich garnicht satt sehen an der schönen Stadt und an den großen Schiffen im Hafen. Wir sandten beide ebenfalls auf dem Wasserwege in ihre Heimat zurück, die sie auch, wie sie mir geschrieben, glücklich erreicht haben.

Wir selbst benutzten einen Dampfer nach Madras, weil wir so am schnellsten nach Colombo gelangen konnten.





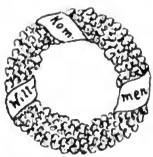
Heimwärts!

.....

Von Madras erreichten wir mit der Eisenbahn die Südspitze Vorderindiens und hatten sofort Anschluß mittels Dampfers nach Ceylon. Dort hatten wir einen fünftägigen, unfreiwilligen Aufenthalt, den wir benutzten, diese paradiesische Insel uns anzusehen, bis die „Seydlitz“ vom Norddeutschen Lloyd in den Hafen von Colombo einfuhr und uns aufnahm, um uns in Genua an Land zu setzen.

In Neapel fanden wir die „Hohenzollern“ vor und begrüßten schon hier unseren Kaiser, Allerhöchstwelcher gerade auf einer Mittelmeerfahrt begriffen war.

Von Genua brachte uns das Dampfroß nach Berlin, wo wir am 1. April eintrafen.



Druck von Julius Abel, Greifswald.

